Heft 2, Juni 2017 / 97. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Redaktion:
Dr. Anna zu Stolberg

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung von bis zu 2 Heften für Mitglieder 8 €. Weitere Exemplare zum Einzelverkaufspreis erhältlich..

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Das Belvedere in Bruchsal, ein ehemaliges Schießhaus, das zwischen 1756 und 1761errichtet wurde.
(Foto: H. P. Safranek)

Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 164

Zu diesem Heft
Heinrich Hauß 165

AUFSÄTZE

275 Jahre Grundsteinlegung der Peterskirche in Bruchsal
Ein würdiges Gedenken
Stefan Schuhmacher 167

Die Kunst Bruchsal zu sein
Gedanken zur nachhaltigen Stadtentwicklung von Bruchsal
Hartmut Ayrle 178

Jung-Stillings letzte Lebensjahre in Karlsruhe, 1806–1817
Erinnerung an den Arzt, Wirtschaftsprofessor und religiösen Schriftsteller anlässlich seines 200. Todestags
Gerhard Schwinge 185

50. Todestag: Zum Gedenken an Emil Julius Carl Keßler
Ulrich Boeyng 195

Ein Pädagoge im badischen Parlament
Georg Peter Weygoldt – Abgeordneter der Zweiten Kammer
Konrad Exner 203

Leibarzt der Kaiserin
Ein Gedenken zum 100. Todestag von Dr. Paul Schliep
Reiner Haehling von Lanzenauer 212

Ein fast vergessener Vordenker des Naturschutzes
Zum 200. Geburtstag von Philipp Leopold Martin
Elmar Vogt 215

Albtraum Badische Alb
Wie ein Waldgebiet der Windkraft geopfert wird
Wolf Hockenjos 217

»Ein zwölf Schuh langes achromatisches Seherohr von dem Jüngeren Dollond«
Zur 248-jährigen Geschichte eines astronomischen Fernrohrs aus dem Bestand der ehemaligen Mannheimer Sternwarte
Kai Budde 226

Wer sang die Euryanthe? Ein Blick auf die digitalisierten Theaterzettel des Karlsruher Hoftheaters
Ludger Syré 238

Aufstand der »Naturburschen«?
Der FC Germania Karlsdorf in der badischen Presselandschaft 1934/35
Florian Wittmann 259

Zur Situation des Deutschunterrichts im Elsass
Monique Matter / François Schaffner 270

AUSSTELLUNGEN IN BADEN

Karlsruher Heimaten »Neue Aspekte der Stadtgeschichte«
Heinrich Hauß 281

#Waldschwarzschön – Black Forest remixed! Badisches Landesmuseum: Museum beim Markt
Eine Ausstellung im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg 2017
Heinrich Hauß 283

500 Jahre evangelischer Glaube in Baden-Baden
Bericht von einer Ausstellung
Gerhard Schwinge 286

GEDENKTAGE BADISCHER GESCHICHTE

Wer war die Frau mit der Signatur »EK«?
Nach mehr als 20 Jahren lichtet sich das Dunkel zu ihrer Person dank Badischer Zeitung und eines aufmerksamen Lesers
Volker Scheer 293

AKTUELLE INFORMATIONEN

Redaktion: Heinrich Hauß

Beatrice Mall-Grob wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2017 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet
Elmar Vogt 296

Basler Stadtbuch nur noch online
Elmar Vogt 297

Dominik Wunderlin in den Ruhestand verabschiedet
Elmar Vogt 297

Die GEEK wählt Dorothee Kühnel zur Vorsitzenden 298

PERSONALIA

Zum 75. Geburtstag von Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Als Wahl-Badener im badischen Landesteil heimisch geworden
Volker Kronemayer 300

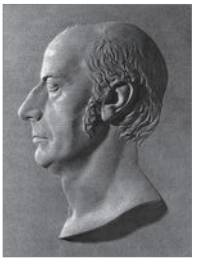
AUS DEM LANDESVEREIN

»Pressegespräch ›Badische Heimat‹«
Montag, 20. März 2017, 15 Uhr, Kleiner Sitzungssaal des Rathauses Bretten
Heinrich Hauß 302

Reglement bezüglich der Einrichtung eines Arbeitsbereichs Kooperationen in der Geschäftsstelle der BH
Sitzung am 29. März 2017
Bodman-Team 303

»Gemeinsam weiter über die Zukunft der regionalen Heimatverbände nachdenken«
Zu Josef Kreuzbergers Aufsatz »Die Zukunft der Heimatverbände«
Heinrich Hauß 305

25. April 2017: 65 Jahre Baden-Württemberg
Heinrich Hauß 307



AM OBERRHEIN

»Heimetsproch ùn Tràdition«
Selbstdarstellung eines elsässischen Heimatvereins
Heinrich Hauß 309

Zuschriften 311

Buchbesprechungen 316

Editorial

Sehr geehrte Damen und Herren!

Das vorliegende Heft 2/2017 enthält wieder eine Reihe verschiedener, interessanter Aufsätze. Ich danke den Autoren und in gewohnter Weise unserer Schriftleitung. Zugleich wird die angestoßene Diskussion über eine Zukunft der Heimatverbände fortgeführt.

Derzeit beschäftigt sich ein Arbeitsteam mit Dr. Bernhard Oeschger, Dr. Volker Kronemayer, Dr. Gabriele Sobottka und Frau Daniela Koehler intensiv mit einer Neukonzeption unserer Home-Page.

Und endlich, nach langem Vorlauf, fängt die Arbeit an unserem Haus der Badischen Heimat an, der Kran steht, das Haus ist eingerüstet, die Arbeit am Dach und an der Fassade hat begonnen. Wir werden darüber im nächsten ausführlich Heft mit Bild und Wort berichten.

Nun wünsche ich allen eine genussvolle Lektüre und eine erholsame Urlaubszeit.

Ein herzlicher Gruß

Dr. Sven von Ungern-Sternberg,
Landesvorsitzender

Zu diesem Heft

In Heft 1/2017 habe ich auf ein von der Redaktion anvisiertes Identitätskonzept hingewiesen: Identität in Form von »regionalen kulturellen Identitäten in Baden«. Wir versuchen mit diesem Konzept, Identitäten durch Geschichte und Kultur der jeweiligen badischen Regionen gerecht zu werden. Die Aufsätze zu Bruchsal unter dem Aspekt der »Wiedereröffnung der Beletage« am 28. April 2017 als Abschluss des Wiederaufbaus des Schlosses können als Beispiel dieses Konzeptes gelten: Gunter Bachmann von Vermögen und Bau Baden-Württemberg hat davon gesprochen, dass mit der Wiedereröffnung der Beletage »Bruchsal seine Identität wieder zurückgegeben« wurde.

Es ist eine zunächst lokale Identität, die in einer speyerisch-fürstbischöflichen Residenz ihren Ursprung hatte und im 19. Jahrhundert als badischer Witwensitz weitergeführt wurde. Im Schloss in Bruchsal findet die Identität gewissermaßen ihre architektonische und stadtprägende Gestalt. Heute wird sie wohl als eine der multiplen Identitäten der Stadt (Hartmut Ayrle) empfunden.

Bei der publizistischen Aufarbeitung ist die Redaktion auf die Zusammenarbeit mit den entsprechenden Kulturämtern angewiesen. Die Redaktion bedankt sich besonders bei Thomas Adam für seine Bereitschaft zur Mitarbeit. Der versprochene Aufsatz zur »Wiederherstellung der Beletage des Bruchsaler Schlosses« ist leider nicht rechtzeitig eingegangen und wird in einem der kommenden Hefte veröffentlicht.

Auf den Bericht der Sitzung des Bodman Teams vom 29. März 2017 zum Thema »Arbeitsbereich Kooperation in der Geschäftsstelle« ist besonders hinzuweisen. Es handelt sich bei dem vorgeschlagenen Projekt »Kooperationen« eigentlich um eine Wiederaufnahme der in § 11,6 der Satzung festgelegten Aufgaben (Herstellung und Pflege von Kontakten).

Josef Kreuzberger, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, hat sich in Heft 2007/1 der Schwäbischen Heimat mit der »Zukunft der Heimatverbände« auseinandergesetzt. Seine Ausführungen zur Lösung der Krise der Heimatverbände habe ich im Aufsatz »Gemeinsam weiter über die Zukunft der regionalen Heimatverbände weiterdenken« im Hinblick auf die Badische Heimat verarbeitet. In Heft 2/2017 des Schwäbischen Heimatbundes hat der »Hohenstaufenkreis im Schwäbischen Heimatbund« ein Memorandum unter dem Titel

»Schwäbische – Heimat – hat – Zukunft« veröffentlicht, das einen »Strukturwandel des Heimatbundes« fordert. Wir werden im nächsten Heft darauf zurückkommen.

Unter der Rubrik »Gedenktage badischer Geschichte« beschäftigt sich Uwe Boeyng anlässlich des 150. Todestages mit Emil Carl Kessler (1813–1867), einem Unternehmer in der Frühzeit der Eisenbahngeschichte. Gerhard Schwinge erinnert aus Anlass des 200. Todestages an den Arzt, Wirtschaftsprofessor und religiösen Schriftsteller Jung-Stilling (1806–1817) und seine letzten Lebensjahre in Karlsruhe. An den 100. Todestag von Paul Schliep, dem Leibarzt der Kaiserin Augusta, erinnert Haehling von Lanzenauer.

Ausstellungen sind mehrere Aufsätze in diesem Heft gewidmet. Im Rahmen der Heimattage Karlsruhe die Ausstellungen »Karlsruher Heimaten« und »#Schwarzwaldschön – Black Forest remixed«. Mit der Reformation beschäftigt sich ein ausführlicher Bericht zur Ausstellung »Reformation mit Hindernissen« in Baden-Baden.

Der »Weckruf« von Herrn Prof. Andermann in Heft 1/2017 hat erfreulicherweise weitere Zuschriften zur Folge gehabt, die wir gerne in diesem Heft abdrucken.

Heinrich Hauß

Schloss Bruchsal (Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg)

275 Jahre Grundsteinlegung der Peterskirche in Bruchsal

Ein würdiges Gedenken

Stefan Schuhmacher

Wildbewegte, kriegerische Zeiten zu meistern und dazu ein ramponiertes Hochstift Speyer mit kaputtem Kaiserdom auf Vordermann zu bringen, gehörten zum schwierigen Lebensgeschäft des Fürstbischofs und Kardinals Damian Hugo von Schönborn. Der Erbauer des Residenzschlosses Bruchsal hinterließ mit St. Peter als Pfarr- und Grabeskirche für sich und seine Nachfolger einen eindrucksvollen Sakralbau und ein architektonisches Barock-Highlight. Festlich begangen wurde seinerzeit die Grundsteinlegung des fast ganz original erhaltenen Gotteshauses und im Frühjahr die 275. Wiederkehr dieses Ereignisses.

Kein geringerer als Balthasar Neumann, der berühmte Treppenspezialist des Schlosses, plante dem Kirchen- und Landesfürsten in Personalunion trotz einschränkender Vorgaben ein Meisterwerk. Mancherlei Widrigkeiten, die Zeitläufe, die Finanzen und auch teilweise der oft kranke, abwesende, auch eigensinnige Bauherr selbst verhinderten die exakte Verwirklichung der im Karlsruher Generallandesarchiv aufbewahrten Pläne aus dem Würzburger Büro des »ausgeliehenen« Stararchitekten. Nachfolger Kardinal Franz Christoph von Hutten blieb dank gut gefüllt ererbter Geldschatulle die Vollendung der Schönborn-Bauten Schloss wie Kirche vorbehalten.

Mit Festgottesdienst, Festvortrag, einem Orgelkonzert an vier Instrumenten und einer eigens zusammengestellten Sonderausstellung im Kirchenraum zur Historie der Kirchengründung feierte Ende März 2017 die Bruchsaler Seelsorgeeinheit St. Vinzenz die 275. Wiederkehr der Grundsteinlegung der Peterskirche. Rührige Verantwortliche des Fördervereins zur Erhaltung der Barockkirche St. Peter hatten dieses anspruchsvolle Programm zur Wiederkehr in die Wege geleitet und aktiv begleitet. Das kostbare Barockbauwerk aus dem 18. Jahrhundert wurde nie verstaatlicht, sondern blieb nach der Säkularisation pfarrkirchliches Eigentum – mit erheblichen finanziellen Folgen. Über Beiträge, Spenden und die Konzerterlöse der »Meisterkonzerte« des Fördervereins – die Gagen übernimmt als Kulturförderung ein örtliches Bankinstitut – wird die schwere Baulast für die Seelsorgeeinheit – früher die kleine Pfarrei St. Peter – und das Erzbistum Freiburg verringert.

Letzte Großaufgabe war die Neubeschieferung der komplizierten Dachlandschaft. Das Projekt erstreckte sich mit Sanierung maroder Holzteile des Unterbaus über zwei Jahre. Zwei Spezialisten der Dachdeckerzunft verbrachten diese Zeit ständig in gefährlich luftigen Höhen. Im Innern des Kirchenraumes steht eine dringend gebotene Auffrischung der Wände als nächste Aufgabe an.

Die aufwändige und kostenintensive Dacherneuerung dient dem Sakralbau als unverzichtbarer Witterungsschutz vor Stürmen und Regen (Foto: Stefan Schuhmacher)

Regelmäßige Gottesdienste sind selten geworden, da nun sechs früher eigenständige Kernstadtpfarreien die heutige Seelsorgeeinheit von Pfarrer Dr. Benedikt Ritzler bilden. Als prachtvolles Ambiente zu Hochzeiten allerdings ist das weithin sichtbare Wahrzeichen der Stadt höchst gefragt. Eifrige Mitglieder des Fördervereins halten seit Jahren an Sonn- und Feiertagen von April bis Oktober nachmittags für Beter und Besucher die Kirchentüren offen, auch in diesem Jahr. Sonderöffnungen mit Gruppenführungen sind buchbar. Denn der Sakralbau ist auch ein einmaliges, wunderschönes historisches Monument.

Die »neue« Peterskirche

Blicken wir 275 Jahre zurück. Der 26. März 1742 war ein Ostermontag. An diesem Tag vollzog der Bauherr der St. Peterskirche, der im Bruchsaler Schlossneubau residierende Kardinal und Fürstbischof des Hochstiftes Speyer, Damian Hugo Graf von Schönborn (geb. 19. September 1676 in Mainz – gest. 19. August 1743 in Bruchsal), »unter großer Festlichkeit« die Grundsteinlegung zum heutigen Barockjuwel. Vom Bauherrn war es als neue Pfarrkirche für die älteste Pfarrei der Stadt, die Peterspfarrei, und zugleich als Grabeskirche der Fürstbischöfe des Hochstiftes Speyer konzipiert.

Die neue Peterskirche war nicht der erste, aber zusammen mit der Hofkirche im Südflügel des Residenzschlosses der beachtlichste der gut zehn Sakralbauten dieses geistlichen Vertreters aus der vom sprichwörtlichen »Bauwurmb« befallenen Familie. Aber was nach der Zerstörung von 82 % der Bausubstanz Bruchsals mit 1000 Toten am 1. März 1945 bedeutsam ist: Das in der Entstehungszeit nicht ganz vollendete Gotteshaus blieb – neben dem wesentlich bescheideneren Belvedere, dem Schießhaus von Schönborns Nachfolger Hutten – von Bomben verschont und überdauerte den Zweiten Weltkrieg völlig unbeschädigt.

Wenige Veränderungen bei notwendigen Renovierungen

Auch drei Renovierungen im 20. Jahrhundert veränderten seinen Charakter nicht grundlegend. Vielmehr hat eine Generalüberholung Anfang der 1960er Jahre sogar für eine im Stil passende Altarergänzung im linken Seitenschiff und damit zur Verbesserung der Situation im Innenraum geführt. Aus einem einfarbig weiß gefassten Kriegeraltar von 1914 entstand in der Ägide von Pfarrer Johannes Herp der »barockisierte« Johannesaltar. Zentrale Zierde wurde eine vorhandene Täuferfigur aus dem Hauptschiff. Zwei flankierende Putti erhielten mit »Muschel« beziehungsweise »Bienenkorb« die passenden, legendären Attribute des Heiligen. Der neue Altar geriet zum gelungenen Pendant zum originalen Nepomukaltar im rechten Seitenschiff. Dieser war unter Schönborns Nachfolger Kardinal von Hutten durch Sponsoring eines Hofbeamten entstanden. (Johannes Nepomuk, gut 300 Jahre zuvor prominentes Moldaumordopfer in Prag, Berater des Königs und Beichtvater der Königin, wurde nach seiner Kanonisierung zum Heiligenstar der Barockzeit und allgegenwärtigen Brückenheiligen als legendärer Wahrer des Beichtgeheimnisses.)

Der bisherige Fußboden der Kirche aus blassrotem Sandstein wurde mit gelblichen Sollnhofer Platten bestückt. Damit verbesserte man den visuellen Eindruck ebenso wie durch die jetzt helle Farbgebung der Innenwände. Der Zelebrationsaltar – gemäß dem II. Vatikanischen Konzil gewendet in Rich-

Das eindrucksvolle barocke Innere der Peterskirche (Foto: Martin Heintzen)

tung Kirchenvolk – war damals eine zurückhaltende Kopie der Altartische von Marien- und Sebastianusaltar und befand sich zwischen diesen beiden Vierungsaltären mittig vor den Chorstufen.

Eine stärker ins Auge fallende Veränderung indessen erfolgte in den 80er Jahren. Unter der Vierungskuppel über der Bischofsgruft entstand eine quadratische Altarinsel in Schwarz mit silberner Möblierung. Form und Farbgebung sind gewollter Kontrast zu den verspielten Rundformen des Barock und seinen vielen goldgefasst schimmernden Details. Durch die Neuordnung der Bestuhlung flankieren nun an drei Seiten die Gläubigen die manche Besucher etwas befremdende Zelebrationsstätte.

Der Bauherr und sein Plan

»Wer hat zur größeren Ehre Gottes die hiesige Hofkirche, die Kirche zu St. Peter, die Kirchen zu Büchelnau, Wiesenthal, Hambrücken und Michaelsberg ganz neu aufgeführt?«, fragt Augustin Forster bei der Aufzählung der Guttaten in seiner Leichenrede im Herbst 1743 auf den Speyerer Barockkirchenfürsten des Grafenhauses derer von Schönborn. »Wer anders als Damian Hugo, der größte und besterfahrenste Baumeister?«

Ein lange gehegter Plan Schönborns war, außer der Hofkirche eine zweite, schöne Pfarrkirche in seiner Residenzstadt zu gründen. Laut Chronist Wendelin Thierry († 1807) »aus dem Grund auf nach dem Modell der Peters Kirch zu Rom«. Eine Aussage, die Fachleute gern in Zweifel ziehen. Grundsätzlich kannte Kardinal Schönborn die ewige Stadt und den Petersdom aus Studienjahren zusammen mit einem seiner Brüder im Collegium Germanicum (1693 bis 1695). Überdies war er samt großem Gefolge anlässlich zweier Papstwahlen als Teilnehmer an den Konklaves 1721 und 1730 für mehrwöchige Aufenthalte in die Ewige Stadt gereist. Aus Balthasar Neumanns Würzburger Büro stammt ein anschaulicher Plan mit einer beachtlichen Kuppel über der Vierung des als griechisches Kreuz ausgebildeten Neubaugrundrisses.

Die Schlosskirche der Residenz kam als Grabeskirche grundsätzlich nicht infrage. Doch die Kombilösung St. Peter als Pfarr- und Grabeskirche war sinnvoll und sparte womöglich bares Geld. Zumal wenn man die großzügigen Vorschläge etwas abspeckte und manches anders ausführte, als Stararchitekt Balthasar Neumann (geb. Ende Januar 1687 in Eger – gest. 19. August 1753 in Würzburg) es erdacht und aufgezeichnet hatte. Der konnte nur ab und zu vorbeischauen und nicht alles ständig überwachen. Bauleiter vor

Der Kirchenarchitekt: Balthasar Neumann, Barockbaumeister, Architekt, Geschützgießer, Obrist, Feuerwerker (Bildnis nach einem Original im Mainfränkischen Museum Würzburg)

Ort war der ortsansässige, in fürstbischöflichen Diensten stehende und die Bauaufsicht führende Werkmeister Johann Georg Stahl, übrigens ein Lutheraner.

So wurde die geplante Kuppel verkleinert und abgeflacht. Die Außenwände erhielten keinen Putz und keine Farbfassung, die trefflich stuckierten Rahmen für Deckenbilder blieben ohne zeitgenössische Gemälde. Erst 1907/09 wurden sie durch den Münchener Kunstmaler Josef Mariano Kitschker neobarock ausgemalt und fünf Jahrzehnte später bereits zum großen Teil wieder übertüncht. Die Nische in der Front über dem Hauptportal musste hundert Jahre auf eine Petrusstatue warten. Auf eine im Entwurf vorgesehene Barocktreppe am Haupteingang wurde verzichtet.

Die Ursachen dafür sind in den wirren, kriegerischen Zeitläufen zu suchen. Vielleicht sollte auch die Bistumskasse zugunsten anderer Projekte, die es in Hülle und Fülle gab, geschont werden. Denn der Bauherr wollte am Bauplatz noch vorhandene Bausubstanz als Ostschiff in den Neubau integriert wissen.

Die gotische Vorgängerkirche

An Stelle der 1278 urkundlich erwähnten *capella sancti Petri* waren die beachtlichen Reste einer gotischen Hallenkirche aus dem 14. Jahrhundert mit Kirchturm in der Südwestecke vorhanden. Von ihr stammende Gurt-, Gesims- und Fensterbogenteile aus Gelbsandstein sind noch immer an der südlichen Außenwand des östlichen Seitenschiffes zu sehen. Die Strebepfeiler dort sind alt und waren wegen der dünnen Wandung zur Dachlastaufnahme notwendig. Solche waren am westlichen Neubauteil mit größerer Wandstärke statisch nicht mehr nötig. Diese wurden nur der symmetrischen Optik wegen aufgeführt. Der Grundriss zeigt dies deutlich.

Der gotische Bau von über 70 Metern Länge war seit 1689 eine Ruine, eingeäschert im Pfälzischen Erbfolgekrieg durch französische Truppen, die auch die gesamte Stadt niederbrannten. Eine letzte Reparatur am als Notkirche genutzten Ostchorteil führte ein Georg Brandmeier 1721 für die stattliche Summe von 751 Gulden aus. Er durfte »die verbrochenen Zierat oben in den Fenstern, wo es von nöten, new hawen [aus Stein neu hauen] und die anderen ausflicken«. Restliches Mauerwerk des einstigen Langhauses musste im Frühjahr 1738 für die Fundamentierung des Bauvorhabens abgetragen werden. Der alte Chor blieb auf Wunsch des Bauherrn kostensenkend stehen als das nur wenig verkürzte, heutige östliche Querschiff der Barockkirche.

Verzögerungen für den Baustart

Die Verwirklichung des Bauwunsches verzögerte sich über ein Jahrzehnt. Schuld war wie so oft ein Krieg, diesmal zwischen Frankreichs König Ludwig XV. und Kaiser Karl VI. Der ließ Damian Hugo am 27. März 1734 aus Bruchsal flüchten. Die Franzosen berannten damals die Festung Philippsburg und zwangen die Besatzung zur Übergabe. Erst nach langem Aufenthalt im Fränkischen kehrte der Kardinal am 11. März 1737 »umjubelt« zurück. Die Verwüstungen im Fürstbistum hielten sich einigermaßen in Grenzen. Es gab aber dennoch mancherlei Schäden zu reparieren.

Wenige Wochen nach der Rückkehr und Wiederaufnahme der Amtsgeschäfte erkrankte der 60-jährige Kardinal ernsthaft. Deshalb verfügte er am 28. August 1737 in

seinem Testament, 50 000 Gulden aus eigener Schatulle zum Bau der St. Peterskirche in Bruchsal zu verwenden, falls er sie nicht mehr bauen könnte. Schließlich sollte sie ja auch seine Grabeskirche werden. Das Gründungsfest ließ noch lange auf sich warten.

Architektensuche

Gern hätte Damian Hugo für seinen Peterskirchenbau den reputierten Baumeister Peter Thumb, unter anderem Schöpfer der Klosterkirche Birnau am Bodensee, gewonnen. Doch der Konstanzer Ratsherr lehnte ab wegen Arbeitsüberlastung, fortgeschrittenem Alter und der großen Entfernung zur Baustelle. Letzteres war ein Umstand, der zu beschwerlichen Reisen geführt hätte. Die nahm nun ein anderer als Planer und Architekt auf sich: der nimmermüde, so bekannte wie befähigte Balthasar Neumann, für Schönborn kein Unbekannter, der übrigens volle sieben Lebensjahre im Pferdesattel saß und seine zig Baustellen bereiste. Von ihm sind ein rundes Dutzend Bruchsal-Besuche dokumentiert.

In einem Brief hatte Schönborn Ende 1737 seinen Bruder Friedrich Karl, Bischof von Würzburg und auch von Bamberg, gebeten, Neumann für einige Wochen zur Besprechung von Bauvorhaben zu beurlauben. Der Architekt mit renommiertem Büro in Würzburg hatte nämlich bereits 1731 »das Loch in der mitten« im Bruchsaler Schloss mit seinem genialen Treppenhaus versehen und damit die eigenmächtigen Bausünden des Kardinals am Schlossbau vergessen lassen. Dadurch hatte er sich für weitere Aufträge – für den Hofkirchenturm als Campanile, ein Torwachtgebäude und das Jagdamt – empfohlen. Die Erlaubnis kam postwendend. Der vielbeschäftigte Neumann folgte auch.

Der Bauherr der Peterskirche in Bruchsal: Damian Hugo Philipp Graf von Schönborn, Kardinal und Bischof von Speyer 1719–1743, Bischof von Konstanz 1740–1743 (Foto: Martin Heintzen, Original im Städtischen Museum Bruchsal)

Bauvorbereitungen und Planungen

Im Frühjahr 1738 besuchte er für wenige Tage Bruchsal, auch wegen des Kirchenbauvorhabens. Die Sprengung des alten Turmes am 22. März leitete Artillerieoffizier Neumann höchstpersönlich. Seinen Bamberger Dienstherrn unterrichtet er in einem Brief gleichen Datums: »Heindt werde [ich] ein Teil der alten Kirchen von St. Peter dahier sambt den hohen Turm niederlegen, damit die hier ney concepirte Kirchen gleich solle angefangen werden zu bauen.«

Neumann und sein Büro lieferten prompt mehrere Planvorschläge mit Grund- und Auf-

rissen, oft in bescheidener Blattgröße. Weitgehend verwirklicht wurde die in einem Aufrissplan von 1738 konzipierte Frontansicht der Peterskirche mit den beiden schlanken Zwiebeltürmen (Format des Plans 31,4 x 29,5 cm; im Karlsruher Generallandesarchiv aufbewahrt). Der finale Ausführungsplan existiert nicht mehr. Er wurde auf der Baustelle in den Jahren zerschlissen. Nicht verwirklich wurde ein erster Vorschlag, freistehende Altäre in den Seitenschiffen zu errichten (laut Grundrissplan von 1738). Die Altäre wanderten an die Vierungsecken des Chorteils.

Langsamer Start

Die Aufräumarbeiten zogen sich hin. Langwierige Erdarbeiten für das in Süd-Nord-Achse gedrehte Hauptschiff in den abfallenden Hang hinein waren vonnöten. Der alte Kirchhof um die gotische Hallenkirche musste mit gebührender Pietät aufgelassen werden. Doch erste Fundamentierungsarbeiten begannen im Spätsommer. Aber Materialprobleme verzögerten den Bau der Grundmauern im Erdreich.

Der »verlangsamte« Baufortschritt hatte auch mit Materialschwund zu tun, genauer mit Abbruchmaterialklau. Vom Baufortgang hatte Stadtschultheiß Neckermann an den Fürsten regelmäßig Bericht zu erstatten. Für Hand- und Spanndienste musste die Stadt Untertanen rekrutieren. Der Fürstbischof hielt eigens für Bauaufgaben über 40 Pferde und etliche Ochsengespanne. Bei Hochbetrieb reichte dies allerdings kaum. Doch Bruchsaler Bauern und Fuhrleute, die als Leibeigene diese Hand- und Spanndienste zu leisten hatten, luden die rückgewonnenen Steine der Kirchenruine ungern auf dem vorgesehenen Zwischenlagerplatz ab. Vielmehr karrten sie ganze Fuhren nach Hause, vielleicht zum zahlenden Nachbarn oder eben dorthin, wo preisgünstiges Baumaterial benötigt wurde. Manche Mauersteine dürften so als Kirchenabraum in der bäuerlichen Unter- oder Obervorstadt unerkannt zu Bestandteilen von Scheuern oder Schweineställen geworden sein. Schönborn geriet über solche Vorgänge in Rage, weil das Fundamentieren dadurch kaum voran kam und sich wegen fehlendem Gründungsmaterial wohl auch verteuerte. Er monierte dieses üble Gebaren ausdrücklich beim Stadtoberhaupt und wollte es umgehend beendet wissen.

Daneben wurde der Landesherr ab 1740 zusätzlich noch mit dem vakanten Bistum Konstanz betraut, dessen Koadjutor und Anwärter auf die Bischofsnachfolge er schon länger war. Die Aufgabe erforderte zusätzlich Tatkraft sowie Zeit für Gerangel mit nunmehr zwei Domkapiteln und hatte mehrfach Abwesenheiten zur Folge.

Stadt- und Kirchengemeinde zahlen mit

Nicht alle Baurechnungen musste der Bauherr bezahlen. Im Pfarrarchiv finden sich auf alten Originalrechnungen viele Posten, welche die Kirchengemeinde aus Kollektengeldern berappen durfte. Die Stadt Bruchsal wurde immer wieder zur Kasse gebeten. Manche Lasten aus Barockzeiten dauern bis heute an. So ist die Stadtgemeinde noch immer zuständig für die Glocken in den Türmen und die Turmuhr im Westturm.

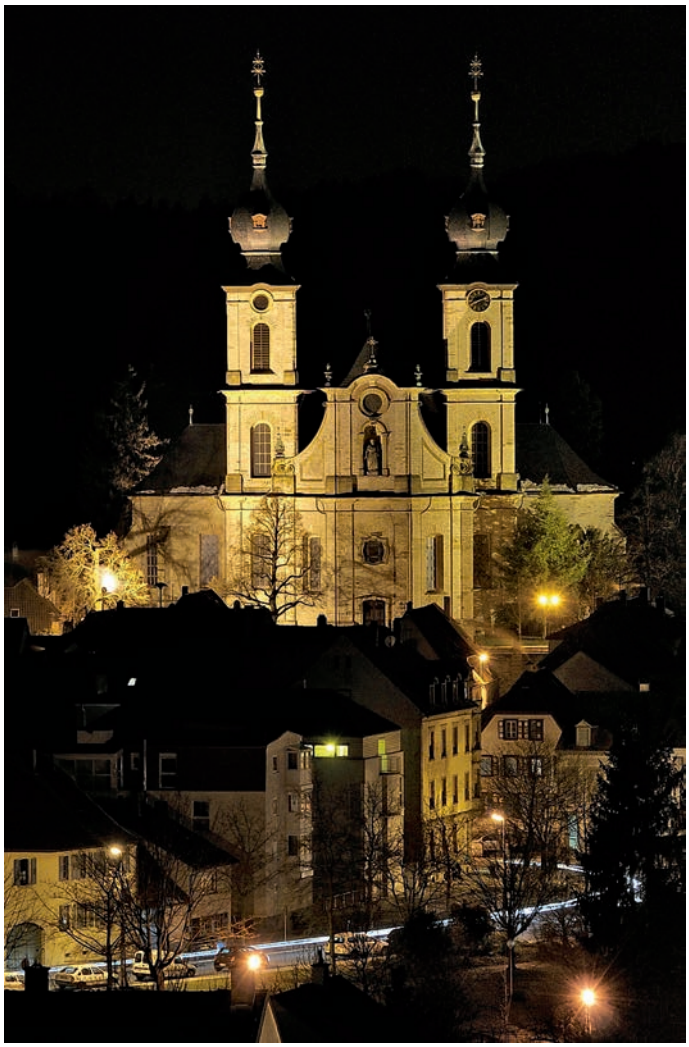
Für die Orgel zu sorgen, war die aufwändigste Verpflichtung. Dies betraf ursprünglich Reparaturen und Stimmung eines in Würzburg gefertigten, einmanualigen Instruments der Firma Seuffert, das seit 1769 auf der

Ein klanglich wie optisch hervorragendes Schmuckstück ist die neue, nach Vorbildern von Johann Philipp Seuffert geschaffene Kirchenorgel im originalen Prospekt (Foto: Max Trinter)

neuen Empore über dem Haupteingangsbereich aufgebaut war. Doch durch Einmalzahlung befreite sich die Stadt von dieser permanenten »Baulast«. Feierlich eingeweiht wurde daher 2004 eine neue, aber in alter Manier gebaute, klangschöne, zweimanualige Orgel, hergestellt nach andernorts noch vorhandenen Vorbildern der mechanischen Seuffert-Orgeln. Im Ergebnis ein klanglich wie optisch hervorragendes Schmuckstück, das schon sehr renommierte Organisten zu Konzerten verlockt hat. Optisch deshalb perfekt, weil der Prager Orgelbauer Vladimir Slajch den geschnitzten, mit Musikengeln verzierten Originalprospekt des »Johann Philipp Seuffert, Hoforgelmacher in Wirzburg« restauriert und in ursprünglicher Farbgebung wiederhergestellt hat.

Der Rohbau wächst nach der Grundsteinlegung

Zwar kamen im Sommer 1740 bereits die Dachschieferplatten »in lauter guter auserlesener Waar« per Schiff von Kaub her in Rheinhausen an; gut vier Jahre vor deren Verwendung als Dachhaut. Doch durch die genannten, bauverzögernden Miss- und Umstände wurde erst anno 1742 – exakt vier Jahre nach Baubeginn – in einem feierlichen Akt durch den Bauherrn, Kardinal von Schönborn per-



Die Zwillingstürme der Bruchsaler Peterskirche von Norden her gesehen (Foto: Martin Heintzen)

sönlich, die Grundsteinlegung der Peterskirche vollzogen. Diese erfolgte, indem, laut der lateinischen Chronik der Bruchsaler Kapuziner, »die Eminenz selbst den ersten Stein seiner neuen, mit der gebührenden Pracht zu errichtenden Pfarrkirche zu St. Peter setzte.«

Bis heute ist der Ort des Grundsteins nicht bekannt. Vermutlich steckt er in einem massiven Mauerteil. Dass dort eine Bleikassette eingemauert wurde, wissen wir. Weitgehend klar sind auch deren Inhalt und der Text der Grundsteinurkunde. Genauer gesagt, es gibt zweierlei Texte. Nicht sicher ist, welcher der beiden eingelegt wurde. Aufgelistet als Beigaben sind: »ein Crucifix, das Kreuz von Holz, das Bildnis von Messing«, diverses »Wachs« – benediziert von drei Päpsten aus der Lebenszeit Schönborns –, »eine Krönungsmüntz von Kayser Carolo VII. und ein Species Dukat von ihro hochfürstlichen Eminenz Damian Hugo von Schoenborn«, weiter »Metallien von B(eatae) Virgine et S(anc)ti. Joanis Nepomuceni«, »Bruderschaftsmetallien curatorum curam animarum habentium St. Joannis Nepomuceni et St. Carolo Borromaei«, ferner ein »Einsiedler Muttergottesbild«.

Ein Teil der Devotionalien könnte von den Romreisen Schönborns zu den Konklaves 1721 und 1730 herrühren. Möglicherweise ist sogar ein Souvenir aus der Studienzeit Schönborns in Rom dabei. Das Marienbild stammt vom Schweizer Wallfahrtsort Maria Einsiedeln.

Der Text der Grundsteinurkunde

Eine Übertragung des Originaltextes der Urkunde ist natürlich nicht möglich. Doch der lateinischen Text einer erhaltenen, vermuteten Urkundenvorlage lautet übersetzt: »Zur

Ehre des allmächtigen Gottes unter des Apostelfürsten, des Heiligen Petrus Schutz unter der Regentschaft des Papstes Benedikt XIV. ich Damian Hugo, Titularbischof der Kirche Heilige Maria vom Frieden, Priester-Cardinal, Bischof von Speyer und Konstanz, des Heiligen Römischen Reiches Fürst aus dem Geschlecht derer von Schönborn. Diese Pfarrkirche, geweihter Sitz des heiligen Petrus schon seit vielen Jahren, durch kriegsbedingte Feuersbrunst zerstört und niedergebrannt, habe ich, aber dennoch ohne irgendeine Verpflichtung für mich und meine Nachfolger einzugehen, aus reiner Liebe zu Gott, zu seiner Ehre und zum Heil der Seelen gleich wie ein Kreuz erbauen lassen und ich habe diesen ersten Stein in die Grundenmauer nach feierlichem Ritus der Kirche eingesetzt, im Jahre des Herrn 1742, am 27. März.«

Das ungenaue Datum könnte daher rühren, dass es sich eben um eine »Musterurkunde« handelt, die im Voraus angefertigt wurde und daher nicht das exakte Datum enthielt. Doch eine ganze Reihe von Gewährsleuten, dazu auch die Kapuziner-Chronik nennen den 26. März als Grundsteinlegungsdatum.

Vollendung durch den Nachfolger

Ein Kapuziner war der »Beichtiger« des Barockfürsten und stand ihm in seiner Todesstunde bei. Wie er selbst vermutet hatte, erlebte Schönborn die Vollendung seiner Pfarr- und Grabeskirche nicht mehr. Der Kirchenbau war erst bis »unters Dach« gediehen. (Gemeint sein dürfte der Rohbau. Denn die hochkomplizierte Dachkonstruktion mit der Dachhaut aus Schiefer, zu der es das Holz eines ganzen Waldes brauchte, konnte zu diesem Zeitpunkt kaum schon fertig sein.)

Ein römisches Mitbringsel begleitete Damian Hugo zeitlebens in Form von Malariaanfällen, der Krankheit, die seinen frühen Tod beschleunigt haben dürfte. Doch starb er wohl an einem akuten Magenleiden am 19. August 1743. »Einbalsamiert«, eher mumifiziert, wurde die sterbliche Hülle vorläufig auf der gegenüber liegenden Talseite des Saalbachs im damaligen Kapuzinerkloster feierlich bestattet. Es sollten noch zwölf Jahre vergehen, bis der Bauherr wunschgemäß in der Gruft von St. Peter zur letzten Ruhe gebettet wurde. Sein Nachfolger Kardinal Franz Christoph von Hutten vollendete das begonnene Werk und sorgte mit viel ererbtem Geld für die prachtvolle Ausschmückung der Schönborn-Bauten. Für die Peterskirche benötigte es noch gut 25 Jahre, doch schon 1746 konnte ein erster Gottesdienst im Trockenen stattfinden.

Auch Hutten diente Balthasar Neumann bis zu seinem Tode 1753 und wurde noch vielfach tätig. Er hatte die Idee zum prachtvollen Hochaltar in halbrunder »Ziborienform«, die sein kongenialer Mitarbeiter Johann Wolfgang van der Auvera umsetzte. Neumann besorgte bei Adam Roth in Würzburg das heute noch originale, 5-fache Barockgeläute, das auf dem Wasserweg anreiste. »Auf dem Mayn und Rhein bin ich nach Bruchsal geflossen«, kündet auf der größten, der Petersglocke, die eherne Randinschrift.

Anschrift des Autors:
Stefan Schuhmacher
Amselweg 6
76646 Bruchsal
monika.stefan.schuhmacher@freenet.de

Die Kunst Bruchsal zu sein

Gedanken zur nachhaltigen Stadtentwicklung von Bruchsal

Hartmut Ayrle

»Erst prägen Menschen die Stadt,
dann prägt die Stadt die Menschen«
(Winston Churchill)

Der Autor stellt einige Überlegungen dazu an, was Stadtentwicklung als Entwicklung menschlicher Lebensräume heute bedeutet, welche Akteure dabei eine Rolle spielen, und was wesentliche Kriterien einer insbesondere nachhaltigen Stadtentwicklung sein könnten. Zum Schluss gibt er einen Ausblick auf die Ausstellung »Die Kunst Bruchsal zu sein«, die begleitend zum Gesamtstädtischen Entwicklungskonzept Bruchsal 2025 gezeigt wird.

Wir bauen unser Biotop

Städte und Gemeinden sind Identitätsstifter für ihre Bewohnerinnen und Bewohner. Sie sind Ankerpunkte für Wohnen, Leben, Arbeiten, Bildung, Freizeit, Kultur.

Städte wurden und werden von Menschen gebaut: manchmal, wie zum Beispiel in Karlsruhe, auf Geheiß einzelner Mächtiger, die einer Stadt einen unverkennbaren Stempel aufprägen. Meistens aber bauen die vielen Bürgerinnen und Bürger der Stadt die einzelnen Häuser und die öffentlichen Gebäude; die Straßen und Plätze sind oft schon entlang alter Wegachsen da oder werden von der Stadtregierung neu festgelegt. In jedem Fall sind es konkrete Menschen und ihr kompliziertes Wechselspiel untereinander, welche die konkreten Gebäude und Stadträume einer Stadt bauen und nach ihren Vorstellungen prägen.

Seit einigen Jahren wohnen weltweit mehr als die Hälfte aller Menschen in Städten – und nicht mehr auf dem Land. Die Mehrheit der Menschen wächst auch in Deutschland in der Stadt auf, als Stadtbürger. Man könnte sagen: Der Stadtraum ist das natürliche Biotop der Menschen. In den Chancen und Risiken dieses Raumes müssen sie lernen, sich zu bewegen, dort versuchen die meisten ein glückliches Leben zu führen. In dieser Umgebung erhalten die meisten ihre wesentlichen persönlichen Prägungen – durch ihre Erfahrungen im Zusammenleben mit Familie, Nachbarn, Freunden, Geschäftskollegen. Und sie werden geprägt durch die Erfahrungen mit den Möglichkeiten und Hinderungen, welche die konkrete bauliche Umwelt ihnen eröffnet und auferlegt. Jeden Tag nimmt die gebaute Umgebung wesentlichen Einfluss auf die Entfaltung der Lebens-Möglichkeiten von Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen und Alten und prägt so ihre Person mit.

Was im sozialen Raum möglich ist, und was im gebauten Raum möglich ist, wirkt zusam-

Blick auf den Kirchplatz mit Stadtkirche (Foto: Martin Heintzen)

men auf uns Stadtbewohner und prägt unsere Kultur und unsere Identität. Nicht ohne Grund spricht man Bürgern unterschiedlicher Städte unterschiedliche Mentalitäten zu; »die Kölner« sind anders als »die Berliner«. Sie werden von unterschiedlichen sozialen und räumlichen Gegebenheiten geprägt. Und es spielen natürlich auch wirtschaftliche und weitere Einflüsse eine Rolle.

Übrigens leben 80 % der Deutschen in Städten mit weniger als 100 000 Einwohnern. Das heißt, Leben in Bruchsal ist durchaus typisch für Leben in Deutschland. Die Großstadt ist noch immer die Ausnahme, die Mittel- und Kleinstadt der Normalfall für 80 % der Deutschen.

Wesentlich ist die Einsicht, dass wir als Bürger und Bauherren einer Stadt wie Bruchsal in eine besondere Wechselwirkung mit unserer eigenen Identität und der unserer Kinder treten: Wir schaffen selbst die Bedingungen, die unsere kulturelle und persönliche Identität prägen. Wir bauen unser Biotop selbst, wir bauen selbst unseren Lebensraum mit allen seinen Rückwirkungen auf uns. Das sollten wir bewusst und sorgfältig tun.

Akteure der Stadtentwicklung

Schauen wir etwas genauer hin. Eine zeitgemäße und zukunftsfähige Stadtentwicklung spielt sich heute in einem komplizierten und vielschichtigen Netz von Einflüssen ab:

Rathausgalerie am Marktplatz. Einbau großer Einzelhandelsflächen in der Innenstadt (Foto: Fotofreunde Heidelsheim)

- Konsolidierung öffentlicher Ausgaben bei sinkenden Einnahmen
- Globalisierung von Märkten und Produktionen, permanenter wirtschaftlicher Strukturwandel und Anpassungsdruck
- Alterung der Gesellschaft sowie Zuwanderung und Internationalisierung
- weiter wachsende Individualisierung und Vereinzelung, soziale Polarisierung
- veränderte Angebots- und Nachfragetypen im Einzelhandel und anderen Einrichtungen der Daseinsvorsorge
- Gestaltungsdefizite und Funktionsverluste von öffentlichen Stadträumen, überholte städtebauliche Strukturen
- Klimawandel, Klimaschutz und energetische Stadtsanierung

Diese globalen und zugleich ganz konkret lokalen Trends werden von einer zunehmend kritischen Zivilgesellschaft begleitet. Bürgerinnen und Bürger wollen verstärkt an kommunalpolitischen Entscheidungen teilhaben. An die Stelle von parteipolitischem Engagement und Wahlen treten in der modernen Informationsgesellschaft zunehmend das projektbezogene Engagement und die Meinungsäußerung über die neuen Medien. Auf diesen Wegen werden unterschiedliche Interessen schneller gebündelt und artikuliert, und langfristige Entwicklungen eher erschwert.

Daher ist es wichtig, dass Kommunen die Interessenkonflikte zwischen Bürgergruppen und jene zwischen Bürger- und Kommunal-Interessen ernst nehmen, dass sie Entscheidungsprozesse transparent machen und Entscheidungen nachvollziehbar begründen. Es bleibt eine dauerhafte Aufgabe, Städte und Gemeinden mit ihren Stadt- und Landschaftsräumen an all diese Herausforderungen maßvoll anzupassen. Es geht darum, die bauliche Substanz und den sozialen Raum der Stadt behutsam immer weiter zu entwickeln.

Die Bürgerinnen und Bürger sind in diesem sich stets wandelnden Lebensraum der Stadt zugleich Handelnde und Betroffene: Sie for-

Das Bruchsaler Rathaus mit Kaiserstraße bei den Heimattagen Baden-Württemberg 2015 (Foto: Fotofreunde Heidelsheim)

mulieren als Bürger und Kunden immer neue Wünsche und Anforderungen, und sie erzeugen damit gerade den Anpassungsdruck, dem sie sich später als Einwohner selbst anpassen müssen.

Wir haben daher in Bruchsal unter dem Titel »Bruchsal Morgen« einen Prozess zur Bürgerbeteiligung gestartet, der zu einem »Gesamtstädtischen Entwicklungskonzept« führt. Damit sollen die großen Entwicklungslinien der Stadt offen diskutiert und unter Mitwirkung der Bürger vom Gemeinderat beschlossen werden. Die Frage lautet: »Wie soll sich unsere Stadt entwickeln? Denken Sie mit! Reden Sie mit! Machen Sie mit! Es ist Ihre Zukunft.«

Nachhaltige Stadtentwicklung

Wir sehen sechs Aufgabenfelder für die nachhaltige Weiterentwicklung Bruchsals:

1 – Bürger-Stadt: Bürgerschaftliches Engagement

Nur mithilfe des Engagements der Bürger selbst können zukünftig die immer umfangreicher und anspruchsvoller werdenden Rahmensetzungen der Kommunalpolitik gefüllt werden. Kommunales Handeln ohne die Mitwirkung der Bürger ist auf Dauer nicht durchzuhalten und geht ins Leere. Ohne Engagement der Bürger gibt es keine nachhaltige, das heißt langlebige Entwicklung der Stadt. Daher wird die Beteiligung der Bürger an wesentlichen Entscheidungsprozessen wichtiger.

Wir müssen uns in Bruchsal fragen, wie wir insbesondere den Bürgern der Kernstadt besser Gehör verschaffen können für ihre Anliegen. Und wir müssen in der Verwaltung eine Wende zur intensiven Nutzung der neuen Medien einleiten, um nicht nur zu Dienstzeiten oder bei Öffentlichkeitsterminen für die Bürger erreichbar zu sein.

2 – Soziale Stadt: Zusammenhalt und Chancen

Die Lebenskultur einer Stadt zeigt sich im sozialen Zusammenhalt ihrer Bürgerinnen und Bürger. Soziales Engagement wächst vor allem in der Nachbarschaft. Nur wer in seinem direkten Lebensumfeld Verantwortung kennen und übernehmen lernt, schafft sozial nachhal-

tige Bindungen an die Stadt und füllt damit den Begriff des Bürgertums wieder positiv.

Stadt ist seit langem die Vision von Chancengleichheit, Teilnahme und Teilhabe, also von Integration. Hiermit hat Bruchsal viele Erfahrungen als Zuzugs- und Sammelbecken über Jahrhunderte hinweg. Nicht zuletzt der Wiederaufbau der vom Krieg zerstörten Stadt ist ein Zeugnis von Zusammenhalt und Integrationsfähigkeit.

Bruchsal wird sich auch weiter als eine offene Stadt zeigen, voller Chancen auch für Zugezogene.

3 – Innovative Stadt: Motor wirtschaftlicher Entwicklung

Städte sind Motoren wirtschaftlicher und damit gesellschaftlicher Entwicklung. Die urbane Vielfalt und Verschiedenheit regt andauernd neue Anpassungsprozesse an. Die urbane Ökonomie soll kreative und innovative Forschung verknüpfen mit Produktion und Vermarktung. Dazu sind einerseits die Förderung von Talenten, Toleranz und Technologie nötig, sowie ein kommunikatives Umfeld zur Unterstützung von Pionierprozessen.

Andererseits ist die Pflege und Weiterentwicklung unserer bestehenden großen und kleinen Unternehmen wichtig. Und es muss Raum für Experimente geben in einer innovativen Stadt. Wir haben mit dem TRIWO-Technopark in den ehemaligen Siemensfabriken ein attraktives, weitläufiges Gründerzentrum in Bruchsal. Wir ergänzen es derzeit mit dem Wohnquartier Bahnstadt. Und wir schaffen für die digitalen Industrien Raum und Möglichkeiten mit dem efeuCampus Innovationszentrum für urbane Güterlogistik und mit unserer Beteiligung am Testfeld Autonomes Fahren Baden-Württemberg. Bereits am Start sind 39 E-Mobile, die wir als öffentliches Carsharing-Angebot in der Wirtschaftsregion Bruchsal verteilt haben.

4 – Stadt von Morgen: Gesund und klimaneutral

Der größte Teil des bundesdeutschen Energieverbrauches geschieht in den Städten. Daher muss der Verbrauch auch dort eingedämmt werden. Unser Ziel für Bruchsal ist eine kompakte Stadt mit energetisch sparsamen Häusern, viel Radverkehr und mit öffentlichem Nahverkehr.

Und zugleich wollen wir eine gesunde und naturfreundliche Stadt, mit gutem Mikroklima und qualitätsvollen städtischen Freiräumen. Die Bürger brauchen Platz für Sport, Bewegung und Ruhe. Wir wollen die verbliebenen Landschaftsflächen nicht weiter zersiedeln, sondern als Erholungsräume weiter entwickeln. Dabei ist eine Balance mit den agrartechnischen Nutzungen noch zu finden. Umweltschutz und gesundes Leben können sich in Bruchsal gegenseitig stärken.

5 – Schöne Stadt: Neue Baukultur

Nur wer gern in seinem Haus und seinem Stadtviertel wohnt hat ein Auge für die Anliegen und Nöte seiner Nachbarn. Attraktive Straßen und Plätze geben gesellschaftlichen Prozessen einen Ort und einen Ausdruck. Sie sind Plätze der urbanen Selbstvergewisserung in einer engagierten städtischen Öffentlichkeit. Eine schöne Stadt wird auch gebildet von qualitätsvoller, signifikanter Architektur, sei es durch gute Neubauten, sei es durch eine maßvolle Pflege des Bestandes. Hier muss

Blick vom Europaplatz in Richtung Innenstadt. Private investieren in öffentlichen Raum (Foto: Martin Heintzen)

Bruchsal die Prägung durch den Wiederaufbau nach dem Krieg als Chance erfassen und sorgfältig weiter entwickeln.

6 – Stadt in der Region: seine Rolle spielen

Bruchsal kann seine Aufgaben als Motor für Wachstum und Innovation nur wahrnehmen, wenn es als Teil seiner Region und zusammen mit den anderen Städten der Region agiert. Bruchsal ist das Mittelzentrum nördlich von Karlsruhe und muss seine Rolle als urbaner Lebensraum, als Arbeits-, Bildungs- und Einkaufsort weiter stabilisieren und ausbauen. Das wird durch mehr interkommunale Institutionen und Projekte gelingen. Die Zukunft von Bruchsal liegt auch in der Region.

Die Kunst Bruchsal zu sein

Die Ausstellung »Die Kunst Bruchsal zu sein« ist eine Hinführung zu unseren Überlegungen für ein Gesamtstädtisches Entwicklungskonzept. Sie erzählt von »der Kunst Bruchsal zu sein«. Mit der Frage »Wer bin ich, und wenn ja wie viele?« gibt der Philosoph Richard David Precht einen entscheidenden Hinweis: auch bei der Suche nach der Identität einer Stadt könnte es sich als realistisch und sogar wünschenswert herausstellen, wenn eine Stadt nicht nur genau eine, sondern eher mehrere, sogar viele wesenhafte Eigenschaften hat.

Man könnte sagen: je mehr identitätsstiftende Eigenschaften eine Stadt hat, desto vielfältiger, aufnahmefähiger und bereichernder ist sie.

Die Kunst Bruchsal zu sein besteht zunächst in der Herausforderung etwas zu sein, das niemand eindeutig benennen kann. Je nach Blickwinkel wird ein anderer Charakterzug sichtbar. Was fällt Ihnen ein, wenn Sie an Bruchsal denken?

- Tor zum Kraichgau? Autobahnstau? Barock-Schloss? Spargel? Michaelsberg? Joß Fritz aus Untergrombach? Karneval in Büchenau? Obergrombacher Burg? Heidelsheimer Reichsstadtfest? Helmsheimer Weinberge?

Oder bringen Sie mit Bruchsal in Verbindung:

- 50er-Jahre-City? Technologieregion? SEW? Industriestadt? Schulstadt? TRIWO-Technopark? efeuCampus Innovationszentrum für urbane Güterlogistik? Testfeld Autonome Mobilität Baden-Württemberg?

Was ist Bruchsal nun? Bruchsal ist nicht DAS EINE, sondern VIELES. Es ist eine Stadt mit multiplen Identitäten. Das ist gar kein Problem, sondern vielmehr eine Stärke.

Die Kunst Bruchsal zu sein ist die Chance, die kleine große Stadt Bruchsal, zwischen Rheinebene und Kraichgau gelegen, mit ihren vielen Facetten und Farben selbstbewusst und entschlossen weiter zu entwickeln: als kompakte, soziale, nachhaltige Stadt und als starkes und überschaubares urbanes Zentrum nördlich von Karlsruhe. Auf diese Aufgabe freuen wir uns auch weiterhin jeden Tag. Die Möglichkeiten und Ziele der Bruchsaler Stadtentwicklung entfalten wir derzeit in »Bruchsal Morgen«, dem Bruchsaler Gesamtstädtischen Entwicklungskonzept.

Zum Autor: Dr.-Ing. Hartmut Ayrle leitet heute den Fachbereich Stadtentwicklung der Stadt Bruchsal. Er war freier Architekt und Professor für Architektur an der Hochschule Bremen. Er stammt aus Pforzheim und bringt von dort einen persönlichen Zugang zu Zerstörung und Wiederaufbau Bruchsals im letzten Krieg mit.

Anschrift des Autors:
Dr. Hartmut Ayrle
Stadtplanungsamt Bruchsal
Otto-Oppenheimer-Platz 5
76646 Bruchsal
hartmut.ayrle@bruchsal.de

Jung-Stillings letzte Lebensjahre in Karlsruhe, 1806–1817

Erinnerung an den Arzt, Wirtschaftsprofessor und religiösen Schriftsteller anlässlich seines 200. Todestags[1]

Gerhard Schwinge

Als Jung-Stilling 1806 ins Karlsruher Schloss einzog, weil der Großherzog ihn als Seelsorger in seiner Nähe haben wollte, hatte er schon ein für ihn stets unter Gottes Führung stehendes Leben hinter sich, zuletzt vor allem als erwecklicher Schriftsteller. 1796 hatte Karl Friedrich nach der Lektüre von Jung-Stillings Heimweh-Roman Verbindung zu ihm aufgenommen. Nach dem Tod seines Gönners 1811 wirkte Stilling weiterhin als Schriftsteller und pflegte viele persönliche Kontakte, darunter zu bedeutenden Zeitgenossen. Er starb als Rufer in einer Zeit, in der für ihn das Weltende nahe war.

»[…] Das treue Bild eines ächten Christen« – das schrieb Karl August Varnhagen van Ense, in den Jahren 1816 bis 1819 preußischer Gesandter am badischen Hof in Karlsruhe, über Jung-Stilling.[2] Und Friedrich Nietzsche nannte auf die von ihm selbst gestellte Frage, was, abgesehen von Goethes Gesprächen mit Eckermann, von der deutschen Prosaliteratur verdiente, wieder und wieder gelesen zu werden, als eins von vier weiteren Werken den ersten Teil von Jung-Stillings »Lebensgeschichte« von 1777, seinem schließlich sechsbändigen autobiographischen Roman.[3] Der folgende Text konzentriert sich jedoch ausschließlich auf Jung-Stillings letzte gut zehn Lebensjahre in Karlsruhe.

Jung-Stilling wird oft als Pietist bezeichnet. Wir sehen ihn hier auf dem bekanntesten der 17 überlieferten zeitgenössischen Bildnisse. Zutreffender ist es, ihn »Patriarch der Erweckung« zu nennen. Er war zwar vom klassischen Pietismus des 18. Jahrhunderts beein-

Frontispiz zu »Heinrich Stillings Lehr-Jahre«, Erstausgabe 1804, Kupferstich von Johann Heinrich Lips, 1758–1817 (Repro: G. S.)

flusst, schrieb jedoch selbst ein Buch gegen den schwärmerischen Pietismus; andererseits beeinflusste er die Erweckungsbewegungen während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, gerade auch in Baden. Wie einen Patriarchen verehrte ihn schon zu seinen Lebzeiten geradezu schwärmerisch Max von Schenkendorf.[4]

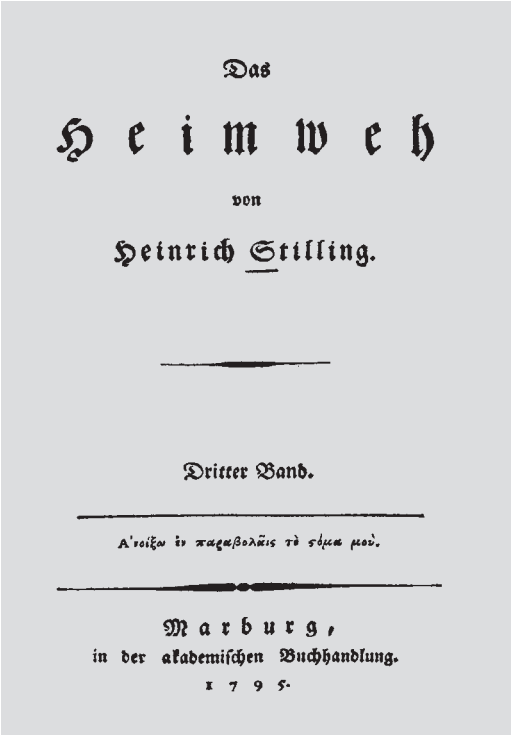
Seine Lebensgeschichte hat Jung-Stilling, der Augenarzt, Wirtschaftsprofessor und religiöse Schriftsteller, in seiner romanhaften, empfindsamen Autobiographie, bis zum Jahr 1804 reichend, selbst geschildert, verfasst zwischen 1773 und 1816. Den Fragment gebliebenen sechsten Teil ergänzten ein Enkel, ein Schwiegersohn und ein Freund mit der Schilderung des Lebensendes. Den ersten Teil der Lebensgeschichte hat übrigens sein Studienfreund Goethe zum Druck befördert. Stilling erscheint hier erstmals als Jungs selbst gewähltes Pseudonym; später ist es das von ihm oft, gerade in den Autographen benutztes Epitheton, wobei er wohl an Psalm 35,20 gedacht hat, wo von den Stillen im Lande die Rede ist. – Sein ganzes Leben sieht Jung-Stilling aufgrund der Vorsehung als unter Gottes Führung stehend an.

Erbauungsschriftsteller und religiöser Vertrauter Karl Friedrichs von Baden, 1796 bis 1811

Um 1790 waren es zwei Erfahrungen, welche Jung-Stilling zum Erbauungsschriftsteller einer eschatologisch geprägten Erweckung machten: zunächst die Lektüre von Kants

Henrich Stillings
Jugend.
Eine
wahrhafte Geschichte.
Berlin und Leipzig,
bey George Jacob Decker.
1777.

»Jugend«, erster Teil von Jung-Stillings 6-bändiger Lebensgeschichte, Erstausgabe 1777 (Repro: G. S.)


Das
Heimweh
von
Heinrich Stilling.
Dritter Band.
Ἀνοίξω ἐν παραβολαῖς τὸ στόμα μου.
Marburg,
in der akademischen Buchhandlung.
1795.

»Heimweh«, Titelblatt des dritten Bands von Jung-Stillings 5-bändigem allegorischen Roman, Erstausgabe 1795 (Repro: G. S.)

»Kritik der reinen Vernunft«, die ihn von jahrzehntelangen Glaubenszweifeln befreit habe; sodann die Französische Revolution, für ihn ein Abfall von Gottes Weltordnung und vom Christusglauben. Hauptzeugnis dieses Wandels Jung-Stillings war sein 5-bändiger allegorischer Roman »Das Heimweh«, nach der »Lebensgeschichte« Jung-Stillings am weitesten verbreitetes Werk, erschienen 1794–1796. In ihm beschreibt er nach seinen eigenen Worten »den Buß-, Bekehrungs- und Heiligungs-Weg des wahren Christen unter dem Bilde einer Reise […] eines Christen nach seiner himmlischen Heimath« im Orient.[5] Das Werk fand schon nach dem Erscheinen der ersten beiden Bände ein vielfaches, sogar internationales Echo.

Zu seinen Lesern zählte ebenfalls Markgraf Karl Friedrich von Baden. Am 12. Dezember 1795 schrieb dieser nach Marburg an den »besonders werthen Herrn Professor«: »Ich habe Ihr Heimweh gelesen, welches mich sehr interessirt hat. Ich höre, der letzte Theil wird einen Schlüssel enthalten, worauf ich mit Begierde warte. Könnten Sie mir über das Buch etwas mehr schriftlich sagen, als Sie dem Druck anvertrauen wolten, so würden Sie mich sehr verbinden und könnten aller möglichen Discretion versichert sein.«[6] Daraus entwickelte sich nicht nur eine Korrespondenzbeziehung, sondern es folgten 1801/1802 dann in Karlsruhe die ersten persönlichen Begegnungen während zweier Reisen Jung-Stillings in die Schweiz. – Eine weitere Folge der positiven Aufnahme seines Heimweh-Romans war, dass Jung-Stilling gleichsam als Ergänzung zum »Heimweh« seit 1795 eine Volksschrift mit dem Titel »Der Graue Mann« herausbrachte und bis 1816, also bis zu seinem Lebensende, in 30 Heften als Alleinverfasser erscheinen ließ. In ihr wollte er seine neu gewonnene große Leserschar in aller Welt regelmäßig als Erbauungsschriftsteller der Erweckung ansprechen und dabei immer wieder zu den Zeichen der Zeit – für ihn eine apokalyptische Endzeit – Stellung beziehen.

Karl Friedrich von Baden, handkolorierte Lithographie 1804 von G. Boettger (Generallandesarchiv Karlsruhe: L-Aa-K/40 Repro: G. S.)

Bis zu seinem Lebensende folgten noch viele andere erweckliche Erbauungsschriften des Laientheologen Stilling und verschiedene Periodika. Wiederholt unternahm Jung-Stilling in den folgenden Jahren auch Reisen, innerhalb Deutschlands, in die Schweiz, zur Herrnhuter Brüdergemeine in der Oberlausitz und ins Elsass, verbunden mit geistlichen Kontakten zur Brüderunität, zur Christentumsgesellschaft in Basel, zu Gottlieb Konrad Pfeffel und zu Johann Friedrich Oberlin im Elsass; mit allen stand er seit längerem im Briefwechsel. Seit 1804 weilte Jung-Stilling im Sommer meistens mit Karl Friedrich in Ba-

den-Baden; dabei residierte der Fürst im nahen Schloss Favorite und ließ sich, aus Mangel eines evangelischen Gottesdienstes dort, von Jung-Stilling sonntagvormittags eine Predigt vorlesen.

Auf die Entwicklung in Baden unter Napoleon kann hier nicht eingegangen werden. Karl Friedrich blieb bei seiner angestammten persönlichen Frömmigkeit, die ihn seit vielen Jahren mit dem Zürcher Theologen Johann Caspar Lavater bis zu dessen Tod 1801 einen seelsorgerlichen Kontakt pflegen ließ. An die Stelle Lavaters trat 1803 nun Jung-Stilling, als der damalige Kurfürst ihn zu seinem Seelsorger machte, ihn nach Baden berief, ohne Amtspflichten, versorgt durch ein Ehrensalär, und ihm zunächst den Wohnort freistellte. Jung-Stilling wählte Heidelberg, das er kannte und wo dann seit 1805 die Familie seiner ältesten Tochter mit ihrem Mann, dem Theologieprofessor Friedrich Heinrich Christian Schwarz lebte. Auch an der Neuorganisation der Heidelberger Universität seit 1803 war Jung-Stilling beteiligt. Die Anfänge der Heidelberger Romantik erlebte er aus der Nähe.

Nachdem Karl Friedrich zum Großherzog aufgestiegen und als 78-jähriger zunehmend altersschwach an Körper und Geist geworden war, wollte er Jung-Stilling als geistlichen Berater ständig in seiner Nähe haben. Er ließ ihn im Dezember 1806 nach Karlsruhe kommen und im Schloss wohnen, täglich mit an seiner Tafel speisen und erhob ihn zum Geheimen Großherzoglichen Hofrat. Ein Vierteljahr später ließ dieser seine Familie nachkommen und mietete für sie in der Nähe, nämlich in der Waldstraße Nr. 10, eine Wohnung.

Schon zu Lebzeiten Karl Friedrichs beschränkten sich Jung-Stillings Kontakte und sein Wirken nicht auf den badischen Hof. 1805, also noch in Heidelberg, begann eine bis zum Tod anhaltende vertraute Freundschaft mit dem ebenfalls neu nach Baden berufenen reformierten Theologen Johann Ludwig Ewald, erst Theologieprofessor in Heidelberg, dann ab 1807, nach der Einrichtung eines neuen Kirchenratskollegiums, reformierter Kirchenrat in Karlsruhe. Seit 1807 bestand eine Freundschaft mit der französisch-hugenottischen Emigrantenfamilie von Graimberg; am 1810 von Amalie von Graimberg gegründeten Töchter-Erziehungsinstitut, das auch zwei Töchter Jung-Stillings besuchten, unterrichteten zeitweilig Jung-Stilling und Ewald, in Französisch als Unterrichtssprache. Es fällt hier und auch später auf, dass Jung-Stilling Kontakte vor allem zu Nichtbadenern und Nichtkarlsruhern pflegte – bald kamen noch andere hinzu – vom vertrauten Umgang mit Staatsrat und Kirchenratsdirektor Friedrich Brauer und mit der Ehefrau von Oberbürgermeister Christian Griesbach und von der Inanspruchnahme des Leibarztes von Karl Friedrich, Johann Friedrich Schrickel, abgesehen. Die große Zahl seiner Korrespondenten in allen Lebensphasen sei nicht vergessen; Briefpartner waren oft Adlige.

Eine Veröffentlichung Jung-Stillings aus dieser Zeit erfuhr große Aufmerksamkeit, heftige Kritik und sogar Spott: seine »Theorie der Geisterkunde« von 1808. Zu beachten ist dabei der Untertitel: »Theorie der Geisterkunde, in einer Natur- Vernunft- und Bibelmäßigen Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse«.

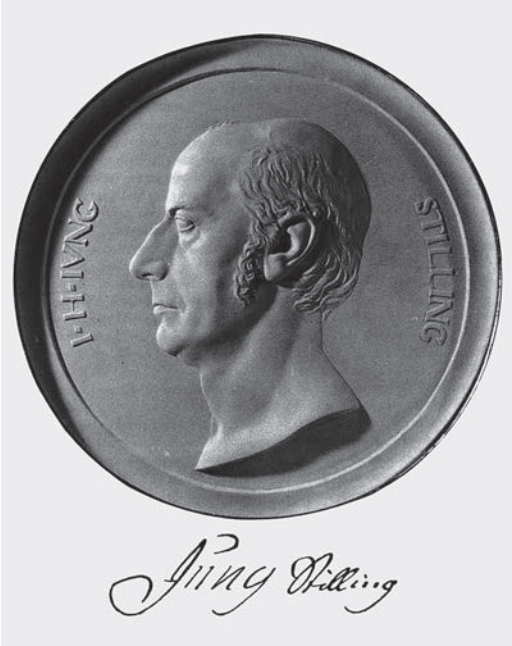
Jung-Stilling wollte mit seinem Buch kritisch zur Geisterseherei seiner Zeit Stellung beziehen, gerade auch im Blick auf das Geisterwesen am Karlsruher Hof, wo angeblich die Weiße Frau durchs Schloss spukte. Das Buch wurde in Basel und in Württemberg verboten, woraufhin Jung-Stilling 1809 noch

Theorie der Geisterkunde, Titelblatt und Frontispiz der Erstausgabe 1808 (Repro: G. S.)

eine Apologie drucken ließ. – Die Beschäftigung mit Geistern war damals geradezu eine Mode. Genannt seien nur: Schillers »Der Geisterseher« (1787–1789) und Schopenhauers »Versuch über das Geistersehen« (1851); und Goethe schrieb 1811 in einem Brief: »Ich mag die Geister der Entfernten und Abgeschiedenen gern auf jede Weise hervorrufen und um mich versammeln.«[7] Im Übrigen waren auch andere Zeitgenossen mit absonderlichen Lieblingsthemen höchst umstritten und Kritik und Spott ausgesetzt, so Lavater mit seiner Physiognomik oder Dr. Mesmer mit seinem animalischen Magnetismus und Somnambulismus oder Dr. Gall mit seiner Phrenologie (der im Dezember 1806 darüber am Karlsruher Hof Vorlesungen hielt, an denen Jung-Stilling teilnahm) und selbst Goethe mit seiner Farbenlehre.

In Jung-Stillings Augen war zu dieser Zeit noch etwas anderes Grund zu Kritik und Spott: die Bauten des großherzoglichen Oberbaudirektors Friedrich Weinbrenner in Karlsruhe. In einem Brief von etwa 1810 (Original in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe) schreibt der zugegebenermaßen etwas weltfremd gewordene 70-jährige Apokalyptiker, noch zu Lebzeiten des inzwischen allerdings ganz senilen Großherzogs, seines Gönners, über die im Bau befindlichen beiden großen Stadtkirchen Weinbrenners, die evangelische (erbaut 1807–1816) und die katholische (erbaut 1808–

1814): Nach dem Hinweis auf das »Überhandnehmen des Luxus«, gerade während der Zeiten der blutigen Napoleonischen Kriege, die er als Gottesgerichte ansah, heißt es dann: »Unsere Vorfahren ordneten Fast-, Buß- und Bättage in schweren göttlichen Gerichten an, wir hingegen Bälle, Conzerte, Schauspiele, Opern, Ballets, Casinos u. d. g. Hier werden jetzt zwo prächtige Weltausdauernde Kirchen gebaut. Nun ja, dazu würden hölzerne, und noch dazu von Tannenholz, hinreichend seyn; so denke ich, wenn ich vorbey gehe.« Weitere in Jung-Stillings Karlsruher Jahren im Bau befindliche Weinbrenner-Bauten waren: das Markgrafenpalais am heutigen Rondellplatz 1803–1814, das Hoftheater in der Nähe des Schlosses 1804–1808, das Rathaus am Markt 1805–1825 und das Museum 1813/14. Karlsruhe 1805/06 (und 1821-1825) war eine Stadt voller Baustellen.



Porträtrelief mit Jung-Stillings Namenszug, 1806 von Johann Heinrich Dannecker, 1758–1841, Gips (Montage: G. S., ein Abguss im Literaturmuseum Karlsruhe)

Weil reformierter Konfession, ist Jung-Stilling weder in die alte lutherische Konkordienkirche (aus Holz gebaut und 1807 abgerissen) noch in die neue lutherische Stadtkirche zum Gottesdienst gegangen, sondern in die reformierte, sogenannte Kleine Kirche von 1776 an der Langen Straße (der heutigen Kaiserstraße), wenn er nicht, solange Karl Friedrich lebte, als Großherzoglich Geheimer Hofrat pflichtgemäß am Hofgottesdienst in der Schlosskirche teilnahm.

Ruheständler in Karlsruhe, 1811 bis 1816

Im Juni 1811 starb Großherzog Karl Friedrich. Jung-Stilling, der nun aus dem Schloss ausziehen musste, befand sich mit seiner Frau zu der Zeit auf Patientenreise im Elsass. In ihrer Abwesenheit besorgten die befreundeten Eheleute Ewald ihnen, statt der Wohnung in der Waldstraße, eine größere Mietwohnung in der Spitalstraße (der heutigen Markgrafenstraße), allerdings im 3. Obergeschoss. Die Treppen mussten fortan von den alt gewordenen Eheleuten bewältigt werden. Oft allerdings weilten sie nun zu Besuch bei den Kinderfamilien, bei der mit dem Theologieprofessor Schwarz verheirateten Tochter in Heidelberg oder bei Sohn Jakob, als Hofgerichtsrat seit kurzem von Mannheim nach Rastatt versetzt.

Die Jahre während Jung-Stillings letzter Lebenszeit waren für Baden Jahre umwälzender politischer Ereignisse: Es waren die Gebietserweiterungen unter Napoleon, die Baden 1803 von der Markgrafschaft zum Kurfürstentum und dann 1806 zum Großherzogtum und damit zum Mittelstaat aufsteigen ließen, zugleich aber durch die Mitgliedschaft im Rheinbund seit 1806 ganz in die Abhängigkeit des ehrgeizigen Welteroberers brachten.

Die Vermählung des Enkels Karl Friedrichs, des späteren Großherzogs Karl, mit einer Adoptivtochter Napoleons 1806 verstärkte diese Bande. Unvermeidliche Vasallendienste waren die Folge, so besonders die Teilnahme an Napoleons verheerendem Kriegszug gegen Russland 1811/12/13, mit einem badischen Truppenkontingent. In Jung-Stillings Schriften, Briefen und Tagebüchern findet sich von all dem wohlweislich kaum ein Echo. Gegenüber Napoleon befand er sich nämlich im Zwiespalt zwischen der apokalyptischen Deutung Napoleons als des Antichristen der Endzeit auf der einen Seite und der Verpflichtung zur Loyalität, vor allem seit 1806, auf der anderen Seite. Erst Badens später Übertritt zu den Alliierten nach der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober/November 1813 änderte das.

Für Jung-Stilling brachte diese Zeit neue, teils sonderliche, teils freundschaftliche, teils außerordentliche Kontakte, durchweg mit nur zeitweilig in Karlsruhe anwesenden adligen Persönlichkeiten. 1808 kam die baltische Baronin Babara Juliane von Krüdener, erst bekannte Romanschriftstellerin, dann schwärmerische Prophetin, allein Jung-Stillings wegen nach Karlsruhe, zog jedoch bald weiter ins Elsass. 1812, noch während der Befreiungskriege, begann der 43 Jahre jüngere Dichter und Kriegsfreiwillige Max von Schenkendorf, der als preußischer Agent am badischen Hof weilte, für Jung-Stilling zu schwärmen und schrieb über »Vater Stilling«: ein Mann, »gegen den ich mit manchem Vorurteil ankam und der mir nun gerade sehr am Herzen liegt – ich meine den schönen und ehrwürdigen Greis Jung, in dem ich ganz den frommen, weichen und kindlichen Stilling [des ersten Bands der ›Lebensgeschichte‹] wiedergefunden habe.«[8] Im Juli 1814 gewährte Zar Alexander I. von Russland, verheiratet mit einer badischen Prinzessin, im Bruchsaler Schloss seiner Schwiegermutter Markgräfin Amalie, Jung-Stilling eine Audienz, in Wahrheit eine vertrauliche religiöse Unterredung. Jung-Stilling schrieb danach: »Ich habe nie mit jemand gesprochen, der in allen Punkten […] so einstimmig mit mir denkt als der Kayser Alexander; er ist ein wahrer Christ, im strengsten Sinn.«[9] Noch 1816 besuchte der preußische Gesandte am badischen Hof Varnhagen von Ense wiederholt »den berühmten Jung-Stilling« und berichtete darüber später in seinen »Denkwürdigkeiten« an drei Stellen mit ehrenden Worten.

Auf den Wiener Kongress zur Neuordnung Europas nach dem Ende Napoleons von September 1814 bis Juni 1815 folgte in Paris die Bildung der Heiligen Allianz, vereinbart am 26. September von den drei christlichen Monarchen, dem russischen Zaren Alexander I., dem preußischen König Friedrich Wilhelm III. und dem österreichischen Kaiser Franz I. Es wird angenommen, dass außer einer Hofdame der russischen Zarin und dem katholischen romantischen Religionsphilosophen Franz von Baader und Frau von Krüdener auch Jung-Stilling zu den Anregern der Heiligen Allianz zu zählen ist.

Anfang Oktober 1815 folgte Goethes Besuch in Karlsruhe und bei Jung-Stilling. Für Jung-Stilling wurde dieser Besuch eingerahmt durch zwei private Familientage: durch seinen 75. Geburtstag am 12. September und durch die Silberhochzeit mit seiner dritten Ehefrau am 19. November. Jung-Stilling war drei Mal verheiratet, weil er zwei Mal, schließlich 1817 für zehn Tage sogar zum dritten Mal Witwer wurde; mit seinen drei Frauen hatte er zusammen 13 Kinder, von denen damals noch sechs lebten.

Von Dienstag den 3. bis Donnerstag den 5. Oktober 1815 also besuchte Goethe Karlsruhe

Klassizistisches Grabmal auf dem Karlsruher Hauptfriedhof, 1968 den Eheleuten Jung-Stilling gewidmet (Foto: G. S., 2017)

– um Karl Christian Gmelins Naturalienkabinett zu besuchen, Weinbrenners Bauten zu besichtigen und Johann Peter Hebel seiner Alemannischen Gedichte wegen kennenzulernen; die Teilnahme an einer abendlichen Aufführung im Hoftheater ergab sich ungeplant. Das Erste jedoch, nach der Ankunft und dem Mittagessen, war ein Wiedersehen mit Jung-Stilling, zum ersten Mal wieder nach 40 Jahren, welches freilich unglücklich verlief, weil es Jung-Stilling überraschend und überfallartig traf. Über den Aufenthalt Goethes in Karlsruhe ist mehrfach zeitnah berichtet und später geschrieben worden. Mit einem Brief an Goethe ein Vierteljahr später versuchte Jung-Stilling die missratene Begegnung zurechtzurücken.

Als Nichtbadener hatte Jung-Stilling kaum Kontakte zu so bekannten Karlsruhern badischer Herkunft jener Jahre wie Hebel, Weinbrenner und Gmelin, wie Johann Gottfried Tulla und Johann Friedrich Nebenius; von denen Jung-Stilling außerdem der Altersunterschied, oft eine ganze Generation und mehr, trennte. Lediglich Hebel erwähnt er manchmal in Briefen und Schriften. Theaterbesuche mied er, Konzerte besuchte er gelegentlich. Jedoch war er Mitglied in der Museumsgesellschaft und suchte das sogenannte Museum und dessen Bibliothek auf, um Journale zu lesen. Das Museum war ja kein Museum im eigentlichen Sinn, sondern ein Museion, ein Musentempel, in Wahrheit eine schon Jahrzehnte bestehende Lesegesellschaft und ein Haus der Geselligkeit, wofür 1813/14, also zu Jung-Stillings Zeit, Weinbrenner an der Ecke Lange Straße / Ritterstraße einen Neubau errichtete.

»Vater Stillings Lebensende« 1817

Mit einem Alter von 75 Jahren war Jung-Stilling für die damalige Lebenserwartung hoch betagt. Das Alter beeinträchtigte verständlicherweise seine Gesundheit. Äußere Umstände kamen hinzu: Im April 1815 gab es in Indonesien einen so mächtigen Vulkanausbruch, dass das folgende Jahr selbst in Europa nass und kalt war; man nannte 1816 das »Jahr ohne Sommer«. Krankheiten und Sterbefälle häuften sich. So wurde 1817 ein Jahr, in dem Missernten, Teuerung und Hungersnöte viele Regionen befielen; die Folge war eine Welle von Auswanderungen, sowohl nach Amerika als auch nach Russland.

Das alles mag das Lebensende der Eheleute Jung schneller als erwartet herbeigeführt ha-

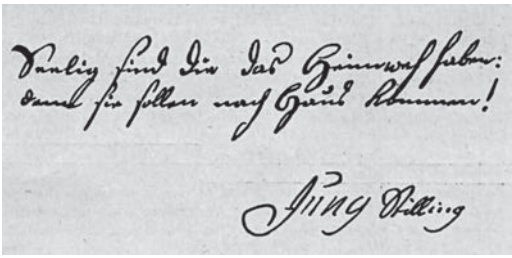
ben. Am 22. März 1817 starb Stillings schon immer kränkelnde Frau. Zehn Tage später, am 2. April, dem Mittwoch in der Karwoche, starb dann Jung-Stilling im 77. Lebensjahr an Entkräftung, wie berichtet wurde. Die Beerdigung fand unter großer Beteiligung am 6. April, dem Ostersonntag, um 16 Uhr statt. Im Eintrag der Beerdigung im Kirchenbuch lesen wir unter anderem, dass der Verstorbene in seinem Leben »einige 1000 Personen von der Blindheit des grauen Stars glücklich operiert« habe und dass seine Redlichkeit, seine Menschenliebe und seine Frömmigkeit ihm Liebe und Hochschätzung bei Hohen und Niedrigen erworben habe.

Die Beerdigung fand auf dem Alten Friedhof »im Lohfeld« am Ende der Waldhornstraße statt, an der heutigen Kapellenstraße. Die Grabstätte wurde 1968 eingeebnet, und die Eheleute wurden auf den Hauptfriedhof umgebettet. Dort wurde über ihrem Grab ein großes Grabmal im neoklassizistischen Stil errichtet.

In der Krypta der Karlsruher Stadtkirche (wo sich seit 1958 ein Sarkophag mit dem Sarg von Friedrich Weinbrenner befindet) wurde eine Gedenkplatte verlegt mit der Aufschrift: »Zum Gedenken an Johann Heinrich Jung genannt Stilling, 1740–1817, dem Christen und Wohltäter der Augenkranken«.

Als wer blieb Jung-Stilling in Erinnerung?

Es fällt auf, dass Jung-Stilling nach seinem Tod vor allem als Wohltäter der Augenkranken, genauer sogar als Operateur des Grauen Stars bezeichnet wird, obwohl er diese jahrzehntelange Tätigkeit gleichsam nur nebenher ausgeübt hat, übrigens aus frommer Menschenliebe, wie es heißt, meist ohne ein Honorar zu fordern.



Eintrag Jung-Stillings in ein Stammbuch 1793; dann 1794 erster Satz des 1. Bands des Heimweh-Romans, vgl. Abb. oben, (Repro. G. S.)

Doch er war viel mehr, nicht nur für seine Zeitgenossen.

Den wohl größten Einfluss übte er als religiöser Schriftsteller der Erweckung aus. Dies hat die wissenschaftliche Jung-Stilling-Forschung seit 1963 in den Mittelpunkt gestellt. Es folgten die maßgebliche, kommentierte Edition von Jung-Stillings 6-bändiger Lebensgeschichte 1976 und von 1987 bis 1994 vier Dissertationen.

Wegen seiner »Lebensgeschichte« hat sich die literaturgeschichtliche Forschung Jung-Stilling als einem Romanschriftsteller der Empfindsamkeit genähert. Als Hochschullehrer der Ökonomie in den Zeiten der Aufklärung wurde Jung-Stilling seit 1990 der wirtschaftshistorischen Forschung bekannt gemacht, auch durch die Neuedition verschiedener wirtschaftswissenschaftlicher Lehrbücher Jungs. Er selbst hat sich wohl in seinen letzten etwa 20 Lebensjahren als Briefseelsorger und religiöser Berater und als ein prophetischer Rufer in der Endzeit verstanden.

Anmerkungen

1 In anderer, umfangreicherer Fassung als Vortrag vorgetragen am 5. April 2017 vor der Goethe-Gesellschaft und der Literarischen Gesellschaft in Karlsruhe.

2 Varnhagen, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Bd. 9, Leipzig 1859, S. 26.

3 Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister, 2. Band, 2. Abt., 1879 (Aphorismus 109: Der Schatz der deutschen Prosa). Genannt werden in folgender Reihenfolge: Goethes Gespräche mit Eckermann, Lichtenbergs Aphorismen, Jung-Stillings Lebensgeschichte – erstes Buch, Adalbert Stifters Nachsommer und Gottfried Kellers Leute von Seldwyla.
4 Nach: Erich Mertens, Max von Schenkendorf und Johann Heinrich Jung-Stilling, in: Jung-Stilling-Studien, 2., durchges. u. erw. Aufl., Siegen 1987 (Schriften der J. G. Herder-Bibliothek Siegerland, Bd. 15), S. 82.
5 Jung-Stilling, Lebensgeschichte, vollst. Ausgabe mit Anmerkungen hrsg. von Gustav Adolf Benrath, Darmstadt 1984, S. 490.
6 Jung-Stilling, Briefe, ausgew. u. hrsg. von G. Schwinge, Gießen 2002, S. 179 f.
7 Goethe in einem Brief von 17. Dezember 1811 an Sulpiz Boisserée, in: Goethes Werke (Weimarer Ausgabe), IV. Abt.: Briefe, Bd. 22, Weimar 1901, Nr. 22/6230, S. 220.
8 Nach: Mertens (wie Anm. 4), S. 38.
9 Jung-Stilling, Briefe (wie Anm. 6), S. 549.

Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Schwinge
Willi-Wörner-Weg 19
76448 Durmersheim
dr.gerhardschwinge@web.de

Heinrich Hauß (Hg.)

KARLSRUHE – AUFGEFÄCHERT

Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 11.

Karlsruhe – Aufgefächert ist der Beitrag des Landesvereins »Badische Heimat« zum Jubiläum der Badischen Landeshauptstadt Karlsruhe. Rund vier Dutzend regional und überregional bekannte Autoren stellen aus unterschiedlichsten Gesichtspunkten die »Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt« vor. Darüber hinaus werden Gegenwart und Zukunft des urbanen Lebensraumes Karlsruhe in den Fokus gestellt.

320 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5105 31, € 32,00.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

150. Todestag: Zum Gedenken an Emil Julius Carl Keßler

Ulrich Boeyng

In Emil Julius Carl Keßler, der in Stuttgart am 16. März 1867 im Alter von 54 Jahren verstarb, ehren wir einen Mann, dessen Wirken als Ingenieur und Unternehmer in der Frühzeit der Eisenbahngeschichte für Baden, für Württemberg und für ganz Europa unverzichtbar war.

Als Emil Julius Carl Keßler vor 150 Jahren am 16. März 1867 im Alter von 54 Jahren in Stuttgart verstarb, lag ein bewegtes und arbeitsreiches, aber kurzes Leben hinter ihm. Begonnen hatte es am 20. August 1813 in Baden-Baden, wo er als Sohn von Johann Heinrich Keßler und seiner zweiten Gattin Carolina geboren wurde. Das »bewegt« bezieht sich auf den Umstand, dass Emil Keßlers Leben sowohl im Privaten als auch im Beruflichen vielen Wechselfällen unterworfen war. Der Übersichtlichkeit halber wird zunächst seiner privaten, sodann – wiewohl hiermit verschränkt – seiner beruflichen Lebensdaten gedacht.

Emil Keßler (Stadtarchiv Karlsruhe, 8/PBS III 784)

Keßler als Privatmensch

Gemeinsam mit dem Stiefbruder Ludwig verbrachte Emil seine Jugend und Schulzeit abwechselnd in Baden-Baden und Karlsruhe. Im Oktober 1824 starb der Vater und zwei Jahre später ging Emil nach Karlsruhe an die 1825 gegründete Polytechnische Schule (seit 2009 KIT). Nach seinem erfolgreichen Abschluss 1832 blieb er dem Polytechnikum als Assistent bis ins Jahr 1837 verbunden.

Das Jahr 1837 war für Emil Keßler familiär ein wichtiges Datum, da er im April die damals 22 Jahre alte Carolina, geb. Sachs

Carolina Keßler (Technoseum Mannheim, Bestand Emil Kessler, Karolina Kessler)

Charlotte Keßler (Technoseum Mannheim, Bestand Emil Kessler, Charlotte Kessler)

(1815–1842) heiratete. Das erste Kind des Ehepaares, Carolina (1839–1914) kam zwei Jahre nach der Heirat zur Welt, im Februar 1841 folgte das zweite Kind, Emil (1841–1895). Doch bereits im Juni des folgenden Jahres starb die junge Mutter im Alter von nur 27 Jahren. Zwei Jahre nach Carolinas Tod heiratete der Witwer im August 1844 die 24-jährige Charlotte, geb. Bauer (1820–1861). Aus dieser zweiten Ehe stammten vier Kinder – Erna, die im ersten Lebensjahr starb – sowie drei überlebende Kinder: Emilie (1852–1895), Elise (1854–1914) und Ludwig (1856–1915).

Emils Mutter Carolina lebte nach dem Tod ihres Gatten Johann (1824) in Baden-Baden und Karlsruhe. Bald nach dem Tod von Carolina, der ersten Gattin ihres Sohnes, zog sie ab 1843 in das Haus ihres Sohnes bei der Maschinenfabrik, wohl um sich um seine kleinen Kinder zu kümmern, die damals drei bzw. ein Jahr alt waren. Als Emil im Mai 1852 nach Esslingen umzog, ging seine Mutter vermutlich mit. Sie starb im Januar 1858 in Stuttgart, wo ihr Sohn eine Stadtwohnung hatte. Als im Februar 1861 auch Emils zweite Gattin Charlotte starb, war Emils erstgeborene Tochter Carolina 22 Jahre alt und konnte seine heranwachsenden Kinder aus zweiter Ehe versorgen. Nach Emil Keßlers frühem Tod im März 1867 übernahm sein ältester Sohn Emil mit inzwischen 26 Jahren die Leitung der Esslinger Maschinenfabrik.

Keßler als Unternehmer im Großherzogtum Baden

Im Jahr 1836 hatte Emil gemeinsam mit Theodor Martiensen in der Karlsruher Erbprinzenstraße 31 die mechanische Werkstatt seines Lehrers am Polytechnikum Jakob

Meßmer übernommen. Als »Maschinenfabrik von Emil Keßler und Theodor Martiensen, Carlsruhe« stellten sie wie zuvor schon Meßmer Maschinen für Landwirtschaft und Industrie sowie physikalische Instrumente her. Da die Geschäfte gut gingen und der Platz in der Erbprinzenstraße knapp wurde, stellten die beiden Gesellschafter bereits 1837 den Antrag zum Neubau einer Maschinenfabrik an der Beiertheimer Allee. Das Baugelände lag damit außerhalb der Stadt, jedoch in der Nähe des späteren Karlsruher Bahnhofs. Noch im gleichen Jahr konnte die Fabrik am neuen Standort ihre erweiterte Produktion aufnehmen. Dort gab es zwar als Antrieb für Werkzeuge und Maschinen keine Wasserkraft, aber bereits Mitte 1839 konnte die erste, selbst hergestellte Dampfmaschine den seither betriebenen Pferdegöpel ablösen.

In der Zwischenzeit war seit September 1838 die erste Eisenbahnstrecke im Großherzogtum Baden zwischen Mannheim und Heidelberg hergestellt und am 12. September 1840 für den Verkehr freigegeben worden. Da es in Baden keinen heimischen Hersteller von Lokomotiven gab, setzte die Badische Staatseisenbahn in England gebaute Lokomotiven von Sharp Roberts & Co. aus Manchester als erste Zugmaschinen ein – darunter die beiden ersten »Greif« und »Löwe«.

Bereits im Frühjahr 1839 bot Keßler der Großherzoglichen Eisenbahn-Baudirektion in Karlsruhe die Dienste der Firma an. Wenig später befasste er sich offenbar bereits mit den Vorbereitungen zum Bau einer eigenen Lokomotive, da er parallel zu einer ersten Fabrikerweiterung seinem Meister August Erhardt mit dem von Robert Stevenson & Co. in Newcastle kommenden John Braillie sowie mit Nikolaus Riggenbach zwei erfahrene Mechaniker zur Seite stellte. Im Frühling 1841 gab die Karlsruher Firma bekannt, dass sie nunmehr selbst den Bau einer Lokomotive nach englischem Vorbild plane. Nach der Zusage der Eisenbahn-Baudirektion, bei geprüfter Eignung weitere Lokomotiven zu bestellen, begann in Karlsruhe der Bau der ersten Zugmaschine. Bereits im Januar 1842 fanden die Probefahrten der »Badenia« (Achsfolge 1A1) statt, die bis ins Detail den Lokomotiven von Sharp Roberts & Co. nachgebaut war. Im November 1842 folgte ihr die ebenso gestaltete »Carlsruhe«. Drei weitere Lokomotiven waren noch im Bau, als im gleichen Monat Keßlers Kompagnon Martiensen aus der Firma ausschied. Mit Keßler als Alleininhaber firmierte sie seitdem unter »Maschinenfabrik von Emil Keßler, Carlsruhe«. Bis Ende 1843

Lithografie der Maschinenfabrik von Kessler und Martiensen in Beiertheim. Dort wurde die erste Lokomotive in Süddeutschland gebaut (Generallandesarchiv Karlsruhe, J-B Karlsruhe 12)

konnten neun Lokomotiven ausgeliefert werden, am Jahresende 1845 hatte bereits die Nr. 38 das Werk verlassen. Die meisten Lokomotiven waren für die Badische Staatseisenbahn, einige auch für die Bayerische Staatsbahn gebaut worden. Bis 1848 hatte Keßlers Maschinenfabrik insgesamt 129 Lokomotiven unterschiedlicher Bauart und Spurweite ausgeliefert, darunter 32 Lokomotiven für die singuläre badische Breitspur (1600 mm). Die übrigen, die Keßler für etliche ausländische Bahngesellschaften baute, liefen auf Normalspur (1435 mm).

Die Keßlersche Fabrik lieferte aber nicht nur die Lokomotiven für Baden, sondern sie war auch beim Bau der eisernen Brücken auf der Bahnstrecke beteiligt. Max Becker, seit 1845 Professor für Ingenieurwissenschaften am Polytechnikum, veröffentlichte im Jahr 1847 seine Schrift über die »Gusseisernen Brücken der Badischen Eisenbahn«. Von den 66 dort aufgeführten und detailliert beschriebenen Konstruktionen kamen 12 gusseiserne Barren- und Bogenbrücken aus der Keßlerschen Fabrik, die übrigen stammten aus anderen badischen Gießereien. Ausführlich beschrieb Becker den Bau der Bogenbrücke (1843–1845) über die Kinzig bei Offenburg, deren gusseiserne Träger durch eine Arbeitsgemeinschaft der »Maschinenfabrik Keßler« und »Gebrüder Benckiser« aus Pforzheim hergestellt wurden. Dieser Flussübergang sollte die Karlsruher Fabrik noch einmal beschäftigen, nachdem die gusseiserne Brücke in Verlauf eines katastrophalen Unwetters Ende Juli 1851 eingestürzt war. Am Neubau der zwischen 1852 und 1853 vor Ort erbauten schmiedeeisernen Gitterbrücke war Emil Keßler persönlich allerdings nicht mehr beteiligt. Seine Karlsruher Maschinenfabrik war zu diesem Zeitpunkt bereits liquidiert.

Niedergang der Karlsruher Fabrik

Das Revolutionsjahr 1848 sollte auch zum Schicksalsjahr für Keßlers Karlsruher Firma werden. Der Finanzier der Keßlerschen Investitionen – das Karlsruher Bankhaus Haber & Söhne – wurde im Dezember 1847 zahlungsunfähig und musste die sofortige Rückzahlung aller gewährten Kredite einfordern. Keßlers Karlsruher Firma konnte die ausstehenden ca. 1 Million Gulden trotz bester Auftragslage nicht aufbringen, da ihre Eigenkapitalausstattung schon seit Anbeginn zu gering war. Keßler versuchte noch, zur Geldbeschaffung eine Vereinigung der Karlsruher mit der Esslinger Maschinenfabrik herbeizuführen. Als die Fusion misslang, gelang es ihm im März 1848 unter Verlust eines großen Teils seines Privatvermögens die Firma in die eigenständige »Aktiengesellschaft Maschinenfabrik Carlsruhe« umzuwandeln. Zu diesem äußerst ungünstigen Zeitpunkt – man erinnere die badische Revolution von 1848 – gingen die Aufträge aus Baden und den anderen Staaten stark zurück, so dass aus der Geschäftstätigkeit kaum noch Gewinne zu erzielen waren. Ende Oktober 1851 musste Keßler seine Karlsruher Firma daher endgültig liquidieren. Die ausstehenden Aufträge konnten zwar teilweise im Esslinger Werk erfüllt werden, die Sach- und Vermögenswerte gingen jedoch in die Liquidationsmasse der Aktiengesellschaft.

Im Frühjahr 1852 übernahm der badische Staat den überwiegenden Teil dieser Vermögenswerte und betrieb die Fabrik zunächst in Eigenregie der für den Eisenbahnbau zuständigen badischen Oberdirektion für Wasser und Straßenbau. Ab 7. Juni 1852 firmierte die Fabrik als Aktiengesellschaft unter dem neuen Namen »Maschinenbaugesellschaft

Carlsruhe«. Zwei wichtige Aufträge fielen in diese Übergangsphase: Zum einen der Neubau der Gitterträgerbrücke über die Kinzig bei Offenburg (Februar 1852 bis Mai 1853), die vom Karl Ruppert, dem leitenden Ingenieur des Referats für Eisenbahnbau entworfen worden war. Zum anderen erfolgte zwischen Dezember 1854 und März 1855 die Umspurung der bereits bis Basel verlegten Schienen von der badischen Breitspur auf die bei allen angrenzenden Länderbahnen übliche Normalspur. Die entsprechend notwendigen Umbauten der 17 Breitspur-Lokomotiven, die zum Teil einem Neubau der Lokomotive nahe kamen, wurden von der neuen »Maschinenbaugesellschaft« ausgeführt.

Keßler als Unternehmer im Königreich Württemberg

Im Königreich Württemberg wurde ab April 1843 der Bau einer Bahnstrecke von Heilbronn über Stuttgart in Richtung Ulm und Friedrichshafen vorangetrieben – ebenfalls wie im Großherzogtum Baden auf Staatskosten. Zwischen 22. Oktober und 20. November 1845 konnte der erste Streckenabschnitt zwischen Cannstatt und Esslingen eröffnet werden.

Die württembergische Topografie war jedoch für die Anlage einer Eisenbahn wesentlich anspruchsvoller, als die weitgehend eben verlaufende badische Strecke. Die hügelige Landschaft erforderte dagegen Lokomotiven, deren Zugkraft insbesondere für stärkere Steigungen ausgelegt war. Ebenso wie in Baden war man für den Bahnbetrieb zunächst auf Lokomotiven aus ausländischer, in diesem Fall aus amerikanischer Produktion angewiesen. Die ersten Zugmaschinen kamen daher aus Philadelphia, drei von Baldwin (Achsfolge 1B), drei von Norris Locomotive Works (Achsfolge 2B).

Da man im Königreich keine geeignete Maschinenfabrik fand, die genügend Erfahrung im Bau von Lokomotiven hatte, schrieb die württembergische Eisenbahnkommission gegen Ende des Jahres 1845 die Gründung einer auf Lokomotivbau spezialisierten Maschinenfabrik aus. Ungeachtet seines familiären Schicksals gab auch Keßler sein Gebot ab und erhielt im März 1846 die Genehmigung zur Gründung der »Maschinenfabrik Esslingen« (ME). Anders als seine Karlsruher Firma wurde die neue Firma von Beginn an als Aktiengesellschaft konzipiert mit Keßler als Geschäftsführer. Von Anfang an stand in Esslingen der Bau von Lokomotiven, Wagen, Weichen und Drehscheiben sowie Guss- und Schmiedeteilen im Mittelpunkt der Geschäftstätigkeiten. In Esslingen ließen sich die Geschäfte ebenfalls gut an, da sich die Württembergische Staatsbahn verpflichtet hatte, 15 Jahre lang alle Lokomotiven und Wagen von der ME zu beziehen. Das Firmengelände lag – ähnlich wie in Karlsruhe – in unmittelbarer Nähe zum Bahnhof.

Keßler hatte sich im Gesellschaftervertrag verpflichtet, etwa 4 Monate des Jahres in Esslingen zu verbringen. Er setzte mit Josef Trick bzw. Nikolaus Riggenbacher zwei erfahrene Chefkonstrukteure sowie mit August Erhardt bzw. Moritz Schröter zwei ebenso erfahrene technische Direktoren in Esslingen bzw. in Karlsruhe ein. Trotz der befürchteten Aufteilung der Keßlerschen Arbeitszeit überwogen in der Praxis die Synergieeffekte, da sich die beiden Werke bei Produktionsengpässen gegenseitig aushelfen konnten.

Im Gegensatz zu den Lokomotiven aus der Karlsruher Fabrik wurden die ersten Lokomotiven aus Esslinger Produktion nach amerikanischem Vorbild gebaut. Im Oktober 1847

Actie № 1. Grundbuch Fol. 1.

MASCHINENFABRIK ESSLINGEN

constituirt durch Gesellschaftsvertrag vom 13. März 1846 auf die Grundlage einer Uebereinkunft mit der Königl. Württemb. Staatsfinanzverwaltung vom 13/19. März 1846 und genehmigt durch Erlaß des Königl. Ministeriums des Innern vom 11/17. April 1846.

ACTIE № 1

für

Herrn Oberlieutenant Louis von Valois in Ulm

über den Betrag von

Zehntausend Gulden

des süddeutschen Münz-Conventions-Fußes,

welche derselbe vollständig an die Gesellschafts-Casse einbezahlt hat und mit deren Einlage die verhältnißmäßige Betheiligung an dem Vermögen und den Verpflichtungen der Gesellschaft nach ihren Statuten verbunden ist.

Eßlingen, den 16. August 1847.

Der Gesellschafts-Ausschuß

Georg Dörr — Bach. — G. H. Keller

C. F. Kurz — Kaufm. — Emp. Kaufl.

Heinrich Georgii — Emil Georgii

Contrasignirt: M. Ehrmann

Aktie No. 1 der Maschinenfabrik Esslingen, 1846 (Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg, 2005DIG823)

konnte die erste in der ME gebaute Lokomotive »Esslingen« (Achsfolge 2B) in Dienst gestellt werden. Im November 1849 begann mit der »Alb« (Achsfolge C) die Erprobung der ersten Eigenentwicklung, die in der Lage war, die steile Rampe der Geislinger Steige auf der Strecke zwischen Plochingen und Ulm zu überwinden. Dieser Typ begründete Dank der Verbindung zu Riggenbach – dem Erfinder der Zahnstange – über viele Jahrzehnte die Vormachtstellung der ME beim Bau von Lokomotiven für Steilstrecken und Zahnradbetrieb.

Keßler in Esslingen

Emil Keßler war nach der Liquidation seiner »Aktiengesellschaft Maschinenfabrik Carlsruhe« an der nachfolgenden Karlsruher »Maschinenbaugesellschaft« nicht mehr beteiligt und zog, nachdem er im März 1852 einen neuen Vertrag mit der »Maschinenfabrik Esslingen« abgeschlossen hatte, mit seiner Familie nach Esslingen. Wenige Jahre später kaufte er dort ein Haus, hatte jedoch gleichzeitig nicht weit vom Stuttgarter Schloss entfernt eine Wohnung.

König Wilhelm I. von Württemberg verlieh Keßler für seine großen Verdienste im Jahr 1854 den Kronorden, der zugleich mit dem persönlichen Adelstitel verbunden war.

Die anfangs zögerlicher Auftragslage zwang die ME zu Beginn der 1850er Jahre, andere, eisenbahnferne Geschäftsbereiche – zum Beispiel im Schiffs- und Brückenbau – zu suchen. Neben kleineren schmiedeeisernen Blechträger-Brücken war darunter 1853 eine große, dreiteilige Gitterträger-Straßenbrücke in Untertürkheim. Ab 1852 gingen die Aufträge zum Bau von Lokomotiven wieder vermehrt sowohl aus Württemberg als auch aus dem Ausland ein. Neben Nachbauten amerikanischer und englischer Lokomotiven konnte die ME inzwischen Konstruktionsverbesserungen und zunehmend eigene Entwürfe anbieten, die äußerst erfolgreich waren. Im Jahr 1855 war ein Auftragsstau von mehr als 127 Lokomotiven und mehr als 300 Eisenbahnwagen aufgelaufen, der zu einer Vergrößerung der Werkstätten zwang. Zur Finanzierung dieses Vorhabens war eine Kapitalerhöhung und die Ausgabe neuer Aktien erforderlich. Bereits 1856 konnten die erweiterten Werkstätten ihre Arbeit aufnehmen, doch trotz der eingebauten Gasbeleuchtung, durch die die täglichen Arbeitszeiten ausgedehnt werden konnten, nahm der Auftragsstau weiter zu. Die Phase der Hochkonjunktur endete mit dem Ausbruch des zweiten italienischen Unabhängigkeitskrieges gegen Österreich im März 1859. Die Folge war, dass die beteiligten Staaten keine Aufträge mehr für den Bau von Lokomotiven, sondern allenfalls für Kriegsgerät erteilten. Die ME musste sich in den Folgejahren abermals anderen Geschäftsbereichen zuwenden. Für den Bau von Brücken wurde noch zu Keßlers Lebenszeit in Esslingen eine Brückenbauhütte eingerichtet, die in den Folgejahren sehr erfolgreich war und viele Brückenkonstruktionen für die württembergische und badische Staatsbahn, aber auch im benachbarten Ausland errichtete.

Sein Leben – Bewegung

Bewegung – dieses Wort charakterisiert Keßlers Leben als Privatmann und als Unternehmer. In den 54 Jahren, die ihm zu leben vergönnt waren, war ihm ein bewegendes Schicksal zugewiesen. Mit elf Jahren wurde er Halbwaise, als sein Vater starb. Er war 24,

als er 1837 zum ersten Mal heiratete. Mit 26 wurde er zum ersten Mal, mit 43 ein letztes Mal Vater von insgesamt sechs Kindern. Er musste nicht nur eines seiner Kinder, sondern seine beiden Gattinnen zu Grabe tragen und war insgesamt acht Jahre lang Witwer.

Gleichzeitig war er ein »Beweger«: Mit 24 war er bereits Unternehmer mit eigener Fabrik, mit 33 Leiter von zwei großen Firmen, die beide im engsten Wortsinn »Bewegung«, d. h. Lokomotiven produzierten. Als er mit 39 einen Großteil seines Privatvermögens verloren hatte, schaffte er es dennoch, mit der Esslinger Maschinenfabrik seine zweite wirtschaftliche Existenz zu sichern.

Als Emil Keßler im März 1867 in seiner Stuttgarter Wohnung im Alter von nur 54 Jahren starb, hinterließ er in Esslingen eine Fabrik, die in ihren Produktionsbereichen bestens aufgestellt war.

Mit ihm ehren wir einen Mann der Technik, der sein Metier als Ingenieur meisterhaft beherrschte, der trotz seines Scheiterns in Karlsruhe als Geschäftsmann sehr erfolgreich agierte und dessen Lebensleistung in der Frühzeit der Eisenbahngeschichte für Baden, für Württemberg und über beide Länder hinaus für ganz Europa unverzichtbar war.

Literatur

Max Becker: Die gusseisernen Brücken der badischen Eisenbahn, Carlsruhe 1847.

Max Mayer: Lokomotiven, Wagen und Bergbahnen. Geschichtliche Entwicklung in der Maschinenfabrik Eßlingen seit dem Jahre 1846, Berlin 1924.

O.V.: Brücken und Stahlhochbau (Maschinenschrift, undatiert, ca. 1953). Mercedes-Benz Archive & Sammlungen, Stuttgart.

Hans-Jürgen Enzweiler: Emil Julius Karl Kessler. Ansätze zu einer Biografie. In: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Bd. 37, München 1992, S. 221–253.

Werner Willhaus: Lokomotivbau in Karlsruhe. Die Geschichte der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe und ihrer Vorgänger, Freiburg 2005.

Maike Doll: Emil Kessler. In: Karlsruher Köpfe, Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe, Bd. 2, Karlsruhe 2013.

Martin Stingl: 175 Jahre Eisenbahn am Oberrhein. Begleitband zur Ausstellung des Generallandesarchivs Karlsruhe 2013, Stuttgart 2013.

Anschrift des Autors:
Ulrich Boeyng
Südring 19
76773 Kuhardt
boeyng@t-online.de

Ein Pädagoge im badischen Parlament

Georg Peter Weygoldt – Abgeordneter der Zweiten Kammer

Konrad Exner

Georg Peter Weygoldt (1889–1907) war ein strebsamer Mensch. Er stammte aus einfachen Verhältnissen, war Lehrer an verschiedenen Volksschulen und machte als Autodidakt das Abitur. Danach studierte Weygoldt evangelische Theologie und Philologie, und er wurde im badischen Oberland, in Lörrach, zum Kreisschulrat befördert, nachdem er zuvor kurze Zeit die höhere Bürgerschule in Weinheim geleitet hatte. Nach knapp 14 Jahren als Kreisschulrat wurde er als Stadtschulrat nach Karlsruhe versetzt. Hier gelang ihm als Nationalliberalem der Sprung in die Zweite Kammer der badischen Ständeversammlung. Er wurde für den Wahlbezirk XI, der sich zum großen Teil aus Orten seines ehemaligen Schulbezirks in Südbaden zusammensetzte, ins Parlament gewählt. Nach wenigen Jahren als Schulrat in Karlsruhe wurde Weygoldt ein Mitglied des Oberschulrates in Karlsruhe, einer staatlichen Behörde für die Aufsicht über das gesamte Schulwesen in Baden. Er war ein Vorreiter der später qualitativ aufgewerteten Volks- und Berufsschulen.

Lebenslauf

Weygoldt wurde am 18. August 1844 in Lützelsachsen, heute Stadtteil der Großen Kreisstadt Weinheim im Rhein-Neckar-Kreis, als Sohn eines Küfers und Landwirts geboren.[1] Georg Peter war ein Kind von neun Geschwistern. Bis zur Konfirmation im Jahre 1859 besuchte er die Dorfschule, und wurde vom Hauptlehrer Fath aus Weinheim auf das Lehrerseminar in Karlsruhe von 1861–1863 vorbereitet. Nach Ende des Lehrerseminars wurde er an mehreren Volksschulen als Hilfslehrer angestellt, ehe er 1864 die Stelle eines Unterlehrers am Ehrhardt Institut in Heidelberg, einer Vorschule für Gymnasien, antrat. In seiner Heidelberger Zeit bereitete sich Weygoldt als Autodidakt auf die Reifeprüfung vor, die er im Herbst 1866 bestand.[2] Von 1866–1870 studierte er in Heidelberg Philologie und Theologie und hörte auch Vorlesungen in Geschichte. Im Frühjahr 1870 legte Weygoldt die »theologische Hauptprüfung« ab[3], und wurde 1872 von der philosophischen Fakultät der Universität in Jena mit seiner Arbeit »Zeno von Citium und seine Lehre« zum Dr. phil. promoviert.[4] Die nächsten beiden Jahre war er Stadtvikar in Eberbach und Durlach, heute Karlsruhe-Durlach.

Im Jahre 1872 kam er wieder an die »Institution Schule« zurück, er übernahm »die Vorstandsstelle an der höheren Bürgerschule zu Weinheim provisorisch und (später) definitiv«[5] und war gleichzeitig auch Lehrer dort. In Weinheim heiratete er 1872 die Tochter seines früheren Lehrers Fath. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor. Von 1875–1889 wurde er nach Lörrach versetzt und dort zum Kreisschulrat

Georg Peter Weygoldt, 1844–1907
(Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe, {231 Nr. 2937 (647)}

befördert. Mit Mitteln der Großherzoglichen Regierung hatte er 1882 und 1883 »pädagogische Studienreisen« von je vier Wochen in die Länder Sachsen, Württemberg und Schweiz unternommen, um hier Einblick in das Schulwesen zu gewinnen. 1889 wurde Weygoldt nach Karlsruhe versetzt, um den dortigen Stadtschulkreis zu übernehmen. Und im gleichen Jahr, im Oktober 1889, wurde er für den Wahlkreis XI Schopfheim/Säckingen als Abgeordneter der Nationalliberalen für die Zweite Kammer der badischen Ständeversammlung gewählt. Ab März 1894 war er Generalreferent des Volksschulwesens im Oberschulrat in Karlsruhe. Das Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts hatte Weygoldt im Jahr 1895 für sechs Wochen von seinem Dienst in Karlsruhe befreit, damit er in Frankreich das französische Schulwesen studieren konnte.[6] Am 16. Juli 1902 wurde ihm wegen seiner Verdienste von Großherzog Friedrich der Titel »Geheimer Hofrat« verliehen.[7] Fünf Jahre später am 16. Dezember 1907 starb Weygoldt nach einem Gallenleiden in Heidelberg.[8]

1. Verbessertes Volksschulgesetz

In der Sitzungsperiode 1891/92

Georg Peter Weygoldt trat nicht oft als Redner im Parlament auf, weil er nicht gern bei »parteipolitischen Kämpfen« mitmachte, wohl aber war er oft Berichterstatter über wichtige politische Fragen. Sein Schwerpunkt im Landtag waren die Schulen und die Unterrichtsgesetze. Er machte sich stark für ein verbessertes Volksschulgesetz und so trat er in der Sitzungsperiode 1891/92 in der 59., 60. und 61. Sitzung als Berichterstatter für ein geändertes Elementarschulgesetz ans Mikrophon. Das Elementarschulgesetz von 1888 sollte verbessert, vor allem auf Druck der Lehrer sollte ihre Stellung verbessert und ihr Gehalt erhöht werden. Das Gehalt der Lehrer an den Schulen der Städteordnung war von der neuen Regelung aber nicht betroffen. Die Großherzogliche Regierung legte der Zweiten Kammer ein noch verändertes Schulgesetz vor, das vom Landtag mit einigen Änderungen in der 61. Sitzung am 7.4.1892 von 58 Abgeordneten einstimmig angenommen wurde.[9]

Das neue Schulgesetz wurde als Wendepunkt in der Geschichte der badischen Volksschule bezeichnet.[10] Die Volksschullehrer sollten von nun an mit den übrigen Beamten einer gleichwertigen Bildung auf eine Stufe gestellt

und nicht mehr nach dem Ortsklassensystem, sondern nach der Dienstaltersstufe besoldet werden. Die Zulagen sollten nicht mehr an die Dienststelle, sondern an die Person gebunden sein, und die Lehrer erhielten ihre Bezahlung künftig aus der Staats- und nicht aus der Gemeindekasse, was zu einer stetig gleichbleibenden Besoldung für die Volksschullehrer führen sollte. Die Besoldungserhöhung für die Lehrer erfolgte nicht sofort, sondern kontinuierlich, und sie sollte erst nach 16–17 Jahren den Stand der Besoldung der Beamten mit der gleichwertigen Bildung erreichen, um den Haushalt nicht übermäßig zu belasten.

Der »Erste Lehrer« hatte die Aufgabe einer vermehrten Aufsicht über die Schule erhalten, so z. B. über die Einhaltung der Hausordnung oder über den Besuch des Unterrichts der Unterlehrer. Er hatte also quasi die Funktion eines heutigen Schulleiters bekommen. Der Handfertigkeits- und Haushaltungsunterricht als fakultatives Fach wurde in den Lehrplan der Volksschule aufgenommen, und der Religionsunterricht wurde aufgebessert. Für die Religion, evangelisch oder katholisch, die an einer Schule nicht so stark vertreten war, konnte bei einer Schülerzahl von 15 Schülern, anstatt bisher von 20 Schülern, eine eigenständige Klasse für den jeweiligen Religionsunterricht eingerichtet werden. Sehr wichtig war, dass die Schulpflicht auch auf alle Kinder nicht badischer Staatsangehörigkeit ausgedehnt wurde. – Auch die Abgeordneten der Ersten Kammer haben dem von der Zweiten Kammer verabschiedeten Volksschulgesetz zugestimmt.[11]

In der Sitzungsperiode 1901/02

Zehn Jahre später ist das Gesetz über den Elementarunterricht wieder auf der Tagesordnung des Landtags gewesen und Weygoldt war Berichterstatter der Sonderkommission über den Gesetzentwurf dieses Elementarschulgesetzes. Die Volksschullehrer waren seit dem 17. September 1898[12] in eine neue Tarifgruppe eingruppiert worden, aber sie wurden noch nicht nach dieser besoldet, da die Besoldungserhöhungen der Volksschullehrer für die Regierung zu teuer waren. Deswegen plädierte Weygoldt im Parlament dafür, dass die monatliche Dienstzulage der Lehrer von 100 Mark auf 150 Mark erhöht würde, um den Lehrern das Gefühl einer Lohnerhöhung zu geben. Dieser Vorschlag wurde von den Parlamentariern der Ersten und Zweiten Kammer angenommen und der Finanzminister hatte dieser Erhöhung im Vorfeld auch schon zugestimmt.[13]

In der Sitzungsperiode 1905/06

Da die Volksschullehrer stundenplanmäßig sehr überlastet waren (32 Wochenstunden und bis zu acht Wochen unbezahlte Überstunden)[14] und sehr viele Schüler in einer Klasse (bis zu 100 Schüler, im äußersten Notfall 130 Schüler)[15] hatten, konnten die Lehrer ihre Schüler nicht umfassend und ausreichend unterrichten. Das Gehalt der Volksschullehrer war ihrem Stand und ihrer Vorbildung nicht angemessen. So beschloss die Zweite Kammer des Landtages in der Sitzungsperiode 1903/04 wegen dringender Verbesserungen der Volksschule ab der nächsten Sitzungsperiode, das Gesetz über den Elementarunterricht zu revidieren.[16]

Weygoldt, der bei der Beratung des Gesetzes über den Elementarunterricht immer als Berichterstatter der Landtagkommission auftrat, saß diesmal für den Oberschulrat auf der Regierungsbank und konnte keine Stellungnahme als Abgeordneter abgeben, sondern

er beantwortete nur Fragen der Abgeordneten an den Oberschulrat, er konnte aber bei den Abstimmungsvorlagen des Parlaments mit abstimmen. So ging Weygoldt z. B. am 4.5.1906 auf die Einwendungen des Abgeordneten Kolb von den Sozialdemokraten ein, der ein düsteres Bild von den Volksschulen in Baden gezeichnet hatte. Weygoldt sagte, dass die Volksschulen in Baden im Wesentlichen auf dem gleichen Stand seien wie die in anderen deutschen Ländern, nur die badischen Volksschulen auf dem Land blieben in der »schriftlichen Fertigkeit« zurück, also in der Schön- und Rechtschreibung und im Aufsatz. Und gerade diese Unzulänglichkeiten sollten durch das neue Gesetz über den Elementarunterricht beseitigt werden. Die Äußerungen Weygoldts über die Volksschule waren überzeugend, da er sich als Kenner der badischen Volksschule und der anderer deutscher Staaten und des Auslands, also der Schweiz und Frankreichs, ausgab. »Ich kenne das Volkschulwesen in Baden, und zwar auf dem Lande und in der Stadt, ich kenne den Unterrichtsbetrieb auch in allen größeren Staaten Deutschlands, ebenso in der Schweiz und in Frankreich. Ich glaube also, ein Urteil zu haben.«[17]

Die Meinung des Abgeordneten Süßkind von der Sozialdemokratischen Partei, der die Abhängigkeit des Lehrers beim Religionsunterricht von dem Ortsgeistlichen kritisierte, korrigierte Weygoldt ebenso. Denn der Pfarrer konnte einen Lehrer in dessen Unterricht besuchen und diesen als nicht angemessen betrachten, aber er konnte den Lernstoff nicht vorschreiben, dafür gab es einen gewissen Lehrplan. »Der Lehrer hat auch keine Bescheide von Ortsgeistlichen oder vom Dekan direkt entgegen zu nehmen, sondern nur durch Vermittlung seiner staatlich vorgesetzten Behörde, des Kreisschulrats.«[18]

Die Äußerung des sozialdemokratischen Abgeordneten Pfeiffle ließ Weygoldt ebenfalls nicht gelten, dass die Oberschulbehörde sich nicht um die baufällige Schule in Eiterbach bei Heidelberg gekümmert hätte. Denn der Oberschulrat hatte von der baufälligen Schule erst vor einem Jahr erfahren und sofort alle nötigen Schritte veranlasst, eine neue Schule zu errichten.

Das Gesetz über den Elementarunterricht wurde in der Sitzungsperiode 1905/06 vor allem zu Gunsten der Schüler und Lehrer geändert. Es wurde im Parlament anstatt von Georg Peter Weygoldt von Rupert Rohrhurst (Nationalliberale Partei)[19] als Berichterstatter der Landtagskommission vorgestellt. Die wichtigsten Beschlüsse dieses Gesetzes waren:

- Klassen mit nur noch 70 anstatt 100 Schülern, höchstens 100 anstatt 130 Schülern,
- Erhöhung der Unterrichtszeit,
- Neueinstellung von ungefähr 938 Lehrern,
- Verstärkung der weiblichen Lehrkräfte in der Volksschule,
- deutliche Erhöhung der Lehrergehälter,
- Beteiligung der Gemeinden an den Kosten der Lehrerbesoldung.[20]

Die Lehrergehälter wurden nicht in den Gehaltstarif mit den gleichwertig gestellten Beamten eingeordnet, da diese Besoldung nach Ansicht der Abgeordneten der Ersten Kammer für die Regierung zu teuer war. So einigten sich die zwei Kammern der badischen Ständeversammlung auf eine Gehaltsskala für die Volksschullehrer[21], die eine deutlichere Gehalterhöhung gegenüber der bisherigen Lehrerbesoldung bedeutete. Die Volksschullehrer begannen nunmehr ihre Dienstzeit mit einem jährlichen Anfangsgehalt von 1500 Mark und beendeten sie mit einem Gehalt von 2800 Mark jährlich, während die Volksschullehrerinnen ihren Dienst ebenfalls mit einem

Anfangsgehalt von jährlich 1500 Mark begannen, war ihr Endgehalt aber auf 2200 Mark jährlich begrenzt.[22]

Neuer Unterrichtsplan

Durch das neue Unterrichtsgesetz sollte auch der Unterricht inhaltlich verbessert werden. Dafür hatte Weygoldt mit Hilfe der Kreisschulräte und der Mitarbeiter des Oberschulrates einen Unterrichtsplan[23] erstellt, durch den die Schüler einen anschaulicheren und fesselnderen Unterricht als bisher üblich vermittelt bekommen sollten. Und dieser Unterrichtsplan war für alle Volksschulen im Land Baden einheitlich gestaltet. Bis ins Einzelne wurden die Schulfächer beschrieben, und mit den Ausführungen hierüber mussten sich die Lehrer auf den täglichen Unterricht vorbereiten. Weygoldt schreibt in seinem Vorwort: »Vermehrte Arbeit wird dagegen den Lehrern zugemutet; denn der Unterrichtsplan nötigt sie, sich mit ganz besonderer Gewissenhaftigkeit auf den Unterricht des nächsten Tages vorzubereiten. Haben sie aber erst einige Jahre hinter sich, so werden nach meiner festen Überzeugung auch sie in den neuen Verhältnissen sich wohler fühlen als in den alten.«[24] Für eine Verbesserung des Unterrichts an den Volksschulen trug auch die schon 1904 vollzogene Verlängerung der Lehrerausbildung von fünf auf sechs Jahre bei.

2. Reform des Fortbildungsschulwesens

Das Fortbildungsschulwesen war im 19. Jahrhundert noch kaum aufgegliedert in gewerbliche und kaufmännische Berufsschulen. Es bestand nach der Konfirmation der Jugendlichen aus einer zweijährigen allgemeinen Fortbildungsschule mit wenigen Unterrichtsstunden wöchentlich, die meist auch am Sonntag gehalten wurden. In der allgemeinen Fortbildungsschule wurden die Kenntnisse der Volksschule wiederholt und nicht auf ihnen aufgebaut.

In der Sitzungsperiode 1897/98

Georg Peter Weygoldt unterstützte den Ausbau des Fortbildungsschulwesens, und er hatte Kontakt mit Vertretern dieses Schulzweigs, den sogenannten Fortbildungsschulmännern Deutschlands. Bis zu seinem Tod war Weygoldt »Vorstandsmitglied des Deutschen Vereins für das Fortbildungsschulwesen«.[25] Für die Zweite Kammer der badischen Ständeversammlung hat er in der Sitzungsperiode 1897/98 einen Bericht über einen Gesetzentwurf, der den Besuch des gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsunterrichts betrifft, verfasst. In diesem Bericht sprach sich Weygoldt dafür aus, dass für die Gesellen, Gehilfen und Lehrlinge an den Gewerbeschulen die Fortbildungsschulpflicht eingeführt würde, zwar nicht obligatorisch, sondern nach einem Ortsstatut von den Gemeinden, in denen sich eine Gewebeschule befand. Die Fortbildungsschulpflicht konnte durch die Gemeinden und Städte, in den sich eine solche Schule befand, vor Ort besser kontrolliert werden als eine allgemeine Fortbildungsschulpflicht durch den Staat, das war für die Gewerbeschulen seit 1892 nicht mehr der Oberschulrat, sondern der Gewerbeschulrat. Die »fortbildungsschulpflichtigen Arbeiter« konnten dann wöchentlich mindestens sechs Stunden Fortbildungsschulunterricht besuchen, der die Fächer Aufsatz, Rechnen, Buchführung und Fach- und Freihandzeichnen umfasste.

Der Bericht Weygoldts sprach sich noch dafür aus, dass diese Fortbildungspflicht an Gewerbeschulen auf die Handelsschulen bzw. die kaufmännischen Fortbildungsschulen ausgedehnt wurde. Und wenn an einem Ort keine kaufmännische Fortbildungsschule bestand, sollten die kaufmännischen Lehrlinge mindestens eine Gewerbeschule besuchen. Auch wenn sie hier kein Fachzeichnen belegen mussten, so war ein Besuch einer Gewerbeschule für ihre Ausbildung gewinnbringender als der Besuch einer allgemeinen Fortbildungsschule. Sollte die Fortbildungsschulpflicht von den Lehrlingen an Gewerbe- oder Handelsschulen oder deren Arbeitgebern nicht befolgt werden, konnte man diese mit 25 Gulden bestrafen.

Der Bericht Weygoldts sprach sich für die Annahme des Gesetzes aus, das von den 52 anwesenden Abgeordneten am 30. Juni 1898 einstimmig angenommen wurde[26], auch die Erste Kammer nahm das Gesetz unverändert an.

In der Sitzungsperiode 1901/02

Die Landtagskommission unter seinem Berichterstatter Weygoldt konnte sich 1898 noch nicht durchringen, die Fortbildungsschulpflicht an Gewerbe- bzw. Handelsschulen auch für Mädchen zu fordern. Ebenso hatte die Regierung zu dieser Frage damals eine ablehnende Haltung, denn der verpflichtende Besuch von Berufsschulen für Mädchen lag noch nicht im öffentlichen Interesse. Wenige Jahre später, in der Landtagsperiode 1901/02, legte die Regierung zu dieser Thematik einen neuen Gesetzentwurf vor. Georg Peter Weygoldt forderte hierbei das badische Parlament als Berichterstatter auf, die Fortbildungsschulpflicht an Handelsschulen durch Ortstatut auch auf Mädchen auszudehnen, aber die Ausweichpflicht, wenn keine Handelsschule am Ort vorhanden war, eine Gewerbeschule besuchen zu müssen, nicht auf Mädchen anzuwenden, weil der Lehrplan der Gewerbeschulen nicht für Mädchen geeignet sei und die ganze Art der Gewerbeschulen sich nicht für Mädchen eigne.[27] Diese Gesetzesänderung wurde vom Landtag in namentlicher Abstimmung einstimmig angenommen, auch die Erste Kammer stimmte der Gesetzesänderung am 28. Juni 1902 zu.[28]

Neuer Unterrichtsplan

Wie für die Volksschulen schuf Weygoldt auch für die Fortbildungsschulen im Jahre 1906 Unterrichtspläne[29], denen ein amtliches Lesebuch »Lesebuch für Fortbildungsschulen« zugrunde gelegt war. Dieses Lesebuch wurde von Weygoldt entwickelt und es enthielt Beiträge aus den Bereichen Haus- und Landwirtschaft, den verschiedenen Gewerken und der Bürgerkunde. Mit diesen verschiedenen Bereichen wurden – im Gegensatz zu den Unterrichtsinhalten der allgemeinen Fortbildungsschule – die unterschiedlichen Adressaten der Fortbildungsschule, die Berufsschüler der verschiedenen Gewerke, angesprochen.

3. Zusammenfassung

Georg Peter Weygoldt stammte aus einfachen, ärmlichen Verhältnissen. Mit viel Energie und Arbeitseinsatz schaffte er es vom Absolventen einer ländlichen Dorfschule zu einem Mitglied im badischen Oberschulrat. Hier ist vor allem die Leistung der Vorbereitung auf die externe Abiturprüfung als Autodidakt hervorzuheben. Er schreibt hierüber in seiner

Verordnung.

Den Unterrichtsplan der Volksschulen betreffend.

Mit Ermächtigung des Großherzoglichen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts wird zum Vollzuge des § 21 des Elementarunterrichtsgesetzes an Stelle der Verordnung vom 24. April 1869, den Lehrplan für die Volksschulen betreffend[1]), nachstehender Unterrichtsplan[2]) der Volksschulen zur Nachachtung verkündet.

Der neue Unterrichtsplan tritt mit Beginn des nächsten Schuljahres in Kraft.[3])

Karlsruhe, den 18. August 1906.

Großherzoglicher Oberschulrat.

Dr. L. Arnsperger.

---

[1]) Mit der Ministerialverordnung vom 24. April 1869, den Lehrplan für die Volksschulen betreffend, ist auch der Normallehrplan des Oberschulrats vom 7. Juni 1869 sowie dessen Abänderung vom 20. März 1875 aufgehoben.

[2]) Die Bezeichnung „Unterrichtsplan" ist gewählt worden, weil sie im Gesetze über den Elementarunterricht gebraucht wird und auch an sich richtiger ist als „Lehrplan".

[3]) Es bezieht sich diese Bestimmung namentlich auf die Vorschriften der Abschnitte I—VI und hier vor allem auf die in § 11 ausgesprochene Forderung, daß die fünf oberen Jahrgänge mindestens 20 Stunden Unterricht in der Woche zu erhalten haben. Im übrigen kann der neue Unterrichtsplan nur allmählich durchgeführt werden; denn es ist die Revision der Lesebücher noch nicht abgeschlossen und es sind namentlich in den großen Schulen mancherlei Vorkehrungen zu treffen, die viel Zeit erfordern. Die Ueberleitung in die neuen Verhältnisse kann aber wohl binnen Jahresfrist vollzogen sein, so daß die neue Ordnung der Dinge an Ostern 1908 in vollem Umfange in Kraft treten kann.

Unterrichtsplan der Volksschulen
(aus: Die Unterrichtspläne der Volks- und Fortbildungsschulen im Großherzogtum Baden, Lahr 1907, S. 1)

Selbstbiographie: »Es ist dies in meinem arbeitsvollen Leben diejenige Leistung, auf die ich allein stolz bin, weil ich weiß, dass sie riesengroß war und dass sie mir kaum jemand vorgemacht hat oder nachmachen wird. Möglich war diese Leistung nur deshalb, weil ich über ein geradezu wunderbares Wortgedächtnis und eine seltene Willensstärke verfügte.«[30] Er war durch und durch Pädagoge, obwohl er Theologie studiert hatte und zwei Jahre lang Vikar war. Auch wollte er in Philologie noch eine Prüfung machen, aber aus finanziellen Gründen schaffte er dies nicht mehr.

In der Zweiten Kammer der Badischen Ständeversammlung war Weygoldt 18 Jahre lang Abgeordneter. Im Parlament hat er sich große Verdienste um die Elementarschul- und die Fortbildungsschulgesetzgebung erworben. Er sorgte mit dafür, dass die Volksschule ein besseres Ansehen und die Lehrer/innen eine Erhöhung ihrer Dienstbezüge bekamen. Das Parlament stimmte in der Sitzungsperiode 1901/02 dem Berichterstatter Weygoldt zu, die Dienstzulage für Volksschullehrer auf monatlich 150 Mark zu erhöhen, weil es sich auf eine Eingruppierung der Lehrer in den Beamtentarif nicht einigen konnte. Weygoldt konnte in der Sitzungsperiode 1905/06, zwar nicht als Berichterstatter, da er in dieser Sitzungsperiode für den Oberschulrat auf der Regierungsbank saß, wohl aber als Abgeordneter für eine Zunahme von Lehrer/innenstellen, eine Senkung des Klassenteilers von 100 auf 70 Schüler und eine vermehrte Unterrichtszeit für Schüler sorgen. Er war besonders davon angetan, dass gerade diese verbesserte Elementarschulgesetzgebung im Parlament beschlossen wurde, als er Abgeordneter war.

Damit die Volksschule nicht nur im Äußeren erneuert wurde, sondern auch von innen, schrieb Weygoldt für alle Stufen und alle Fächer der Volksschule einen Unterrichtsplan, mit dem der Unterricht für die Schüler künftig anschaulicher und in »fesselnder Weise« erteilt werden konnte.

Auch für die Fortbildungsschulen setzte sich Weygoldt im Parlament sehr ein. Die verpflichtende 2-jährige Fortbildungsschule von 1874 mit zwei Wochenstunden sollte nach einem Bericht Weygoldts auf eine Schule, nach dem Ortstatut der Gemeinden, auf sechs Wochenstunden erweitert werden. Und in ihr sollte nicht der Stoff der ehemaligen Elementarschule wiederholt, sondern die Schüler sollten im Aufsatz, Rechnen, Buchführung und Zeichnen unterrichtet werden. Daneben sprach sich Weygoldt dafür aus, diese Fortbildungspflicht nicht nur für Gewerbeschulen, sondern auch für Handelsschulen vorzusehen. Dieser Bericht Weygoldts sollte die Abgeordneten im Jahre 1898 dazu bringen, das Fortbildungsschulgesetz anzunehmen, wofür auch alle anwesenden Abgeordneten später stimmten. Von der Fortbildungsschulpflicht an Handelsschulen für Mädchen in einem Gesetz der badischen Regierung überzeugte Weygoldt die Parlamentsabgeordneten ebenso. Sie stimmten einstimmig zu.

Man erkennt, dass sich Weygoldt als Pädagoge in der Badischen Ständeversammlung stets für die Schule und ihre Belange eingesetzt hat. Weygoldts Einsatz für die Elementar- und Fortbildungsschule hat ihn zum Vorkämpfer der Volks- und Berufsschule in Baden gemacht. Die vermehrten Anforderungen im Oberschulrat und Parlament schwächten allmählich seine Widerstandskraft im Alter. Er bekam im Oktober 1907 eine Gelbsucht und am 16. Dezember 1907 starb er an den Folgen einer Gallenoperation. Der Weinheimer Anzeiger vom 18. Dezember 1907 schreibt in seiner Ausgabe: »Die Fortschritte, die das badische Volksschulwesen (und auch das badische Fortbildungsschulwesen) gemacht hat, sind

vornehmlich seiner [d. h. Weygoldts] Tätigkeit in der Oberschulbehörde und im Landtag zu verdanken.«

Anmerkungen

1 Badische Biographien, VI. Teil, Heidelberg 1927, S. 344.
2 Badische Biographien, a. a. O., S. 345.
3 Badische Biographien, a. a. O., S. 345.
4 Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 235, Nr. 3050.
5 Dr. Georg Peter Weygoldt, Selbstbiographie, Hg. A. Weygoldt, Lahr o. J., S. 14.
6 Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 235, Nr. 3049.
7 Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 235, Nr. 3049.
8 Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 231, Nr. 2934.
9 Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, Protokolle der zweiten Kammer, Jahrgang 1891/92, Karlsruhe 1892, S. 134.
10 Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, Beilagen der zweiten Kammer, Bd. 4, Jahrgang 1891/92, Karlsruhe 1892, S. 510.
11 Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, Protokolle der zweiten Kammer, Jahrgang 1891/82, a. a. O., S. 153.
12 Berichte der Karlsruher Zeitung über die Verhandlungen der zweiten Kammer der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, Jahrgang 1901/02, Karlsruhe 1902, S. 1204.
13 Berichte der Karlsruher Zeitung, Jahrgang 1901/02, a. a. O., S. 1204.
14 Verhandlungen der Ständeversammlung, Beilagen, Bd. 2, 1905/06, a. a. O., S. 177.
15 Verhandlungen der Ständeversammlung, Beilagen, Bd. 2, 1905/06, a. a. O., S. 175.
16 Verhandlungen der Ständeversammlung, Beilagen, Bd. 2, 1905/06, a. a. O., S. 151.
17 Berichte der Karlsruher Zeitung, Jahrgang 1905/06, a. a. O., S. 2464.
18 Berichte der Karlsruher Zeitung, Jahrgang 1905/06, a. a. O., S. 2466.
19 Konrad Exner-Seemann: Parlamentsarbeit im Zeitalter der konstitutionellen Monarchie, Rupert Rohrhurst, Ubstadt-Weiher 1996.
20 Nach: Konrad Exner-Seemann: Parlamentsarbeit, a. a. O., S. 48 f.
21 Verhandlungen der Ersten Kammer der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, Protokollheft, Jahrgang 1905/06, Karlsruhe 1906, S. 600.
22 Verhandlungen der Ersten Kammer der Ständeversammlung, Jahrgang 1905/06, a. a. O., S. 380.
23 Georg Peter Weygoldt, Unterrichtspläne der Volks- und Fortbildungsschulen im Großherzogtum Baden, Lahr 1907.
24 Georg Peter Weygoldt, Unterrichtspläne der Volks- und Fortbildungsschulen, a. a. O., S. III.
25 Dr. Georg Peter Weygoldt, Selbstbiographie, Hg. A. Weygoldt, a. a. O., S. 34.
26 Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, Protokolle der zweiten Kammer, Jahrgang 1897/98, a. a. O., S. 197.
27 Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, Beil., Bd. 4, Jahrgang 1901/02, S. 860.
28 Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, Beil., Bd. 4, Jahrgang 1901/02, S. 861.
29 Dr. Gg. P. Weygoldt, Unterrichtspläne, a. a. O., S. 76 ff.
30 Dr. Georg Peter Weygoldt, Selbstbiographie, a. a. O., S. 10.

Anschrift des Autors:
Dr. Konrad Exner
Waidallee 11/1
69469 Weinheim
dr.k.exner@gmx.de

Leibarzt der Kaiserin

Ein Gedenken zum 100. Todestag von Dr. Paul Schliep

Reiner Haehling von Lanzenauer

Im 19. Jahrhundert und noch Jahre darüber hinaus zählte er zu den maßgebenden Bürgern der einstigen Sommerhauptstadt Baden-Baden. Die Berufung zum Leibarzt der deutschen Kaiserin verlieh ihm hohes Ansehen. Doch an seiner ehemaligen Wirkungsstätte scheint er in Vergessenheit zu geraten. Jetzt gibt die 100. Wiederkehr seines Sterbetages Anlass zu einer Rückbesinnung auf den Geheimen Sanitätsrat Dr. Paul Schliep.

Der Leibarzt hochgestellter Persönlichkeiten nimmt eine eigentümliche Position ein: Er ist nicht nur dem Wohl und Wehe eines einzelnen Kranken verpflichtet, mittelbar kann von seiner ärztlichen Kunst das Schicksal eines ganzen Staatswesens abhängen. Oft wird er zum Vertrauten oder gar zum Freund seines mächtigen Patienten. Da vermag der Arzt unmittelbaren Einfluss auszuüben, da kann er hineingezogen werden in die Tagespolitik. Andererseits können parteiliche Gegner versuchen, ihn für ihre Ziele einzuspannen. Weise Zurückhaltung und strenge Verschwiegenheit empfehlen sich mithin in einer derartigen Position. Und gar mancher Leibarzt hat den Weg in die Geschichtsbücher gefunden.

Paul Friedrich Theodor Schliep
(Stadtarchiv Baden-Baden)

Solch ein Leibarzt wirkte ehemals in der Kurstadt Baden-Baden: Hier verbrachte die deutsche Kaiserin Augusta, Ehefrau Wilhelms I., mit ihrem Gefolge alljährlich längere Urlaubsmonate. Im Jahre 1872 wurde ein Nachfolger für ihren bisherigen Leibarzt Dr. Velten gesucht. Vorgeschlagen wurde der 26-jährige Mediziner Dr. Paul Schliep. Im Baden-Badener Hotel Messmer stellte man ihn der Kaisergattin vor. Diese soll zu einer Hofdame verwundert geäußert haben: »Das ist ja noch ein Student!« Doch zwischen dem Arzt und seiner neuen Patientin entwickelte sich ein lebenslanges Vertrauensverhältnis. Dr. Schliep betreute die Monarchin während ihrer Ferienaufenthalte im Weltbad, während der ersten Jahre begleitete er sie zudem nach Koblenz und nach Berlin. Augusta war keine friedfertige Natur,

mit Eifer suchte sie ihre liberalen Ideen durchzusetzen. Da scheute sie keinen Streit mit ihrem Ehemann Wilhelm oder mit dessen Helfer Bismarck. Von politischer Einflussnahme seitens des Leibarztes Schliep ist indes nichts bekannt, ohnehin waren die Kontakte schon bald auf die Baden-Badener Anwesenheiten der Kaiserin beschränkt.

Paul Friedrich Theodor Schliep ist am 18. Juli 1846 in Caseburg/Pommern, dem heutigen Kasibor, geboren worden. Seine Eltern waren der Pastor Ludwig Schliep und dessen Ehefrau Auguste geb. Hain. Der Junge besuchte die Schule in Stettin, studierte danach an der Universität Greifswald Medizin. Während des Siebzigerkrieges arbeitete er als Feldarzt, später engagierte er sich im Deutschen Hospital von London. In Baden-Baden ankommend wohnte er zuerst im Hotel Messmer in der Nähe seiner Patientin. Bald eröffnete er eine Praxis in der Rettigstraße. Jetzt heiratete er Doris geb. Hellmann. Vier Kinder wurden geboren, für den Sohn August hat Kaiserin Augusta persönlich die Patenschaft übernommen. Bei einer weiteren Geburt verstarb die Ehefrau. Ein Jahr später verehelichte sich der Witwer mit Anna geb. Heim. Sechs weiteren Kindern hat sie das Leben geschenkt, so dass nunmehr eine zehnköpfige junge Schar zur Familie gehörte.

Im Jahre 1881 erstellte der Arzt auf dem schräg hinter dem Kurhaus gelegenen Grundstück Kaiser-Wilhelm-Straße 2 ein eigenes Zuhause. Es entstand eine zweieinhalbstöckige Villa mit seitlichen Flügelanbauten und einem Turm. In den weitläufigen Park ums Haus gelangte man durch eine in Rotsandstein aufgeführte Laube, an deren Fuß eine steinerne Sphinx ruhte. Vom Garten aus trat man über weiße Marmorstufen in das in pompejanischem Stil ausgemalte Treppenhaus. Den Mittelpunkt des stattlichen Hauptbaus bildete ein riesiger Musiksaal, der Platz für 200 Personen bot. Ausgeschmückt war der Raum mit Wandmalereien des Künstlers Gustav Adolf Amberger. In dem Saal wurden jeden Montag Musikabende veranstaltet, zu denen sich berühmte Gäste der Stadt ebenso wie zahlreiche Bürger einfanden. Nach ein paar Jahren wurde an die Westseite der Villa ein Anbau angefügt für Kranke, die der Hausherr stationär behandeln wollte. Scherzhaft pflegte er zu sagen: »Mein Sanatorium besteht aus zehn ungezogenen Kindern, Schmalhans ist Küchenmeister und meine Frau spielt im Haus die erste Geige.«

Rasch hatte sich der Ruf des Arztes verbreitet. Patienten von Rang und Namen fanden sich ein wie etwa Großherzogin Luise von Baden, der Bruder des Reichskanzlers Graf von Bülow oder Gräfin von Zeppelin, verheiratet mit dem bekannten Luftschiffkonstrukteur. Gleichermaßen kamen die Einwohner der Stadt gerne zu dem leutseligen Doktor, die Ärmeren hat er immer wieder unentgeltlich behandelt. Im März 1883 war der Mediziner mit dem mysteriösen Fall des im Hotel Europe wohnenden russischen Kanzlers Gortschakow befasst, der im Hause seiner Mätresse in der heutigen Ludwig-Wilhelm-Straße verstorben war. Nach neueren Erkenntnissen soll Todesursache eine Pilzvergiftung gewesen sein. Dr. Schliep hatte sich geweigert, den Totenschein zu unterzeichnen. Die rätselhafte Affäre konnte nie restlos aufgeklärt werden.

Dr. Schliep bewährte sich in vielerlei Ämtern und Ehrenämtern, daneben brachte er sich in balneologische Studien ein. Mitglied war er im Stadtverordneten-Kollegium, in der Evangelischen Kirchengemeinde-Versammlung und im Gemeinnützigen Verein der Stadt Baden-Baden. Im Jahre 1874 hat der Arzt ein Handbuch über Krankenpflege, verfasst von einer englischen Autorin, übersetzt und herausgegeben. Als einer der Geschäftsführer des

Kur-Comités unterstützte er die Vorbereitungen zur 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, die 1879 in der Bäderstadt stattfand. Im Jahre 1880 plante die Stadtverwaltung den Bau des Augusta-Thermalbads. Jetzt wurde Dr. Schliep nach Berlin, Budapest und Konstantinopel entsandt, um die örtlichen Badeanstalten zu besichtigen und die dortigen Erfahrungen auszuwerten. Im September 1881 hat Dr. Schliep gemeinsam mit weiteren Ärzten auf dem Grundstück Kaiser-Wilhelm-Straße 2 b, also unmittelbar oberhalb seines Wohnhauses, die im Schweizerhausstil gehaltene »Pneumatische Anstalt« eröffnet. Hier wurden die Patienten in glockenförmigen Kammern unterschiedlichen Druckverhältnissen ausgesetzt, um therapeutische Wirkung zu erzeugen. Ebenso förderte Schliep die Analysen des Apothekers Dr. Oscar Rößler über die Radioaktivität des hiesigen Quellwassers, er selbst stellte Versuche an, um den Elektrizitätsgehalt der Außenluft messbar zu machen. Als ein Kurhausdiener behauptete, durch Genuss von Quellwasser aus dem »Radiumbrünnele« im Stadtwald habe er sich einen Hautausschlag zugezogen, überprüfte Dr. Schliep auch diesen Tatbestand. Eines Tages wurde der Leibarzt dringlich nach Berlin gerufen, da die Kaiserinwitwe Augusta schwer erkrankt war. Beim Eintreffen blieb dem Arzt nur die Erkenntnis, dass das Leben seiner Patientin zu Ende ging. Er ließ Kaiser Wilhelm II. rufen, der mit Gattin ans Sterbebett seiner Großmutter eilte. Sie ist am 7. Januar 1890 verstorben.

Freizeit war dem Arzt nur in geringem Maße vergönnt. An einer Vergnügung hielt er jedoch fest: Tag für Tag wanderte er gemeinsam mit seiner Ehefrau frühmorgens hinauf zum Restaurant bei der Ruine des Alten Schlosses, um geruhsam das Frühstück einzunehmen. Sodann fuhr auf dem Schlossparkplatz die hauseigene Kutsche vor und brachte das Ehepaar in die Stadt zurück. Nun erledigte der Doktor die Krankenbesuche, nachmittags behandelte er ambulante Patienten in den Praxisräumen des Villengebäudes. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Sommer 1914 veränderte die täglichen Abläufe. Ein wesentlicher Teil der Heilung suchenden Kurgäste blieb aus, die meisten Hotels wurden umgewandelt zu Lazaretten. Hier hat Dr. Schliep bei der Betreuung von Kriegsverwundeten ausgeholfen. Nach einiger Zeit erkrankte er und konnte seinen Beruf nicht mehr ausüben. Vor 100 Jahren, am 25. September 1917, ist Dr. Paul Schliep in seinem Hause verstorben. Beigesetzt wurde er auf dem alten Lichtentaler Friedhof in der Maximilianstraße. Die Familiengrabstätte ist bis auf den heutigen Tag erhalten. Seine Witwe und seine Nachkommen – zwei Söhne waren gefallen – verließen bald die Villa, im Jahre 1919 wurde sie verkauft. Das Anwesen ging durch die Hände mehrerer Erwerber, wiederholt wurde darin eine Hotelpension betrieben. Ein im Jahre 1970 aufgetretener Käufer beantragte sogleich die Genehmigung zum Abbruch. Ungeachtet des Protests von Bürgern erlaubten die Stadtverantwortlichen eilfertig die Zerstörung einer der repräsentativsten Gründerzeitvillen. Heute prangt auf dem einstigen Parkgrundstück ein massiger Wohnbau mit Flachdach, nichts erinnert mehr an den einst so berühmten Arzt.

Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling
von Lanzenauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden

Ein fast vergessener Vordenker des Naturschutzes

Zum 200. Geburtstag von Philipp Leopold Martin

Elmar Vogt

Er hat das Wort »Naturschutz« erstmals im heutigen Sinn verwendet: Philipp Leopold Martin, geboren am 5. November 1815. Er führte den Begriff »Naturschutz« in die deutsche Sprache ein und gilt somit als dessen »Erfinder«. Dieser Vordenker des Naturschutzes hat bereits 1871 ein umfassendes Programm zum Natur- und Artenschutz vorgelegt. Anlässlich des 200. Geburtstages von Martin erschien in der (Schriften-)Reihe des Bundesamtes für Naturschutz (BfN) die Nr. 417 der Sparte »BfN-Skripten«, in welcher seine Leistungen gewürdigt und seine Originalschriften zugänglich gemacht werden.

Philipp Leopold Martin stammte aus dem schlesischen Bunzlau (heute: Boleslawiec). Er war ein hervorragender Tierpräparator und arbeitete an bedeutenden zoologischen Museen in Berlin und Stuttgart. Seine Interessen gingen jedoch weit über seine eigentliche Tätigkeit hinaus. Im 19. Jahrhundert wurden wegen der stark ansteigenden Bevölkerung umfangreiche Agrarreformen durchgeführt, und die Industrialisierung schritt immer weiter voran. Martin registrierte die dadurch verursachten Veränderungen in der Natur. Er nahm sich vor, den von ihm beobachteten Artenrückgang zu stoppen. In seinen programmatischen Veröffentlichungen forderte er weitsichtig die heutigen Strukturen des Naturschutzes ein, wie beispielsweise staatlichen Naturschutz und Verbandsnaturschutz sowie internationalen Natur- und Artenschutz. 1880 verlangte er in einer weiteren Schrift ein einheitliches Naturschutzgesetz und die Errichtung einer zentralen Behörde für Naturschutz für das Dritte Reich.

Philipp Leopold Martin gilt als Vordenker des Naturschutzes (Bundesamt für Naturschutz, Bonn)

Erstaunlicherweise ist Philipp Leopold Martin auch in Naturschutzkreisen bislang kaum bekannt. Er starb 1885, zu einer Zeit, als sich während der rasanten Industrialisierung im deutschen Kaiserreich fast niemand auf seine Seite stellte.

Als um die Wende zum 20. Jahrhundert die Schäden der Industrialisierung unübersehbar waren, wurden Naturschutzforderungen plötzlich gesellschaftsfähig. Da war der Naturschützer Philipp Leopold Martin aber bereits in Vergessenheit geraten. Erst im Jahr 2011 wurden seine Schriften von zwei Mitarbeitern des Bundesamtes für Naturschutz wiederentdeckt.

Die erstmalige Verwendung des Wortes »Naturschutz« und des damit verbundenen Begriffs, wie wir ihn heute verstehen, wurde von Naturschutzhistorikern über Jahrzehnte dem Musiker Ernst Rudorff (1840–1916) zugesprochen. Das geht zurück auf Hans Klose, der 1939 bis dato unveröffentlichte Tagebucheinträge Rudorffs aus dem Jahr 1888 zitierte, in denen Letzterer seine »Naturschutzideen« erwähnte. Konsens herrschte auch darüber, dass Rudorffs Aufsatz »Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur« in den »Preußischen Jahrbüchern« aus dem Jahr 1880 nicht nur als eine bedeutende, sondern sogar als die erste programmatische Schrift zum Naturschutz in Deutschland anzusehen sei.

Diese Annahme haben die Herausgeber im Jahr 2011 eindeutig widerlegen können. Aber auch die Bewertung der Rudorffschen Publikation erscheint, ohne ihren inhaltlichen Wert in irgendeiner Form schmälern zu wollen, mit der Wiederentdeckung Philipp Leopold Martins in einem neuen Licht.

Mit der vorliegenden Schrift will das Bundesamt für Naturschutz »auf die Bedeutung von Philipp Leopold Martin aufmerksam machen und ihn in das Gedächtnis zurückrufen. Denn der berufliche und gesellschaftliche Zusammenhang, aus dem Martin kam, fügt der Entwicklung des Naturschutzgedankens eine neue und interessante Facette hinzu«, so die BfN-Präsidentin Beate Jessel.

Die Veröffentlichung erschien unter dem Titel: Gerhard Hachmann & Rainer Koch (Hrsg.): Wider die rationelle Bewirtschaftung! Texte und Quellen zur Entstehung des deutschen Naturschutzes. Bonn-Bad Godesberg 2015, BfN-Skripten, 417, ISBN 978-3-89624-152-8.

Quelle

»Seevögel«, Zeitschrift des Vereins Jordsand zum Schutz der Seevögel und der Natur e. V., Bornkampsweg 35, 22926 Ahrensburg, Heft 4, Dezember 2015, Seite 46.

Anschrift des Autors:
Elmar Vogt
Riedackerweg 7
79688 Hausen im Wiesental

Albtraum Badische Alb

Wie ein Waldgebiet der Windkraft geopfert wird

Wolf Hockenjos

Weil die Badische Alb ein gänzlich unbesiedeltes Waldgebiet ist, haben die vier umliegenden Städte Donaueschingen, Hüfingen, Blumberg und Geisingen sie per Flächennutzungsplanänderung als Windkraftkonzentrationszone ausgewiesen. In der Bevölkerung erregten sie damit wenig Unmut, hielt man die Ausweisung doch für eine wenig realistische Pflichtübung in Sachen Energiewende, zumal da ein potenter Investor schon früh wieder abgesprungen war angesichts der eher bescheidenen Windhöffigkeit. Doch kurz vor Jahresschluss 2016 erteilte das Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis doch noch die immissionsschutzrechtliche Genehmigung für den Bau von 13 gigantischen Windenergieanlagen zweier Betreiberfirmen. Erst jetzt wachte die örtliche Bevölkerung auf, formulierte Widersprüche und reichte beim Landtag eine Petition ein gegen die Umwandlung des in seiner ökologischen und landschaftlichen Wertigkeit heillos unterschätzten Waldgebiets in eine (Wind-)Industriezone. Ob sich der Albtraum noch abwenden lässt?

> *»Die möglichen Auswirkungen sind weitgehend bekannt und können durch Vermeidungs-, Minimierungs- und Ausgleichmaßnahmen sowie durch Ersatzmaßnahmen bzw. Ersatzzahlung so weit minimiert werden, dass keine unvorhergesehen schwerwiegenden Umweltauswirkungen wahrscheinlich sind.« Aus der Immissionsschutzrechtlichen Genehmigung des Landratsamtes Schwarzwald-Baar-Kreis zur Errichtung des Windparks Länge vom 21.12.2016.*

Eigentlich ist sie nicht mehr als ein Anhängsel an die Schwäbische Alb, das geologische Verbindungsglied zum Randen und weiter zum Schweizer Jura hinüber. Die Badische Alb besitzt weder touristisches Renommee noch eine schlagkräftige Lobby vom Rang des Albvereins oder des Schwäbischen Heimatbundes. Der örtlichen Bevölkerung ist sie geläufiger unter dem wenig einladenden Namen »die Länge«; weder der Regionalplan, schon gar nicht der Landesentwicklungsplan hält sie für einen »überregional bedeutsamen naturnahen Landschaftsraum«. Sieht man von einem Fernsehumsetzer und der ihm benachbarten, 2001 errichteten Windkraftanlage an ihrem äußersten nordwestlichen Rand ab, so stellt sich das Länge-Plateau freilich als ein bislang gänzlich unvorbelastetes, weder durch Straßen zerschnittenes noch durch Siedlungen unterbrochenes Waldgebiet mit hohem Laubbaumanteil dar, dessen westlicher Teil (kurioserweise) dem Naturpark Südschwarzwald zugeordnet ist. Kurzum: die Länge liefert den Bewohnern der umliegenden Städte und Dörfer der waldarmen Baar, des jungen

Fernsehumsetzer und Windkraftanlage am Nordostrand der Länge (Foto: Wolf Hockenjos)

Donau- und des Aitrachtals zwar eine vertraute Waldkulisse, begangen und zwecks Freizeitgestaltung genutzt wird sie indes eher selten. Immerhin quert der Ostweg des Schwarzwaldvereins (von Pforzheim nach Waldshut) das einsame Plateau, das einst wegen seines Wildreichtums und seiner Abgelegenheit Hofjagdgebiet der Fürstenberger war mit derweil längst verfallenem Längeschloss samt Schlossallee. Inzwischen scheint dem Fürstenhaus mehr an Pachteinnahmen für Windkraftstandorte als an Jagdbeute gelegen zu sein. Doch wo sonst findet sich hierzulande noch ein von Siedlungen, Verkehr und Tourismus verschontes, ausgedehntes Waldgebiet? Selbst auf den Freizeitkarten der beiden hier aneinandergrenzenden Landkreise sucht man die Länge vergebens (man findet sie schließlich auf Blatt 510 Singen, Schaffhausen, Hegau des Landesvermessungsamts).

Was von dem (bereits 1840 abgebrochenen) Jagdschloss auf der Länge übrig blieb (Foto: Wolf Hockenjos)

Kein Wunder also, dass die umliegenden Städte Donaueschingen, Hüfingen, Blumberg und Geisingen keinerlei Hemmung hatten, die Länge per Flächennutzungsplanänderung unter sich aufzuteilen in vier Windkraft-Konzentrationszonen. Widerstand seitens der Bevölkerung war kaum zu befürchten, zumal die Realisierungschancen angesichts der bekanntermaßen bescheidenen Windhöffigkeit als denkbar gering eingeschätzt wurden, hatte doch eine namhafte Betreiberfirma schon frühzeitig das Handtuch geworfen und ihre Bewerbung zurückgezogen. Bei den Lesern der Heimatpresse musste sich, bei deren erstaunlich sparsamer Berichterstattung über den Stand der Windkraftplanung, der Eindruck verfestigen, dass die Kommunen mit der Ausweisung der vier Konzentrationszo-

nen vor allem Pflichtübungen umweltpolitischer Korrektheit absolviert hatten. Irgendwie und -wo musste man ja Flagge zeigen im Zeichen der Energiewende, und mit der Länge glaubten die kommunalen Gremien, den kleinsten – am wenigsten Anstoß erregenden – gemeinsamen Nenner gefunden zu haben.

Womöglich wäre es dabei geblieben, hätte nicht die Bundesregierung 2016 die Förderrichtlinien des Erneuerbaren Energien Gesetzes (EEG) neu gefasst, um so, gerade noch rechtzeitig vor dem Wahljahr, die galoppierende Strompreisentwicklung wieder einzufangen. Was jedoch, wie man inzwischen weiß, durchaus nicht den erhofften Effekt gezeitigt hat: Ganz im Gegenteil, kurz vor Jahresschluss wurden, um auch weiterhin noch in den Genuss der alten Fördersätze zu gelangen, plötzlich nicht weniger, sondern weitaus mehr neue Windräder beantragt und gebaut: dank der erteilten Last-Minute-Genehmigungen in einer Größenordnung von ca. 6000 Megawatt! Auch das Landratsamt des Schwarzwald-Baar-Kreises hatte sich – sehr zur Genugtuung der Grünen in der Stuttgarter Regierung, der Kommunen, erst recht der privaten Verpächter von Grund und Boden – beeilt, kurz vor Jahresschluss (am 21. und am 29. Dezember 2016) noch die immissionsschutzrechtlichen Genehmigungen für zwei Windparks auf der Länge zu erteilen: Mit zusammen 13 Schwachwindanlagen, jeweils mit einer Höhe von 230 Metern (mithin höher als der Stuttgarter Fernsehturm!). Nur die Stadt Geisingen hat einstweilen mit der Verplanung und Vermarktung ihrer Konzentrationszone gezögert, nachdem das Tuttlinger Landratsamt ihr rasch noch andernorts einen Windpark beschert hatte.

Vorausgegangen waren den offensichtlich mit heißer Nadel gestrickten, über 40-seitigen Genehmigungstexten »überschlägige« Umweltverträglichkeitsprüfungen (UVP) – alles nur Erdenkliche schien von den Gutachtern abgeklärt und sodann formal korrekt in den Gremien und von der Genehmigungsbehörde abgearbeitet worden zu sein, erstaunlicherweise ohne nennenswerte öffentliche Resonanz, geschweige denn unter Entfachung wutbürgerlicher Erregung. Ein Windpark dieser Größenordnung schien das Vorstellungsvermögen der Öffentlichkeit schlichtweg zu überfordern. Kurz vor Jahresschluss hatten die Betreiberfirmen zusammen mit den örtlichen Ablegern der Umweltverbände noch Aufklärungsveranstaltungen angeboten, in deren Verlauf die Projekte auch visualisiert vorgestellt wurden. Doch deren Darstellungen, zumeist per Weitwinkelobjektiv aufgenommen, ließen die 13 Giganten förmlich in der Landschaft verschwinden – kein Grund also, sich auf den letzten Drücker doch noch gegen die Verunstaltung des Landschaftsbilds zur Wehr zu setzen. Wo doch landschaftsästhetische Argumente als »weiche Kriterien« ohnehin kaum mehr zählen würden. Und wo die Rodungsarbeiten im Längewald, wie die Zeitungen vermeldeten, bereits unmittelbar bevorstanden. Dass pro Windrad etwa 1 Hektar Wald würde weichen müssen, schienen auch erklärte Waldfreunde unter den Naturschützern schulterzuckend hinnehmen zu wollen, denn im Gegenzug waren ja reichlich Ausgleichsflächen aufzuforsten, auch Ersatzzahlungen zu leisten für Beeinträchtigungen von Natur und Landschaft in Höhe von immerhin 2,5 % der Baukosten, für Eingriffe also, die sich partout nicht ausgleichen lassen: pro Anlage, so steht es in den Genehmigungen, immerhin zwischen 40 000 und 56 000 Euro zugunsten des Naturschutzfonds.

Hätten sich nicht plötzlich doch noch zwei auswärtige Bürgerinitiativen (Gegenwind Stühlingen und Bürgerinitiative zum Schutz

Fürstenberg, visualisiert (Foto: U. Bielefeld)

des Hochschwarzwalds) eingemischt und mit Hilfe professioneller Visualisierung plastisch ausgemalt, was da auf die Landschaft zukam, die Realisierung der Pläne wäre wohl geräuschlos vollends über die Bühne gegangen. So aber wurde nun Einsichtnahme in die Antrags- und Genehmigungsunterlagen beantragt, wurden Widersprüche formuliert und kurzfristige Aufklärungsveranstaltungen angesetzt, sodass schließlich auch die betroffene Bevölkerung noch aufzuwachen begann. Allzu spät setzte sich die Erkenntnis durch, dass schon der Änderung der Flächennutzungspläne von Seiten der Naturschutzbehörden, erst recht des Verbandsnaturschutzes nie und nimmer hätte zugestimmt werden dürfen, die seinerzeit zur Ausweisung von vier Konzentrationszonen auf der Länge geführt hatte. Mochte deren Eignung für die Windenergiegewinnung den Entscheidungsträgern noch so geeignet erscheinen, so war doch ihre Bedeutung für den Artenschutz heillos unterschätzt, wenn nicht sogar wissentlich abgewertet worden.

Fund eines Rotmilan der als Windkraftopfer nur 25 m von der westlichen Windkraftanlage bei Arnsberg-Kirchlinde lag (Foto: Martin Lindner, Wikimedia Commons)

Denn dass Windkraftanlagen in **Dichtezentren** des Rotmilans, des Wappenvogels der Baar, nichts zu suchen haben, hätte den Planern schon damals eingeleuchtet haben müssen, zumal der Planungs-

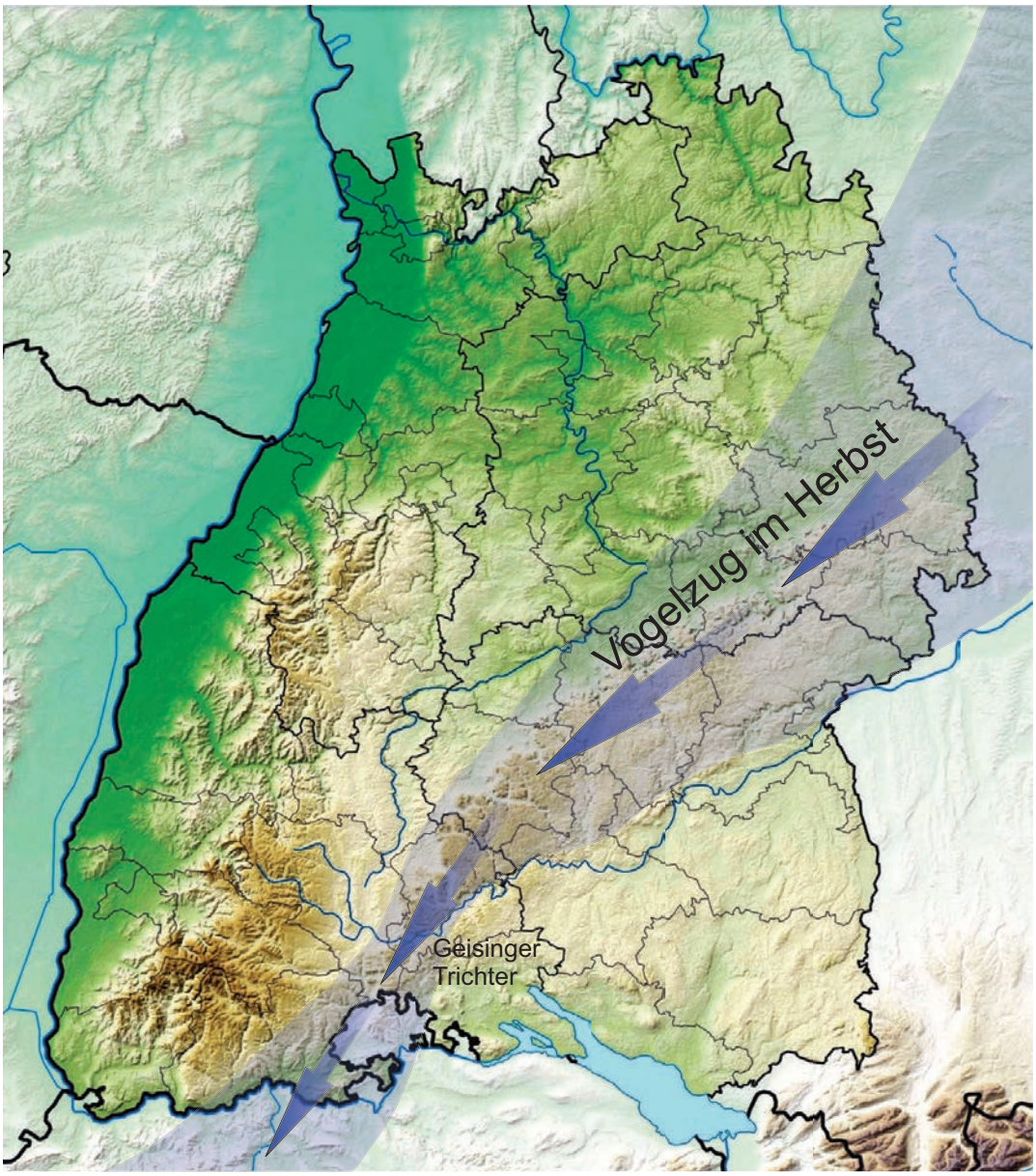
raum zu Teilen im Vogelschutzgebiet Wutach-Baaralb liegt. Eine artenschutzrechtliche Ausnahme vom Tötungsverbot des Naturschutzgesetzes, so wollen es »Bewertungshinweise« der LUBW aus dem Jahr 2015, komme für Windräder in Dichtezentren »innerhalb eines Radius von 1000 m um die Fortpflanzungsstätte sowie in den regelmäßig frequentierten Nahrungshabitaten und Flugkorridoren auf Grund des hohen Gefährdungspotenzials **nicht** in Betracht.« Was die bestellten Gutachter bei ihrer artenschutzrechtlichen Prüfung veranlasst haben mag, eine Betroffenheit auszuschließen, bleibt ihr Geheimnis. Gewiss jagen Milane mit Vorliebe im Offenland, ja, sogar innerhalb der Ortschaften, wo sie als Frühlingsboten von den Baaremern alle Jahre lebhaft begrüßt werden. Dennoch pflegt der Rotmilan (anders als der Schwarzmilan) seinen Horst nun einmal bevorzugt im Waldesinneren zu bauen und daher, zumindest zur Brutpflege, den Wald als Lebensraum zu nutzen. Und weil sein Beutespektrum auch Kadaver umfasst, ist abzusehen, dass nicht zuletzt die Rodungsflächen rund um die einzelnen Anlagen eine magische Anziehungskraft auf die nach Schlagopfern suchenden Tiere ausüben werden – nicht nur für den Fuchs ein Tischleindeckdich, auch für gefiederte Aasliebhaber ein gefundenes Fressen, wenngleich mit dem Risiko, dort von den Rotoren erfasst zu werden. Was auch auf andere Greifvögel wie Mäuse- und Wespenbussarde zutrifft; um für die letzteren die Attraktivität dieser Flächen zu vermindern, schreibt die Genehmigung vorsorglich deren Bepflanzung mit Sträuchern vor. Eifrige Vogelschützer aus der Region haben im Längewald unterdessen

Der noch unversehrte Waldhorizont der Länge über der Riedbaar (Foto: Wolf Hockenjos)

eine stattliche Anzahl weiterer Greifvogelhorste entdeckt, weshalb sie nun eine erneute Begehung des Plangebiets und ein unabhängiges avifaunistisches Gutachten fordern. Dass auf der laubbaumreichen Länge darüber hinaus Baumfalken, Habichte und Sperber, fünferlei Spechtarten sowie als Höhlenbrüter Hohltaube und Sperlingskauz nachgewiesen wurden, hat zu keinerlei Einlenken der Naturschutzbehörde geführt.

Seit 2010 ist in Baden-Württemberg bei raumbedeutsamen Planungen der »Generalwildwegeplan« (GWP) zu berücksichtigen, die »waldbezogene Fachplanung des Landes für einen landesweiten Biotopverbund«. Den Windkraftplanern konnte daher nicht entgangen sein, dass die Länge als unzerschnittenes und unbesiedeltes Waldgebiet für Süddeutschland geradezu eine Schlüsselstelle für den langfristigen Erhalt von auf Genaustausch angewiesenen Wildtier-Metapopulationen darstellt. Wie in einem Nadelöhr verengen und kreuzen sich hier »Wildtierkorridore von internationaler Bedeutung«, in Nord-Süd-Richtung (längs der Jura-Achse) und in Ost-West-Richtung (längs Donau und Wutach). Der GWP weist dem Waldgebiet der Länge zweifellos eine kaum zu ersetzende Trittstein-Funktion zu. Zwar mangelt es bislang an wissenschaftlichen Erkenntnissen über Beeinträchtigungen der Durchlässigkeit durch einen Windpark, doch alles spricht dafür, dass dessen Auswirkungen durch Lärm, Schlagschatten und Befeuerung, durch Rodungen, Baustellen- und Wartungsbetrieb eine Barrierewirkung entfalten werden. Weshalb denn auch der Windenergieerlass Baden-Württemberg (WEE) ausdrücklich vorschreibt: »Bei der Planung von Windenergieanlagen sind Biotopverbundflächen einschließlich der Flächen des Generalwildwegeplans zu berücksichtigen. Diese Flächen dienen insbesondere der Sicherung der Populationen von wildlebenden Tier- und Pflanzenarten und der Bewahrung, Wiederherstellung und Entwicklung von funktionsfähigen ökologischen Wechselbeziehungen.« Wildtierkorridore hat man sich somit weniger linear als flächig vorzustellen als störungsarmes, vorzugsweise bewaldetes Band von Trittsteinen unterschiedlicher Ausdehnung. Merkwürdigerweise vermochten die im Vorfeld der FNP-Änderungsverfahren befragten Experten der Freiburger Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt (FVA) dennoch kein Konfliktpotenzial zu erkennen, wo doch die Verbundachse des GWP 300–400 m weiter südlich verlaufe; als ob nicht ebendort die Konzentrationszonen von Blumberg und Geisingen ausgewiesen worden wären.

Dass in Zeiten des herbstlichen Vogelzugs breitgefächerter und reger Flugverkehr herrscht über dem Plateau der Länge, konnte auch den Gutachtern nicht entgehen, die zur Prüfung der Umweltverträglichkeit des Windparks aufgeboten waren. Denn auch für den »Windenergieerlass Baden-Württemberg« zum Landesplanungsgesetz aus dem Jahr 2012 sind »Zugkonzentrationskorridore von Vögeln und Fledermäusen, bei denen Windenergieanlagen zu einer signifikanten Erhöhung des Tötungs- oder Verletzungsrisikos oder zu einer erheblichen Scheuchwirkung führen« für Windmüller Tabuzonen. Dennoch wollten die artenschutzrechtlichen Prüfer eine signifikante Erhöhung des Tötungsrisikos nicht gelten lassen. Dabei hatten sie freilich geflissentlich übersehen, was die Ornithologen mit »Geisinger Trichter« umschreiben: Nämlich das allherbstlich zu beobachtende Phänomen, dass der am Albtrauf sich orientierende, kontinentale Vogelzug sich exakt über der Länge trichterartig zu verengen pflegt. Dreizehn 230 m hohe Windkraftanlagen, die den Zugvögeln plötzlich den Weg



Verengung des Herbstvogelzugs über der Badischen Alb im sog. »Geisinger Trichter« (Darstellung VLABW)

verstellen, sollen nicht zu signifikant erhöhten Verlusten führen?

Was die Gutachter bei ihrer artenschutzfachlichen Prüfung im Längewald immerhin feststellten, war das Vorkommen von mindestens acht Fledermausarten. Deren Flug- und Zuggewohnheiten sollen, so die Auflage in der immissionsschutzrechtlichen Genehmigung, erst nach Erstellung der Anlagen per »Gondelmonitoring« untersucht werden, um

Blick vom Wartenberg, visualisiert (Foto: U. Bielefeld)

sodann Abschaltregelungen »unter Anwendung der anlagenspezifischen Abschaltalgorithmen« treffen zu können – eigentlich ein eklatanter Verstoß gegen das Störungs- und Tötungsverbot des Naturschutzgesetzes. Denn es steht längst fest, dass Windparks in Waldgebieten im Frühsommer eine fatale Anziehungskraft vor allem auf weibliche Fledermäuse ausüben, die auf der Suche nach neuen Quartieren die Windräder mit Bäumen zu verwechseln pflegen. Man schätzt, dass jährlich mehr als 250 000 Fledermäuse, vor allem wandernde, bis 250 m hoch fliegende Arten, an deutschen Windkraftanlagen getötet werden, sei es durch Kollision oder durch ein Barotrauma, hervorgerufen durch starke Luftdruckänderungen in der Nähe der Rotoren, welche die inneren Organe der Tiere zerreißen. Müssen die absehbaren Opfer also hingenommen werden als unumgängliche Kollateralschäden der Energiewende, wo sich doch die Abschaltregelungen – Algorithmen hin oder her – wohl kaum dem jeweiligen Flug- und Zuggeschehen anpassen, geschweige denn überwachen lassen? Wie es scheint, bahnt sich nicht nur auf der Länge, auch nicht nur für Fledermäuse und Vögel, sondern gleichermaßen für die Umweltverbände eine Zerreißprobe an.

Wie umweltverträglich also ist ein Windpark in einem Waldgebiet, in welchem gleich vier artenschutzrechtliche Ausschlusskriterien zusammentreffen? Lässt sich der schwerwiegende Eingriff in Natur und Landschaft unter klimapolitischen Gesichtspunkten rechtfertigen, womöglich durch Ausgleichsmaßnahmen erträglicher gestalten? Insgesamt müssen 12,7 ha Wald gerodet werden, wofür ein Ausgleichsbedarf von 19,7 ha errechnet wurde, der »durch Neuforstungen nach intensiver Flächensuche sowie durch Waldumbaumaßnahmen ausgeglichen wurde«, wie es in der Zusammenfassung einer forstseitigen UVP-Studie zur Erteilung der Umwandlungsgenehmigung nach § 9 des Landeswaldgesetzes heißt.

Zur Erinnerung: Jeder Hektar Wald bindet jährlich ca. 10 Tonnen des klimaschädlichen (wenn auch für das Waldwachstum unverzichtbaren) Gases CO^2. Bis die Ersatzaufforstungen dies leisten können, werden freilich viele Jahrzehnte ins Land gehen müssen. Zur Errichtung einer einzigen Windkraftanlage sind, wie nachzulesen ist, ca. 350 Lkw-Schwerstlastfahrten erforderlich, bei 13 Anlagen macht das zusammen 4550 Fahrten. Doch abgesehen vom Baustellenverkehr: Wie viel mag der ökologische Rucksack eines Wind-

parks wiegen, wie lange müssen sich die Rotoren drehen, bis sie tatsächlich grüne Energie zu liefern im Stande sind? 12 % weniger Kraftstoffverbrauch im Verkehrssektor, heißt es überdies, würden mehr Energie einsparen als alle 27 000 deutschen Windkraftanlagen derzeit produzieren. 12 % entsprechen etwa der Einsparung, wie sie ad hoc durch ein Tempolimit erreicht werden könnten. So jedenfalls glaubt man, sich an die Argumente des grünen Verkehrsministers Winfried Hermann erinnern zu können, mit denen er – leider vergeblich – eine Tempobeschränkung auf der ostwärts der Länge die Donau überquerenden A 81 zu begründen bemüht war. Erinnerlich ist auch noch die über etliche Wochen anhaltende Flaute anlässlich der jüngsten winterlichen Hochdruckwetterlage, als nicht nur die Feinstaubwerte in den Städten wieder in die Höhe schnellten, sondern auch all die Kohlekraftwerke wieder hochgefahren werden mussten, deren Emissionen man sich doch mit der mit Hilfe von Wind und Sonne zu entledigen gehofft hatte. Vor solchem Hintergrund muss sich beim Bürger der Eindruck krasser Unverhältnismäßigkeit verfestigen. Die Badische Alb, deren avifaunistisches Alleinstellungsmerkmal, als Milan- und Fledermauslebensraum, als Konzentrationszone für den Vogelzug und als Kreuzungspunkt international bedeutender Wildtierkorridore von der Genehmigungsbehörde ignoriert oder doch falsch bewertet worden ist, wird in Kürze nicht mehr wiederzuerkennen sein. Ob so der Klimawandel noch ausgebremst werden kann?

Anschrift des Autors:
Wolf Hockenjos
Alemannenstraße 30
78166 Donaueschingen
wohock@gmx.de

»Ein zwölf Schuh langes achromatisches Seherohr von dem Jüngeren Dollond«

Zur 248-jährigen Geschichte eines astronomischen Fernrohrs aus dem Bestand der ehemaligen Mannheimer Sternwarte

Kai Budde

1769 wurde vom Mannheimer Hof ein wertvolles Fernrohr zur Beobachtung des Venus-Transits in St. Petersburg erworben. Das von Peter Dollond in London angefertigte Instrument war gut 3 m lang und besaß ein achromatisches Objektiv sowie vier auswechselbare Okulare von 50-, 100-, 150- und 160-facher Vergrößerung. Dazu gehörte auch ein Heliometer. Der Aufsatz zeichnet den wechselvollen Gebrauch des Teleskops bis 1923 nach und gibt einen Einblick in die Astronomie- und Technikgeschichte des 18. Jahrhunderts.

In der vom 12. September 2016 bis 19. Februar 2017 in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim gezeigten Sonderausstellung: »Barock – nur schöner Schein?« stand im Mittelpunkt der Abteilung »Wissen/Astronomie« ein großes astronomisches Fernrohr mit einem achromatischen Objektiv. Das von dem englischen Optiker Peter Dollond hergestellte Teleskop stammte aus der ehemaligen Mannheimer Hofsternwarte. Es war in der Ausstellung als stellvertretendes Beispiel für die Förderung der Astronomie unter dem Pfälzer Kurfürsten Carl Theodor (1724–1799) zu bestaunen. Der an den Naturwissenschaften interessierte Fürst hatte schon 1764 eine kleine Sternwarte auf dem Dach des Schwetzinger Schlosses errichten und schließlich 1772 den Grundstein für eine Sternwarte in Mannheim in unmittelbarer Nähe zu Jesuitenkirche und Schloss legen lassen. Die kostbare Ausstattung derselben mit englischen und französischen astronomischen Geräten wie Quadranten, Sextanten, Spiegel- und Linsenfernrohren

Das Linsenfernrohr mit vorgesetztem Heliometerobjektiv, beide aus der Werkstatt von Peter Dollond, London, um 1769 (Foto: Klaus Luginsland, Technoseum Mannheim)

»Coupe de la ligne AB vers C«, lavierte Federzeichnung von Wilhelm von Traitteur, 1791, Detail: Großer Beobachtungssaal (Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim)

sponserte der aufgeklärte Kurfürst aus seiner Privatschatulle, was damals durchaus keine Selbstverständlichkeit war. Das Inventar der Mannheimer Sternwarte hatte allein einen Wert von 17 000 Gulden[1]. Spätere Umbauten an der Sternwarte und weitere Instrumentenkäufe nach dem Tod des ersten Astronomen Christian Mayer 1783 dürften die Kosten für die Sternwarte, ohne die Einbeziehung der Honorare der Astronomen, auf ca. 83 000 Gulden erhöht haben.

1769 erworbenen, stand das große Dollond Fernrohr von 1775 bis zur Auflösung der Mannheimer Sternwarte im März 1880 im großen Beobachtungssaal derselben und wurde hauptsächlich von Christian Mayer, seinem Gehilfen Johann Metzger und später von Mayers Nachfolger Roger Barry benutzt. Eine lavierte Federzeichnung der 5 Geschosse der Mannheimer Sternwarte von 1791, angefertigt von dem Ingenieur Wilhelm von Traitteur, zeigt im zweiten Obergeschoss, dem großen Beobachtungssaal, die wichtigsten astronomischen Instrumente eingezeichnet. So erkennt man einen Globus mit Stativ, das große Fernrohr von Peter Dollond, den Ansatz des Mauerquadranten von John Bird (in der Mauernische nach Süden) sowie am rechten Rand den mobilen Quadranten von Canivet. Auch ein Inventar von 1810[2] vermeldet unter 2. Astronomische Gerätschaften, C. Großer Beobachtungssaal, Nummer 23. ein »10-füßiges achr. Fernrohr von Dollond Sohn, mit Heliometer und Rollfuß«. Unter dem Begriff Rollfuß muss man sich ein Stativ mit Rollen vorstellen. So war das Fernrohr leichter an die großen Fenster nach Süden, Westen und Norden zu transportieren.

Im März 1880 kamen alle Instrumente in Kisten verpackt nach Karlsruhe, worin sie auch die meiste Zeit blieben, denn in Karlsruhe existierte zu diesem Zeitpunkt keine Sternwarte. Als Provisorium wurde ein dürf-

tiger Holzbau von fünf mal fünf Metern Grundfläche und dreieinhalb Metern Höhe im Erbprinzengarten (heute Nymphengarten) in der Art eines Feldobservatoriums eingerichtet. Zur Beobachtung eingesetzt wurden allerdings nur die modernen Geräte, etwa der große achromatische Refraktor von Steinheil von 1859, der erst 1860 auf der obersten Plattform der Mannheimer Sternwarte unter einer neuen Drehkuppel montiert worden war und heute auf der Sternwarte des Max-Planck-Gymnasiums in Karlsruhe Rüppur steht, der Meridiankreis von Reichenbach sowie ein Passagegerät von Martin, letzteres eine befristete Leihgabe aus Berlin. Schon 1884 war die Holzbaracke so baufällig geworden, dass ein Umbau und eine Neuaufstellung der Instrumente nötig waren.[3]

Der Anstoß zu dem dringend notwendigen Neubau einer Sternwarte kam schließlich aus Heidelberg, wo der Astronom Max Wolf durch astronomische Vorlesungen und eine 1893 vom Badischen Großherzog finanzierte Studienreise durch England und die Vereinigten Staaten (Teilnahme am Weltkongress der Astronomen in Chikago) genügend Geld gesammelt hatte, das zur Anschaffung eines neuen Teleskops (Bruce-Teleskop) und als Anschub zum Bau einer neuen Sternwarte genutzt werden konnte. 1894 gab der Badische Landtag die restlichen Mittel für den Bau einer Sternwarte auf dem Königstuhl frei, 1895 wurde mit dem Bau begonnen und am 20. Juni 1898 fand die feierliche Einweihung der neuen Sternwarte statt. Allerdings waren da die meisten Geräte aus dem 18. Jahrhundert nicht mehr einsatzbereit.

Erste Nachrichten vom Dollond-Fernrohr

Im ersten Inventar der Mannheimer Sternwarte, das nach einem Brand in der Bibliothek derselben im Jahre 1776[4] von dem Hofastronomen Christian Mayer angefertigt wurde, wird das Dollond-Fernrohr unter Nummer 9. erwähnt: »Ein dergleichen Zwölf Schuh langes achromatisches Seherohr von dem Jüngeren Dollond nebst Zwey kleineren Sehrohr und schwartzem Sonnen-Glaß, deßen Gehäuß von Mahagoni-Holtz mittelst starken Messingenen Schrauben und Platten in drey Theil zerlegt kan werden. Ist von H. C: von Valtravers anno 1769 zu London bestelt und deßelben Preiß mir unbekannt.«

Offensichtlich wurden mit dem großen, über 3 m langen Fernrohr von Dollond 1769 noch zwei weitere kleine Fernrohre und eine Linse aus dunklem Glas für die Sonnenbeobachtung in London eingekauft. Leider teilt uns Mayer weder den Kaufpreis noch – was mehr interessieren würde – die Vergrößerungskraft der optischen Linsen bzw. Okulare des Fernrohrs mit. Mehr Informationen erfahren wir

Detail vom Okularrohr (Auszug) mit der Bezeichnung des Herstellers (Foto: Klaus Luginsland, Technoseum Mannheim)

aus der in Französisch gehaltenen Inventarliste von Roger Barry aus dem Jahr 1811[5]:

On y trouve encore deux excellentes lunettes acromatiques de Dollond; lùne de huit pieds, l'autre de 10 pieds, dont les tuyeaus sont de bois d'acajou. L'objectif de la première a 3½ pouces d'ouverture avu un grossissement de 80 par le premier oculaire et de 150 par le second.

La seconde (lunette) a un objectif dont l'ouverture est presque de 4 pouces et trois oculaires: l'un pour les objets terrestres avec un grossissement de 50 fois et des deux autres pour les objets celestes avu un grossissement pour l'un de 100 fois et l'autre de 160.

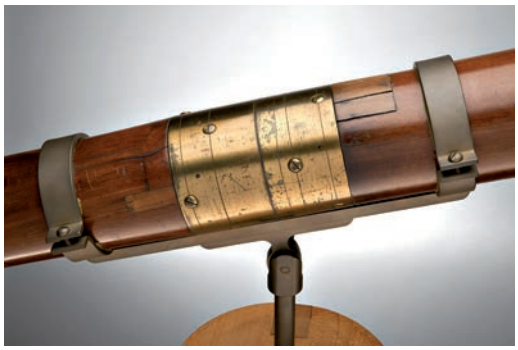
Somit wissen wir, dass das längere (12 Schuh = 10 pieds = 304,8 cm) Fernrohr einen Tubus aus Mahagoniholz hatte, ein Objektiv mit einer Öffnung von 4 Pouces (französische Zoll = 2,54 cm) aufwies und vier auswechselbare Okulare mit verschiedenen Vergrößerungen besaß. Ein Okular für Beobachtungen auf der Erde mit 50-facher Vergrößerung, und drei Okulare für Himmelsbeobachtungen mit 100-, 150- bzw. 160-facher Vergrößerung. Wahrscheinlich stand das Teleskop bis zur Fertigstellung der Mannheimer Sternwarte in Schwetzingen, möglicherweise schon zerlegt, denn für eine Aufstellung war die Beobachtungskuppel von 1764 auf dem Dach des Schwetzinger Schlosses definitiv zu klein.[6] Ab 1775 wurde es von Mayer und seinem Gehilfen Johann Metzger zu Beobachtungen der Bedeckung der vier größten Jupitermonde, der Venus und des Mars eingesetzt[7]. Jedoch nicht so oft, wie das kürzere, 8 Fuß lange und damit handlichere achromatische Fernrohr von John Dollond.

Veränderungen am Original

Im letzten Inventar der Mannheimer Sternwarte von 1876[8], vier Jahre vor dem Umzug nach Karlsruhe verfasst, wurde das Fernrohr als zerlegt bezeichnet. Es wird unter V. Diverse Instrumente aufgeführt: »42. ein dreizolliges Objektiv, welches vermutlich zu dem zerlegten Achromaten von Dollond gehörte«. Das davor angefertigte Inventar von 1852[9] berichtet unter III. Transportable Fernröhre, 5. und 6.: »Zwei achromatische Fernröhren von Dollond 10 und 8 Fuß Länge. Die Objektive beider Instrumente befinden sich nach Angaben des Herrn Hofrath Eisenlohr in dem Physikalischen Cabinet in Carlsruhe. Die übrigen Teile sind, wie Nicolai sie beschreibt, vorhanden. Die Getriebe an den Gestellen sind jedoch eingerostet. Es fehlt der Schlüssel zur Bewegung der Heliometerobjektivhälften.«

Das bedeutet, dass um die Mitte des 19. Jahrhunderts beide Refraktoren und das Mikrometerobjektiv nicht mehr eingesetzt wurden. Offensichtlich waren die beiden wertvollen achromatischen Objektive nach Karlsruhe ausgeliehen worden. Genauer gesagt, kamen sie an das Polytechnische Institut, gegründet 1825, wo der Physiker Wilhelm Eisenlohr (1799–1872) seit 1840 die Studenten in Physik unterrichtete. Sein Spezialgebiet war die Optik. Wahrscheinlich nutzte er die achromatischen Linsenobjektive zu Versuchen zur Lichtbrechung bei seinen Vorlesungen. Eisenlohr kannte den Bestand der Mannheimer Sternwarte gut, denn bevor er seine Professur in Karlsruhe antrat, war er von 1819 bis 1840 Professor für Mathematik und Physik am Lyzeum in Mannheim gewesen. Das Gebäude der Schule war das alte Jesuitenkolleg zwischen Jesuitenkirche und Schloss, nur einen Katzensprung von der Mannheimer Sternwarte entfernt. Eisenlohr war es auch, der später für eine Verlegung der Sternwarte von Mannheim nach Karlsruhe plädierte.

Das letzte Inventar von 1923[10] zählt dagegen die Einzelteile des Fernrohrs und de-



Zwei Messingringe fixieren heute die zwei Fernrohrhälften (Foto: Klaus Luginsland, Technoseum Mannheim)

ren Maße genau auf: »Nr. 8 Fernrohr von Dollond, dreiteilig […]. Das Rohr besteht aus Mahagoniholz mit Messingschraubhülsen an den Enden. Es sind 3 Teile und kann durch die Gewindehülsen zu einem Rohr von 313 cm Länge zusammengeschraubt werden. Länge des Okularrohres 109 cm; Durchmesser 55 mm; Länge des Mittelstücks: 93 cm; Durchmesser 9 cm; Länge des Objektivrohres 111 cm, Durchmesser 10,5 cm. Vorhanden ist nur noch ein terrestrisches Okular […]. Am Mittelrohr sind je 2 Messingplatten mit Körnern versehen, auch trägt die Hülse am Ende des Okularteils Körner. Jedenfalls ist das Rohr in diesen Körnern ursprünglich in einer Gabel montiert gewesen.«

Schließlich muss es im selben Jahr wieder zusammengesetzt worden sein. Allerdings anders als ursprünglich. Auch davon berichtet das Inventar von 1923 ganz am Ende[11]: »Von dem dreiteiligen Fernrohr ist der mittlere Teil fortgelassen worden und nur der Objektivteil und der Okularteil zusammengeschraubt worden. An dem Objektivteil ist dann das alte Objektiv von Dollond angepasst worden, ferner das Messingrohr des Okulars verlängert worden und dadurch ein terrestrisches Fernrohr hergestellt.« So wurde aus einem dreiteiligen Fernrohr von ursprünglich 3130 mm ein zweiteiliges von 2160 mm Tubuslänge. Dabei wurde auch das Original Objektiv, ein Achromat von Peter Dollond mit einer Öffnung von 82 mm und einer Brennweite von 2560 mm verwendet.

Das heutige Fernrohr besteht aus einem langen konisch zulaufenden Mahagoniholz-Tubus mit Okular- und Objektivfassungen aus Messing. Der aus zwei Teilen zusammengesetzte Mahagoni-Tubus wird in der Mitte von zwei mit jeweils sechs Schrauben gehaltenen Messingringen fixiert. Heute weisen rechteckige kleine Holzflickungen im Mahagonitubus auf die ursprünglichen Ansätze für eine Feinjustierung (möglicherweise Führungsringe für ein Gestänge) des Mikrometer-Aufsatzes (Heliometer) hin. Dieser Aufsatz, zu dem ich später noch kommen werde, wurde vor das Objektiv des Fernrohrs aufgesetzt und mittels Getriebe und Stangen in Höhe des Okulars vom Astronomen bedient. Auf dem Okularauszug aus Messing befindet sich die Gravur des Herstellers: *Dollond London*.

1983 kam das Fernrohr mit dem gesamten, über 200 Jahre alten, nunmehr musealen Be-

Deutlich erkennbar sind die späteren Holzflickungen am Tubus des Fernrohrs (Foto: Klaus Luginsland, Technoseum Mannheim)

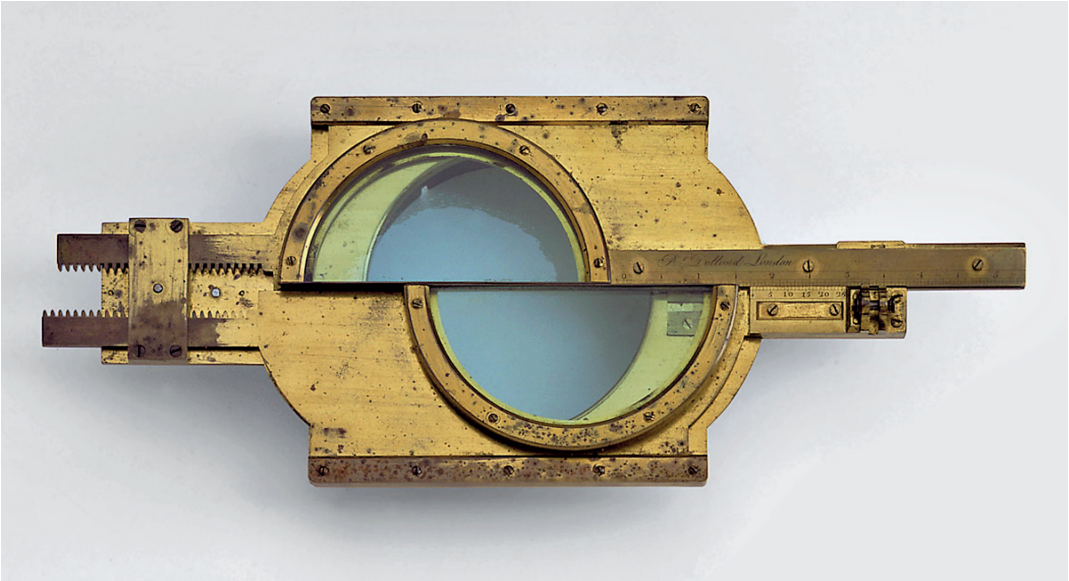
stand der alten Mannheimer Sternwarte in die Sammlung des im Aufbau befindlichen Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim, heute Technoseum Mannheim. Mit der Eröffnung des Museums 1990 wurden alle aus der Zeit zwischen 1757 und 1810 stammenden Instrumente in einer baulichen Inszenierung des ehemaligen Großen Beobachtungssaales ausgestellt. So auch das große Dollond-Fernrohr, für das allerdings ein neues Stativ angefertigt werden musste, da das originale Holzstativ aus Holz und Messingteilen aus dem 18. Jahrhundert verloren gegangen war.

Achromatische Linsen

Da die Namen der englischen Fernrohrhersteller John und Peter Dollond des Öfteren im Zusammenhang mit achromatischen Linsen im Text genannt worden sind, möchte ich darauf genauer eingehen: Schon zur Beobachtung des Venus-Transits von 1761 in Schwetzingen hatte sich Christian Mayer aus London ein ca. 3 Meter langes achromatisches Fernrohr mit Holztubus, angefertigt von John Dollond (Vater), kommen lassen. Dieses nicht mehr existente Fernrohr war im November 1776 noch in »bestem zustandt« und von Mayer bis zu seinem Tod 1783 für seine Doppelstern- und Planetenbeobachtungen genutzt worden.

John Dollond (1706–1761), ein englischer Instrumentenhersteller und Optiker war Sohn eines französischen Protestanten und erlernte zunächst den Beruf des Seidenwebers. Schon früh befasste er sich mit Geometrie, Algebra, angewandter Mathematik, Optik und Astronomie. Seit 1752 arbeiteten er und sein Sohn Peter (1730–1820) in ihrer Werkstatt in London an der Verbesserung von Glaslinsen-Fernrohren, um ihre chromatische Aberration (die durch die Lichtbrechung entstehenden störenden Farbränder) zu verringern. Nach mehrfachen Versuchen in den Jahren 1757 und 1758, zu denen sie die optischen Untersuchungen des schwedischen Physikers und Mathematikers Samuel Klingenstierna (1698–1765) angeregt hatten, entdeckte John Dollond die ungleiche Refraktion der farbigen Lichtstrahlen in Glasprismen von verschiedener Brechkraft. Das Vermeiden der chromatischen Aberration bestand schließlich in dem Zusammenfügen zweier unterschiedlicher Glaslinsen hintereinander: einer konvexen Kronglaslinse und einer konkaven Flintglaslinse. Damit war das achromatische Objektiv erfunden. Zwar war nicht Dollond der Erfinder dieser bahnbrechenden Neuerung in der Optik – die eigentliche Erfindung des Achromaten gelang Chester Moor Hall, der jedoch nicht an der wirtschaftlichen Nutzung seiner Erfindung interessiert war. Aber John Dollond war der erste und über Jahre hinweg einzige, der diese Linsenobjektive wirtschaftlich herstellen konnte. 1758 wurde er dafür von der Royal Society mit der *Copley Medal*, einer der höchsten wissenschaftlichen Auszeichnungen, geehrt. Zudem wurde ihm ein

Das achromatische Objektiv des Dollond-Refraktors (Foto: Klaus Luginsland, Technoseum Mannheim)



Das Heliometer-Objektiv von Peter Dollond (Foto: Klaus Luginsland, Technoseum Mannheim)

alleiniges Patent auf die Herstellung achromatischer Linsen für die Dauer von 14 Jahren erteilt. Bis 1772 sicherte das ihm und seinem Sohn ein gutes Einkommen.

Peter, der älteste Sohn führte das Geschäft seines Vaters fort. 1766 gab er die alte Adresse auf und zog mit der Werkstatt nach *St. Pauls Churchyard*, die er zusammen mit seinem jüngeren Bruder John und später mit seinem Vetter George Dollond (eigentlich George Huggins, 1774–1852) betrieb. 1766 verklagte Peter Dollond drei Londoner Optiker wegen Patentverletzung, darunter auch seinen Schwager Jesse Ramsden, ebenfalls Hersteller astronomischer Instrumente. Das Patent auf achromatischen Linsen hatte sein Vater John Dollond nie rigoros verteidigt, da er wusste, dass die eigentliche Erfindung nicht von ihm stammte. So kam es zu einem Rechtstreit zwischen Peter Dollond und Jesse Ramsden, den Peter Dollond gewann. Als das Dollond-Patent 1772 endete, trat eine Preissenkung von beinahe 50 Prozent für achromatische Linsen ein.

Das Heliometerobjektiv

Das Heliometerobjektiv, auch als Objektivmikrometer bezeichnet, stammte auch aus der Werkstatt von Peter Dollond und war ebenfalls für die Ausrüstung des Hofastronomen Christian Mayer für St. Petersburg (Akademie) 1769 erworben worden. Es ist graviert mit: *P:r Dollond London.*

Dieser Linsenaufsatz ermöglichte es, kleinste Winkelabstände bei der Bewegung von Himmelskörpern zu messen, etwa den Ein- und Austrittswinkel der Venus vor der Sonnenscheibe, dem Venus-Transit, der im 18. Jahrhundert 1761 und 1769 stattfand und den Mayer beide Male, einmal in Schwetzingen und in St. Petersburg mitverfolgte. Diesen Objektivmikrometer beschreibt Mayer

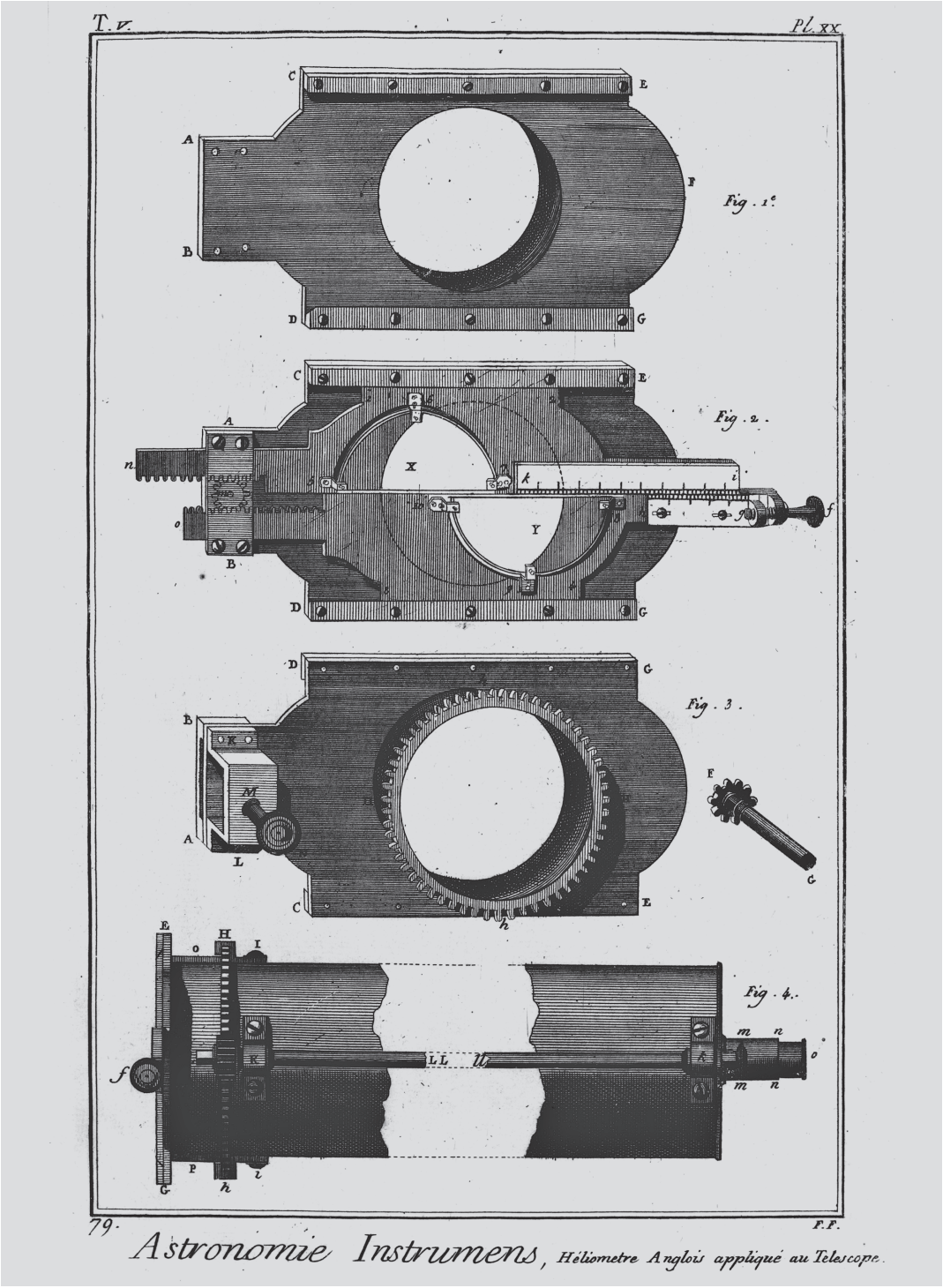
unter Nr. 10 seines Inventars: »Ein zu Nro. 9 gehöriger heliometre/Sonnenmesser/oder sogenanntes Micrometrum objectivum von Außnehmender Güte, um die kleinsten Winkel, als da seyndt die diametres der Planeten, zusammen Tritte der Planeten mit den Fixsternen mit großer genauigkeit zu messen, habe ebenfalls von H. von Valtravers anno 1769 in Amsterdam empfangen und solche stück samt Nro. 9. nach Petersburg mit Gnädigster Erlaubnus mit genohmen, wovon es glücklich und ohn beschädigt zurück gekommen ist.«[12]

Das Konstruktionsprinzip für das Mikrometer stammte allerdings von John Dollond, der 1753 erstmalig ein Heliometer mit durchschnittenem Objektivglas, dessen beide Hälften gegeneinander verschiebbar waren, konstruiert hatte. Die zwei durch gegenläufige Zahnstangentriebe beweglichen halbkreisförmigen Gläser wurden links durch ein Zahnrad bewegt. Hierzu diente ein Außenvierkant, der durch eine Wellenverlängerung mittels Stangen vom Beobachter/Astronomen bedient werden konnte. Auf diese Verlängerung weist auch die Beschreibung des späteren Kurators der Großherzoglichen Sternwarte, Staatsrat Ludwig Klüber 1811 hin, die den Heliometer als »sieben Fuß lang und mit zerschnittenen, achromatischen dreizolligen Objectiv« beschreibt. Das genannte Längenmaß von sieben Fuß ergab sich wohl durch das Addieren der Länge der Getriebestangen (die heute verloren sind), denn das heutige, eigentliche Mikrometer hat nur eine Tiefe von wenigen Zentimetern. Die Längenangabe von 7 Fuß entspräche einer heutigen Länge von ca. 2180 mm. Auch das Inventar von Roger Barry bestätigt in seiner kurzen Beschreibung die Länge des Heliometers mit 7 Fuß: *on y adapte un héliometre qui est aussi de Dollond dont le foyer n'a que 7 pieds*.[13] Die in der französischen Enzyklopädie im Kapitel *Astronomie Instrumens* befindliche Abbildung (Tome V, Pl. XX (1776–1780) eines Englischen Heliometers zeigt die Ansätze und Endstücke der Feinjustierung eines Heliometers an einem Teleskop.

Wie funktionierte nun das Mikrometer? Auf der Vorderseite des Mikrometers wird über ein gekapseltes Zahnradvorgelege ein mittig sitzendes Zahnrad gedreht, in welches oben und unten Zahnstangen von zwei Schiebern eingreifen. Dadurch bewegen sie sich gegenläufig. Die obere Schieberhälfte, auf der auch der Name des Herstellers eingraviert ist, trägt auf der rechten Seite eine Skala von von 1 bis 5 (vermutlich englische Inches); die untere Hälfte zeigt eine im Maßstab wesentlich kleinere Skala von 5 bis 25. Diese Zahlenskalen sind wiederum in Winkel umzurechnen. Interessanterweise findet sich in dem handgeschriebenen Beobachtungsbuch von Christian Mayer von 1776–1777[14] gleich auf der ersten Seite eine kleine Tabelle, die den Inches auf der Mikrometerskala gemessene Winkelgrößen zuordnet. So bedeutet 1 Inch einen gemessenen Winkel von 8' (Minuten) 42,7" (Sekunden); 2 Inches einen Winkel von 17' 25,4"; 3 Inches entsprechen 26' 8,16" usw.

Warum die Anschaffung dieser kostspieligen und hoch präzisen Geräte?

Im Jahre 1767 sollte Mayer auf Kosten der Royal Society zusammen mit Ruggero Giuseppe Boscovich (1711–1787) nach Amerika reisen[15]. Diese Pläne zerschlugen sich, da Kalifornien, damals noch unter spanischer Herrschaft keine Einreise erlaubte, da man eine Spionagetätigkeit befürchtete. Diese



Darstellung eines Heliometerobjektivs (Sonnenmikrometer aus: Denis Diderot/Jean LeRond d'Alembert, Enclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences [...], Tome V, Pl. XX, 1776–1780 (Foto: Klaus Luginsland, Technoseum Mannheim)

geplante Reise stand schon im Zusammenhang mit dem erneuten Venus-Transit von 1769, der wiederum im Juni stattfinden sollte, und zu dem Astronomen in aller Welt frühzeitig ihre Beobachtungsplätze aufsuchten. Das erste Mal nahmen auch amerikanische Wissenschaftler an dieser Beobachtung teil. Die Amerikanische Philosophische Gesellschaft schickte Beobachter nach Norristown, Philadelphia und nach Cape Henlopen.[16] Christian Mayer aber wurde von der Zarin Katharina der Großen und der Petersburger Akademie der Wissenschaften als *observator principalis* zur Beobachtung an die Petersburger Sternwarte eingeladen[17]. Am 7. März 1769 reiste er mit dem Jesuiten Gottfried Stahl von Mannheim ab. Aus Wesel schrieb er am 18. März an die Akademie in Petersburg, dass er jetzt alle Beobachtungsgeräte beisammen habe und auf dem Weg nach Lübeck sei. Im Gepäck hatte er das Fernrohr und Heliometerobjektiv von Peter Dollond, zwei weitere Fernrohre aus Schwetzingen, die 1769 erworbene englische Präzisionspendeluhr von Eardley Norton und sein erstes astronomische Instrument, den transportablen Quadranten von Canivet (1757). In St. Petersburg war man über den Zuwachs an astronomischen Geräten hoch erfreut, einmal, weil man nichts Vergleichbares besaß und weil das Wenige, was man hatte, der diensthabende Astronom auf seinen Beobachtungsposten nach in Sibirien mitgenommen hatte.

Doch in St. Petersburg war man sich nicht mehr so sicher, ob es Mayer noch rechtzeitig schaffen würde. Deshalb wurde ein Kurier nach Lübeck geschickt, der nach Mayer und Stahl suchen und sie zur sofortigen Abreise nach St. Petersburg auffordern sollte. Gleichzeitig ernannte die Akademie den Mathematiker Anders Johan Lexell zum »Adjunkten« und übertrug ihm die Aufgabe, den Venus-Transit in St. Petersburg zu beobachten und schriftlich festzuhalten. Von Mayer traf unterdessen ein weiteres Schreiben ein, in welchem er sich für sein Verspäten entschuldigte, wobei er auf die ungünstigen Winde verwies, weswegen die Segelschiffe nicht auslaufen konnten.[18] Schließlich kamen Mayer und Stahl am 29. Mai in St. Petersburg an. Nach ihrer Anmeldung bei der Akademie wurden sie beauftragt, ihre Instrumente im Observatorium aufzubauen und ihre Beobachtungen zu beginnen. Als Beobachtungsort diente der Sitz der Petersburger Akademie der Wissenschaften, der auch eine Sternwarte angegliedert war, welche sich im Turm des Gebäudes befand.

Am 3.6.1769 war es dann soweit: Mayer beobachtete zusammen mit Anders Johan Lexell (1740–1784)[19], Leonhard Euler (1707–1783), S. K. Kotelnikoff (1723–1806) und Gottfried Stahl das Vorüberziehen des Planeten Venus vor der Sonnenscheibe. Mayer beobachtete das Ereignis mit seinem Dollond Refraktor mit vorgesetztem Sonnenmikrometer, Gottfried Stahl sah durch das Fernrohr des Canivet Quadranten[20]. Da das Himmelsereignis in Nordost-Europa am Abend stattfand, konnte in St. Petersburg nur der Anfang des Venus-Transits beobachtet werden, da nach knapp zwei Stunden die Sonne untergegangen war. Nach Mayers Aufzeichnungen dauerte der Vorgang 1 Stunde 55 Minuten und 44,3 Sekunden. Der wahre Transit dauerte insgesamt 6.09 Stunden.

Zwei Tage später konnte Mayer seine Beobachtungsergebnisse der Akademie vorlegen, die von Leonhard Euler und dem Etatsrat Aepinus geprüft wurden. Euler empfahl Mayer, seinen Beobachtungen noch die Ortszeiten hinzuzufügen und das Verbesserte wieder vorzulegen.[21]

Mayers korrigierte Fassung wurde von der Akademie gelobt und zum Druck empfohlen. Seine Beobachtungen wurden noch im selben Jahr in Latein: *Ad Augustissimam Russiarum omnium imperatricem Catharinam II Aliexiewam expositio de Transitu Veneris ante discum solis d. 23. Mai a. 1769* und Russisch veröffentlicht.[22]. Auch in Band XIII der *Novi Commentarii* der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften werden Mayers Beobachtungstabellen erwähnt.[23]

Insgesamt sammelten auf der Erde über 80 Stationen mehr als 150 Messungen. Die Ergebnisse der Beobachtungen von 1769 waren zwar genauer als die von 1761, aber auch diesmal schwankten die Werte für die Sonnenparallaxe zwischen 8.3" und 8.8". Die Auswertung und Diskussion dieser beiden Durchgänge fand erst 1824 durch Johann Franz Encke (1791–1865) ihren Abschluss, der für die Länge der Astronomischen Einheit als definitives Resultat einen Wert von 153 Millionen km ableitete.[24] Christian Mayers Beobachtungen deckten sich bis auf wenige Sekunden mit den Angaben von Euler, Kotelnikow, Lexell und Stahl.[25]

Neun Jahre später, nachdem ein Teil der Beobachtungen des Venus-Transits ausgewertet waren, schrieb Christian Mayer: »Wir wissen aus dem beobachteten Durchgang der Venus sehr nahe, daß die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde 24 309 halbe Durchmesser der Erde, oder 20 Million 9 mal hundert tausend 5828 deutsche Meilen seie«[26]. Am Äquator beträgt der Durchmesser der Erde ca. 12 756 km. Nach Mayers Berechnungen würde für den Abstand Erde-Sonne ein Wert von umgerechnet 155 Millionen Kilometer gelten; ein Wert der der heutigen Messung einer Mittleren Entfernung von 149,6 Millionen Kilometern schon nahe kommt.[27]

Anmerkungen

1 Ein Gulden hatte damals den Wert von 60 Kreuzern; ein Arbeiter verdiente um 1788 zwischen 24 und 30 Kreuzer am Tag; ein Arbeiter in der Porzellanmanufaktur Frankenthal konnte monatlich zwischen 8 und 20 Gulden verdienen. Ein kurfürstlicher Beamter bekam ca. 400 Gulden jährlich. 500 Gramm Rindfleisch kosteten 1788 acht Kreuzer, ein Weißbrot 2 Kreuzer, ein Pfund Butter 20 Kreuzer.

2 Inventar vom 17.06.1810, verfertigt von Bürmann, Großherzogl. Direktor der Badischen Handlungs-Akademie und Professor der Mathematik. Technoseum Mannheim, Archiv.

3 Wilhelm Valentiner, Veröffentlichungen der Grossherzoglichen Sternwarte zu Karlsruhe. Zweites Heft. Beobachtungen am Meriankreis, Karlsruhe 1886, Einleitung S. III.

4 Das erste Inventar der Mannheimer Sternwarte, verfasst von Christian Mayer am 24.11.1776, zählt die durch kurfürstliche Schenkungen erworbenen Instrumente von der Gründung der Schwetzinger Sternwarte 1757 bis zum Brand in der Mannheimer Sternwarte am 31. Juli 1776 auf. Dieses Inventar umfasst 31 Instrumente, die für Zwecke der Astronomie und Geodäsie genutzt wurden.

5 Notice sur quelques instrumens de l'observatoire de Mannheim 1811. Par M.l'abbé Barry, astronome de la cour de S.A.R.Mgr le Grand-Duc de Bade, Deux grands lunettes achromatique de Dollond, P. 4.

6 Man geht von einem Kuppeldurchmesser von 325 cm aus.

7 So ist die Nutzung des Dollond-Refraktors für den 12. August 1777 verbürgt.

8 Inventar vom 1. Januar 1876. Verfasst von dem Astronomen Wilhelm Valentiner (an der Mannheimer Sternwarte von 1875 bis 1880; ab 1898 bis 1899 an der Landessternwarte Heidelberg). Technoseum Mannheim, Archiv.

9 Inventar vom 31.10.1852, verfertigt von A. M. Nell und H. Schröder. Technoseum Mannheim, Archiv.

10 Inventar von 1923. Verfasst von dem Mechaniker E. Riemenberg. Das Inventar zählt insgesamt 44 Objekte auf. Technoseum Mannheim, Archiv.

11 Inventar von 1923: Notiz über das dreiteilige Fernrohr (Nr. 8) und das alte Objektiv (Nr. 43), beide von Dollond, London.

12 Inventar von 1776 verfasst von Christian Mayer, Nummer 10.

13 Roger Barry, Notice sur quelques instrumens de l'observatoire de Mannheim 1811, P. 4. Technoseum Mannheim, Archiv.
14 Liber I, Beobachtungen/Aufzeichnungen vom 1.1.1776 bis 30.9.1777, Deckblatt. Technoseum Mannheim, Archiv.
15 Kistner, Adolf, Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Carl Theodors. Mannheim 1930, S. 32.
16 Schrode, Antonius, Merkur- und Venusdurchgänge. Grundlagen und Geschichte. Frankfurt 2000, S. 9.
17 Kistner, A., Die Pflege der Naturwissenschaften, […], S. 33.
18 A.gl.O. Schreiben Mayers an die Akademie vom 29. April, vorgelesen auf der Sitzung der Akademie am 4. Mai 1769 (russischer Zeitrechnung).
19 Anders Johan Lexell (1740– 1784) in Abo (Turku, Finnland) geboren, kam als Mathematiker 1768 nach St. Petersburg, um den alten (62) Leonhard Euler zu unterstützen. Lexell wurde 1771 Professor für Astronomie in St. Petersburg und Nachfolger im Amt Eulers 1783.
20 Mayer, Christian, Expositio de Transitu Veneris ante discum solis D. 23 Maii, 1769 […] St. Petersburg 1769, S. 95.
21 Procès verbaux de l'academie de St. Petersbourg, Vol. II, 1744– 770, St. Petersburg 1899, Sitzung vom 2. und 4. Juni (russ. Zeitrechnung) 1769.
22 *Das im Titel ausgewiesene Datum entspricht dem 3.6. moderner Zeitrechnung (Budde).
23 Novi Commentarii Academiae Scientiarum Imperialis Petropolitanae, Tom. XIII, S. 48–49, bzw. S. 541–60.
24 Schrode, Antonius, Merkur- und Venusdurchgänge. Geschichte und Grundlagen. Frankfurt 2000, S. 10. Allerdings spricht man heute von einer mittleren Entfernung von Sonne-Erde von 149,6 Mio. km.
25 Mayer, Christian, Ad Augustissimam Russiarum omnium imperatricem Catharinam II Aliexiewam exposito de Transitu Veneris […] 1769, S. 95.
26 Mayer, Christian, Gründliche Vertheidigung neuer Beobachtungen von Fixsterntrabanten, welche zu Mannheim auf der kurfürstlichen Sternwarte entdeckt worden sind, Mannheim 1778.
27 In Sonnennähe beträgt der Abstand 147,1 Mio. km; in Sonnenferne dagegen 152,1 Mio. km.

Anschrift des Autors:
Dr. Kai Budde
L11, 09
68161 Mannheim
maybudk@web.de

Wer sang die Euryanthe? Ein Blick auf die digitalisierten Theaterzettel des Karlsruher Hoftheaters

Ludger Syré

Auf gedruckten Zetteln, die deutlich kleiner waren als heutige Plakate, bewarb das Großherzogliche Hoftheater nach dem Vorbild vieler anderer deutscher Bühnen seine abendlichen Aufführungen. Die von Austrägern an Privathaushalte verteilten, später auch im öffentlichen Raum angeschlagenen Zettel informierten die Theaterbesucher vorab über das vorgesehene Theater- oder Musikstück und über die Verteilung der Rollen. Aufgrund dieser und weiterer Angaben geben uns die Theaterzettel Aufschluss über den Spielbetrieb vergangener Zeiten. Sie bilden heute eine wertvolle Quelle, die dank Digitalisierung und Internetpräsentation von allen am Theatergeschehen interessierten frei und komfortabel befragt werden kann.

Welches Stück gab das Karlsruher Hoftheater am 28. September 1856 und wer spielte an diesem Abend mit?

Am 20. September 1856 heiratete Großherzog Friedrich I. von Baden im Berliner Stadtschloss Prinzessin Luise von Preußen. Am 27. September kehrte das Paar unter großem Jubel der Bevölkerung und der Presse nach Karlsruhe zurück. Und am folgenden Tag widmete das Großherzogliche Hoftheater den frisch Vermählten eine besondere Aufführung. Wer nun wissen möchte, mit welchem Stück das großherzogliche Paar am 28. September beehrt wurde und welche Schauspieler an diesem Abend in welcher Rolle auftraten, wird auf seine Fragen vermutlich zunächst in einer Karlsruher Tageszeitung nach der Antwort suchen.

Da diese inzwischen von der Badischen Landesbibliothek digitalisiert worden sind und frei zugänglich im Internet angeboten werden, kann der Gang in die Bibliothek entfallen. In der Tat ist im »Karlsruher Tagblatt« an diesem Tag folgende Ankündigung zu finden: »Festspiel zur Feier der allerhöchsten Vermählung: Die Lilien des Orakels. Gedichtet von Karl Schöchlin, in Musik gesetzt von Hofkapellmeister Strauß. Hierauf, neu einstudirt: Euryanthe. Große romantische Oper mit Ballet, in 3 Akten, gedichtet von Helmine von Chézy, Musik von Karl Maria von Weber.«[1]

Doch wer trat in Schöchlins Festspiel auf? Wer sang die Euryanthe? Diese Fragen kann nur eine andere Quelle beantworten, nämlich der Theaterzettel für diese sonntägliche Doppelvorstellung. Das Stöbern in diesem Quellenmaterial kann inzwischen ebenfalls bequem von zuhause aus erfolgen, denn die Badische Landesbibliothek (BLB) hat alle Theaterzettel zwischen 1813 und 1933 eingescannt und in das Portal ihrer Digitalen

Großherzogliches Hoftheater zu Karlsruhe.

Sonntag, den 24. März 1839. 71

Neunundzwanzigste Vorstellung im zweiten Abonnement.

Zur Feier der Anwesenheit

Seiner Kaiserlichen Hoheit des

Großfürsten Thronfolgers von Rußland,

bei festlich beleuchtetem Hause:

Der Seeräuber.

Große Oper in zwei Aufzügen, von Bellini.

Personen:

Ernesto, Herzog von Caldora, von der Parthei des Hauses Anjou	Herr Rieger.
Imogene, seine Gemahlin	Mad. Fischer.
Gualtiero, Graf von Montalto, von der Parthei des Königs Manfred, verbannt und Anführer einer arragonischen Seeräuberflotte	Herr Haizinger.
Itulbo, sein Gefährte	Herr Hartenstein d. j.
Goffredo, ein Einsiedler	Herr Mayerhofer d. j.
Adele, Imogenens Freundin	Mad. Strauß.

Ritter. Damen. Pagen. Krieger. Seeräuber. Fischer. Landleute.

Die Handlung geht in Sizilien auf dem Schlosse Caldora und in dessen Umgebung in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts vor.

Eintritts-Preise:

Fremdenloge erster Gallerie	2 fl.	— kr.
Logen ersten Rangs	1	—
Logen zweiten Rangs	—	48
Gesperrte Sitze auf dem Parquet	1	12
Gesperrte Sitze auf der zweiten Gallerie	1	—
Parquet	1	—
Dritte Gallerie	—	24

Der vollständige Text der Oper ist bei Hofbuchhändler Ph. Macklot und Abends an der Kasse um 12 kr. zu haben.

Der Zutritt auf die erste Gallerie wird den Herren für diesen Abend nur in Uniform oder Frack gestattet.

Anfang: ~~sieben~~ nach ¼ Uhr. Ende: ~~zehn~~ nach ¼ auf 11 Uhr.

Br. E. 443/

Die Ankündigung der Oper »Der Seeräuber« vom 24. März 1839 enthält alle Informationen, die gewöhnlich auf einem Theaterzettel aufgeführt sind; zusätzlich benennt sie die Anwesenheit eines hohen Gastes und die daraus erwachsene Kleidervorschrift

Sammlungen eingereiht.[2] Was aber sind Theaterzettel, zu welcher Mediengattung zählen sie und welchen Wert als historische Quelle besitzen sie für uns heute?

Was sind Theaterzettel und warum werden sie digital zugänglich gemacht?

»Der Theaterzettel in seiner Folge von Tag zu Tag, von Saison zu Saison, ist das curriculum vitae des Theaters«, schrieb zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Berliner Schriftsteller Gotthilf Weisstein.[3] Nicht nur über das Repertoire eines Theaters, über aufgeführte Stücke und Autoren, auch über die an den Aufführungen Beteiligten, über die individuellen Umstände der Aufführungen und über den gesamten Theaterbetrieb geben Theaterzettel Auskunft. Sie waren zunächst einmal Ankündigungen und entsprachen insoweit nicht unbedingt der Wirklichkeit; sie waren etwas Vergängliches, denn schon einen Tag später hatten sie ihren Zweck erfüllt; sie wurden unter einem hohen Zeitdruck produziert und blieben daher nicht immer fehlerfrei; und sie bildeten flüchtige Gebrauchsmaterialien, die über den Tag hinaus keine Lebenserwartung beanspruchen durften.

Wie alle anderen großen deutschen Theater kündigten auch das Großherzogliche Hoftheater und später das Badische Landestheater in Karlsruhe seine Aufführungen tagesaktuell auf Plakaten an, die von Austrägern (gegen Honorar) an Abonnenten und Honoratioren verteilt oder an bestimmten Stellen in der Stadt ausgehängt wurden. Die einseitig bedruckten Theaterzettel enthalten Angaben wie Aufführungsort, Aufführungstermin, literarische oder musikalische Gattung, Titel des Stückes, Autor oder Komponist, Dirigent, Rollen und ihre Darsteller. Nicht selten wird auch der Anlass einer Aufführung genannt. Außerdem enthält er Informationen zu den Abonnements und Preisen, gibt manchmal Verhaltensregeln und weitere Hinweise an die Zuschauer, wirbt für die nächsten Vorstellungen oder teilt die Absetzung eines Stückes mit, meist unter Nennung der Gründe, und enthält in kleiner Drucktype den Namen der herstellenden Druckerei. Hinzu kommen handschriftliche Zusätze, beispielsweise auf den Karlsruher Zetteln die Tageseinnahmen, sonst Ausfälle von Künstlern oder ganzen Vorstellungen, manchmal sogar Hinweise auf die Honorare von Künstlern oder Austrägern.

Aufgrund dieser zahlreichen Merkmale sind Theaterzettel nicht allein theatergeschichtliches, sondern auch kulturhistorisches Quellenmaterial. Sie vermitteln ein Bild der geistigen und kulturellen Identität der jeweiligen Zeit. Für die Erforschung der Theatergeschichte, aber auch für eine Vielzahl anderer kulturwissenschaftlich orientierter Fachgebiete bieten sie eine wertvolle Forschungsgrundlage. Da durch sie nicht allein das eigentliche Bühnengeschehen abgebildet wird, sondern auch der Theaterbesuch im weiteren Sinne, sind sie, wie unten gezeigt wird, auch hinsichtlich sozialgeschichtlicher Aspekte interessant. Und natürlich sind sie Teil des in Archiven, Bibliotheken, Museen und anderen Einrichtungen überlieferten kulturellen Erbes unseres Landes.

In Karlsruhe sind verschiedene Sammlungen vorhanden, doch keine Institution besitzt eine absolut lückenlose Überlieferung. Der im Badischen Staatstheater vorhandene Bestand ist, abgesehen von zwei fehlenden Jahrgängen, annähernd vollständig; er umfasst, in 124 Bände gebunden, für die Jahre 1813 bis 1933 rund 25 600 Zettel. Das Generallandesarchiv besitzt für den Zeitraum 1830 bis 1929 geschätzt 18 500 Zettel, doch sind mehrere Jahr-

Die 124 eingebundenen Theaterzettel aus dem Badischen Staatstheater dienten der BLB als Vorlage für die Digitalisierung

gänge nicht vorhanden. Im Bestand der Badischen Landesbibliothek klaffen zwischen 1859 und 1939 so deutliche Lücken, dass die Zahl der Zettel auf etwa 8500 begrenzt ist. Noch kleiner ist der Auswahlbestand des Karlsruher Stadtarchivs seit 1808, der bei 1700 Zetteln liegt.

Weil der Bestand des Staatstheaters den höchsten Vollständigkeitsgrad aufweist, wurde er als Vorlage für die Digitalisierung der Karlsruher Theaterzettel verwendet. Im November 2016 ist das neue Angebot in den Digitalen Sammlungen der BLB eröffnet worden. Zu den 25 587 Zetteln werden im Laufe des Jahres 2017 diejenigen hinzukommen, die entweder im Bestand des Staatstheaters fehlen oder die abweichende bzw. zusätzli-

che Informationen enthalten, beispielsweise handschriftliche Zusätze auf der Vorder- oder Rückseite. Dies wurde in einer Kooperationsvereinbarung zwischen den genannten Institutionen festgehalten.

Die systematische Digitalisierung, die die BLB in den vergangenen Jahren mit eigenen Mitteln durchführte, endete mit den Zetteln aus der Schlussphase der Weimarer Republik, in der die Gattung des Einblattdrucks auslief. Das Medium Theaterzettel wurde durch das Programmheft abgelöst, das ausgiebigere Informationen enthält und sich in der Form einer kleinen Broschüre bis heute erhalten hat.

Neben den Theaterzetteln machen die Digitalen Sammlungen weitere Dokumente zum Spielbetrieb des Karlsruher Theaters zugänglich. Dazu zählt beispielsweise der Hoftheateralmanach, der seit 1851 u. a. ein Verzeichnis aller Vorstellungen der abgelaufenen Spielzeit und die Namen aller Ensemblemitglieder enthielt. Die Namensliste bildet allein schon deswegen eine unverzichtbare Ergänzung, weil auf den Theaterzetteln nur die Nachnamen der Schauspieler genannt wurden, aber wer sind schon »Herr Löwe« oder »Fräulein Christen«?[4] Erst ab 1897 wurden die Schauspieler mit Vor- und Nachname genannt. Der Almanach macht zudem mit allen Personen bekannt, die am Theaterbetrieb mitwirkten, aber auf den Zetteln niemals erwähnt werden, etwa die vielen Musiker der Hofkapelle.

Seit der Wende zum 20. Jahrhundert warf das Hoftheater in einer neuen Publikation regelmäßig einen Rückblick auf das zu Ende gegangene Theaterjahr. Dem Heft konnten statistische Angaben und Einzelheiten zu den Aufführungen ebenso entnommen werden wie Neueinstudierungen und Personalveränderungen; es enthielt ein chronologisches Verzeichnis aller Aufführungen (getrennt nach Karlsruhe und Baden-Baden) und eine nach Komponisten bzw. Autoren ordnende Liste. Interessant sind auch die Zuschauerzahlen; sie betrugen beispielsweise in der Spielzeit 1902/1903 für Karlsruhe 206 225 und für Baden-Baden 19 748 Besucher. Jeder Theaterzettelband bekam zudem ein Register, in dem handgeschrieben die in der betreffenden Saison aufgeführten Stücke aufgelistet wurden; 1894 wurde es in »Alphabetisches Verzeichnis« umbenannt und erschien nun in Druckform.

Ein anderes Beispiel sind die Dienstpolizeilichen Vorschriften für das Großherzogliche Hoftheater zu Karlsruhe, die in gewissen Abständen neu gefasst und gedruckt wurden und auf rund einhundert Seiten nahezu alles regelten, die Regisseure, Musikmeister und Ballettmeister ebenso wie die Schauspieler, Chormitglieder und Musiker betreffend. Daraus erfuhr man z. B., dass niemand »ein Inventar-Stück der Hoftheater-Bibliothek oder der Musik-Registratur an Fremde« geben durfte (die Strafe dafür lag bei 30 kr. bis 3 fl.) oder dass niemandem gestattet war, »aus Büchern oder Partituren etc. Abschriften zu fertigen, Auszüge zu machen oder einzelne Sachen davon unter das Publikum zu bringen«, letztlich aus urheberrechtlichen Gründen, denn es hieß weiter, dass bei Verstoß nicht nur eine »angemessene Strafe« fällig würde, sondern auch Honorar oder Entschädigung für den rechtmäßigen Eigentümer.[5] Das klang recht modern.

Welche Zugänge unterstützen die Recherche und das Stöbern in den digitalen Theaterzetteln?

Eine angemessene Erschließung und ein mehrdimensionaler Zugang erschienen der BLB bei den digitalisierten Theaterzetteln

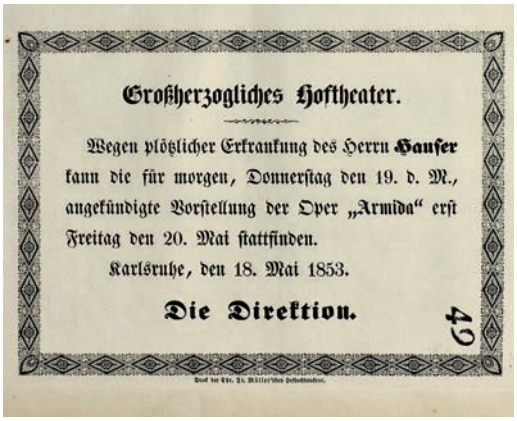
besonders wichtig zu sein. Deshalb sind alle Theaterzettel und auch alle sonstigen Theatermaterialien mit einer OCR-Software ausgelesen worden, so dass eine Volltextsuche über das komplette Material möglich ist. Die Homepage der Digitalen Sammlungen bietet dazu die entsprechende Suchmaske an, außerdem die Möglichkeit, die Suche auf einzelne Sammlungsgegenstände wie z. B. Theaterzettel (oder Zeitungen) einzugrenzen. Im Ergebnis werden zunächst die Suchbegriffe grün unterlegt und im jeweiligen Kontext listenförmig angezeigt, bevor sie – nach entsprechender Auswahl – in den gefundenen Dokumenten ebenfalls grün unterlegt aufscheinen.

Wer sich einen Überblick über alle Aufführungen seit dem frühen 19. Jahrhundert verschaffen möchte, kann sich alle digitalisierten Zettel in chronologischer Reihenfolge anzeigen lassen. Eine Auswahlliste am rechten Bildrand erhellt, welche Autoren bzw. Komponisten am häufigsten auf dem Spielplan des Hoftheaters standen.[6] Mit 1237 Aufführungen ist Richard Wagner der absolute Spitzenreiter; ihm folgen Friedrich Schiller (970), William Shakespeare (907), Wolfgang Amadeus Mozart (831), August von Kotzebue (747) und Albert Lortzing (663) und dann viele weitere Autoren, die jeweils mehrere hundert Aufführungen hatten. Unter ihnen sind große Namen der deutschen Literaturgeschichte wie etwa Johann Wolfgang von Goethe (521) und der europäischen Musikgeschichte wie Gioachino Rossini (530), aber auch Schriftsteller, die längst nicht mehr gespielt werden und in Vergessenheit geraten sind, aber im 19. Jahrhundert ungemein populär waren, etwa der Komödiendichter Julius Roderich Benedix (495).

Der gleichen Liste können die Spitzenreiter unter den Aufführungstiteln entnommen werden. Hier dominiert ganz eindeutig die Musik, genauer gesagt die Oper. »Der Freischütz« (322) Carl Maria von Webers führt die Liste an; dann folgen Ludwig van Beethovens Oper »Fidelio« (240) und Gioachino Rossinis Oper »Der Barbier von Sevilla« (338); Richard Wagner ist mit »Tannhäuser« (228) und »Lohengrin« (224) gut vertreten, auch Wolfgang Amadeus Mozart traf mit »Don Giovanni« (210), der »Hochzeit des Figaro« (202) und der »Zauberflöte« (194) den Geschmack des Karlsruher Publikums. Unter den mehr als 200-mal aufgeführten Stücken konnte sich ein einziges Schauspiel, Johann Wolfgang von Goethes Drama »Faust« (226), platzieren. An dieser Stelle sei angemerkt, dass sehr häufig mehr als ein Stück am Abend aufgeführt wurde, so dass die Zahl der Titel nicht mit der Zahl der Zettel identisch ist.

Möchte man der Frage nachgehen, welches Stück an einem bestimmten Tag gespielt wurde, also z. B. die eingangs gestellte Frage nach der Aufführung am 28. September 1856 anlässlich der Vermählung Großherzog Friedrichs I. von Baden beantworten, dann bietet sich hierfür die Kalendersuche an. In drei Schritten, nämlich nach der Auswahl von Jahr, Monat und Tag gelangt man zu einem ornamental gerahmten, mit dem badischen Wappen geschmückten Theaterzettel, der die Schauspieler und ihre Rollen an diesem besonderen Sonntagabend namentlich benennt. Natürlich wird der Anlass des Festspiels – »zur Feier der allerhöchsten Vermählung« – nicht verschwiegen. Ob das Großherzogspaar persönlich in seiner Loge anwesend sein würde, diese Frage beantwortete der Zettel freilich nicht. So wie an diesem Tag wurden sehr häufig zwei oder gar drei Stücke an einem Abend gespielt.

Zu den interessantesten Fragen, die die Theaterzettel beantworten können, zählt die nach dem Repertoire des Hoftheaters. Wel-



Großherzogliches Hoftheater.

Wegen plötzlicher Erkrankung des Herrn **Hauser** kann die für morgen, Donnerstag den 19. d. M., angekündigte Vorstellung der Oper „Armida" erst Freitag den 20. Mai stattfinden.

Karlsruhe, den 18. Mai 1853.

Die Direktion.

49

86.

Großherzogliches Hoftheater.

Sonntag, den 10. August 1862.

III. Quartal. 77. Abonnements-Vorstellung.

Wegen plötzlicher Unpäßlichkeit der Frau **Howitz** statt der angekündigten Vorstellung „Othello":

Czar und Zimmermann.

Komische Oper in drei Aufzügen. Musik von A. Lortzing.

Anfang: sechs Uhr. Ende: nach neun Uhr.

Karlsruhe, den 10. August 1862.

Die Direction.

Notizzettel vom 18.5.1853 und vom 10.8.1862: Wenn wegen Erkrankung von Schauspielern die Rollen nicht anderweitig besetzt werden konnten, wurden die vorgesehenen Stücke entweder durch andere ersetzt oder die Vorstellungen wurden verschoben

che Autoren wurden im 19. Jahrhundert aufgeführt, wie war das Verhältnis von Musik- und Sprechtheater, welche Stücke wurden immer wieder, welche nur einzelne Male gespielt, welche Art von Veranstaltungen gab es neben den bekannten Gattungen wie Oper, Schauspiel, Operette, Ballett, Konzert usw.? Um dem Interesse an Autoren/Komponisten und Stücken leichter nachgehen zu können, bietet das Theaterzettelportal zwei zusätzliche Einstiegsmöglichkeiten an: die Auswahl nach Autoren und nach Aufführungstiteln.[7] In beiden Fällen unterstützen eine Buchstabenleiste und ein Suchfenster die Recherche. Die Autorenliste enthält insgesamt 1272, die Titelliste 3614 Einträge. Obwohl, wie dargestellt, manche Autoren und Komponisten extrem häufig gespielt wurden, erscheint auf der anderen Seite sowohl die Zahl der Autoren als auch die der Titel sehr breit gefächert. Mit Hilfe der beiden Zugänge kann die Neugier befriedigt werden, wie häufig ein bestimmter Autor bzw. ein bestimmtes Stück aufgeführt worden ist.

Natürlich lässt sich anhand der Zettel auch ablesen, ab wann ein Autor in Karlsruhe rezipiert wurde. Das Hoftheater machte sein Publikum erstmals am 10. Januar 1895 mit dem Dramatiker Gerhart Hauptmann bekannt; aufgeführt wurde seine in einer schlesischen Stadt spielende Komödie »Kollege Crampton«, drei Jahre nach der Uraufführung in Berlin; die Titelrolle verkörperte der Berliner Schauspieler Georg Engels als Gast. Es folgten weitere Stücke Hauptmanns: 1897 das Märchendrama »Die versunkene Glocke« (28-mal gespielt, Berliner Uraufführung 1896) und 1900 »Der Biberpelz« (38-mal gespielt, Berliner Uraufführung 1893). Insgesamt 154-mal taucht Hauptmanns Name auf den Karlsruher Theaterzetteln auf. Ganz anders hingegen Bertolt Brecht. Seine historische Bearbeitung des »Leben Eduards II. von England« wurde 1928 lediglich dreimal gespielt, und blieb das einzige in Karlsruhe gezeigte Stück (Uraufführung 1924).

Es verging keine Spielzeit, ja es kam sogar in jeder Spielzeit im Durchschnitt 15-mal vor, dass ein angekündigtes Stück abgesetzt werden musste, in der Regel wegen Krankheit der Schauspieler. In den meisten Fällen wurde stattdessen ein anderes Stück in an-

derer Besetzung aufgeführt. Da Krankheitsfälle meist unvorhersehbar sind, war der bereits gedruckte und ausgelieferte Theaterzettel überholt. Dem Publikum musste die Änderung oder der Ausfall sehr kurzfristig angezeigt werden, was mit Hilfe kleiner Notizzettel geschah. Auch diese, zwischen die Theaterzettel eingebundenen Zettelchen sind digitalisiert worden, denn sie dokumentieren den tatsächlichen Sachverhalt.[8] Fand die Aufführung insgesamt statt, aber in anderer Besetzung, dann wurden die einspringenden Schauspieler auf dem Theaterzettel vermerkt, je nach dem Zeitpunkt der Krankmeldung entweder in gedruckter oder in handschriftlicher Form.

Großherzogliches Hoftheater zu Karlsruhe.

Dienstag den 20. September 1910:

Huldigungsspiel

zu der Silberhochzeit

des Großherzogs Friedrich II. und
der Großherzogin Hilda von Baden.

Dichtung von Albert Geiger, Musik von Alfred Lorentz.

Personen:

Der alte Bürger	Fritz Rott.
Der junge Bürger	Felix Baumbach.
Jakob } Bauern	Wilhelm Wiedemann.
Dominik } Bauern	Jan van Gorkom.
Christoph } Bauern	Hans Bynard.
Mathurin, die alte Bäuerin, Frau des Jakob	Marie Brauenderfer.
Marianna, verheiratet mit Dominik } Kind und Nachkömmling des Jakob	Rosa Gibelin.
Annetl, verlobt mit Christoph } Kind und Nachkömmling des Jakob	Gisella Cerny.
Erstes Mädchenlied	Martha Walther.
Zweites Mädchenlied	Melanie Comarth.

Bauern und Bäuerinnen, Bürger, Musikanten.

Am Tag der Silberhochzeit.
Die neue Dekoration ist von Albert Gatt entworfen und ausgeführt.

Hierauf:

Erster Akt von „Lohengrin".

Große romantische Oper von Richard Wagner.
Musikalische Leitung: Leopold Reichwein. Szenische Leitung: Peter Dumas.

Personen:

Heinrich, der Vogler, deutscher König	Hans Keller.
Lohengrin	Hans Cäsar.
Elsa von Brabant	Ada von Glesebrecht.
Friedrich von Telramund, brabantischer Graf	Max Reimer.
Ortrud, seine Gemahlin	Margarete Brunsch.
Der Herrufer des Königs	Eduard Schüller.

Sächsische und thüringische Edelleute aus dem Heerbann des Königs, brabantische Edelleute, Edelfrauen, Edelknaben, Vasallen, Dienstmannen und Frauen.
Die Handlung endigt sich zu Heinrichs Zeiten in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts.

Anfang ½9 Uhr. Ende ¾11 Uhr.

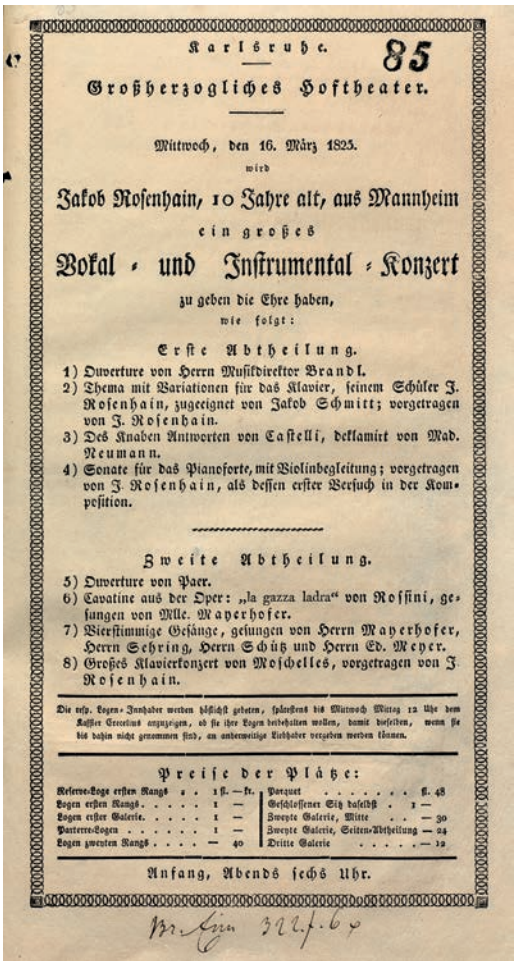
Theaterzettel vom 20.9.1910: Aufführungen zu Jubiläen im Haus Baden wurden auf Theaterzetteln angekündigt, die deutlich aufwendiger als sonst gestaltet waren

Die Theaterzettel als Fundgrube für Informationen rings ums Theater

Im Folgenden soll an einigen Beispielen gezeigt werden, welche Informationen über die Programmankündigung hinaus den Theaterzetteln entnommen werden können.

Nicht selten nennen die Theaterzettel den Anlass einer Aufführung. Das konnten Namenstage, Geburtstage, Hochzeitstage oder sonstige Jubiläen sein. Ein besonders gestalteter Zettel kündigte für den 29. August 1843 zur »Feier des Allerhöchsten Geburtstagsfestes Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs« die Oper »Norma« von Bellini an; in der oberen Mitte prangte ein gekröntes »L« für Ludwig. Silber und blau umrandet war die vom badischen Wappen gezierte Ankündigung am 20. September 1910 für das »Huldigungsspiel zu der Silberhochzeit von Großherzog Friedrich II. und Großherzogin Hilda von Baden«, auf das noch der erste Akt von Richard Wagners Oper »Lohengrin« folgte, so dass die Theaterbesucher einen 5-stündigen Abend vor sich hatten. Zwei Tage später wurde das Huldigungsspiel wiederholt, jetzt statt »Lohengrin« mit der kompletten Oper »Fidelio«, so dass der Abend noch länger dauerte.

Umgekehrt konnten negative Ereignisse auch zum Ausfall von Veranstaltungen führen. So wurde den Abonnenten am 16. Oktober 1825 mitgeteilt: »Auf Allerhöchsten Befehl bleibt heute, wegen Ableben Seiner Majestät des Königs von Baiern – die Bühne geschlossen.« Dieser Befehl erging mehrmals beim Tod von Angehörigen deutscher Fürstenhäuser. Naheliegender war gewiss der Vorstellungsausfall nach einem Trauerfall im eigenen Herrscherhaus; so wurde am 30. Januar 1860 mitgeteilt: »Wegen höchstbetrübenden Ablebens Ihrer Kaiserlichen Hoheit der verwitt-



Karlsruhe. 85

Großherzogliches Hoftheater.

Mittwoch, den 16. März 1825.

wird

Jakob Rosenhain, 10 Jahre alt, aus Mannheim

ein großes

Vokal - und Instrumental - Konzert

zu geben die Ehre haben,

wie folgt:

Erste Abtheilung.

1) Ouverture von Herrn Musikdirektor Brandl.
2) Thema mit Variationen für das Klavier, seinem Schüler J. Rosenhain, zugeeignet von Jakob Schmitt; vorgetragen von J. Rosenhain.
3) Des Knaben Antworten von Castelli, deklamirt von Mad. Neumann.
4) Sonate für das Pianoforte, mit Violinbegleitung; vorgetragen von J. Rosenhain, als dessen erster Versuch in der Komposition.

Zweite Abtheilung.

5) Ouverture von Paer.
6) Cavatine aus der Oper: „la gazza ladra" von Rossini, gesungen von Mlle. Mayerhofer.
7) Vierstimmige Gesänge, gesungen von Herrn Mayerhofer, Herrn Sehring, Herrn Schütz und Herrn Ed. Meyer.
8) Großes Klavierkonzert von Moschelles, vorgetragen von J. Rosenhain.

Die resp. Logen-Innhaber werden höflichst gebeten, spätestens bis Mittwoch Mittag 12 Uhr dem Kassier Erceinis anzuzeigen, ob sie ihre Logen beibehalten wollen, damit dieselben, wenn sie bis dahin nicht genommen sind, an anderweitige Liebhaber vergeben werden können.

Preise der Plätze:

Reserve-Loge ersten Rangs . .	1 fl. — kr.	Parquet	fl. 48
Logen ersten Rangs	1 —	Geschlossener Sitz daselbst .	1 —
Logen erster Galerie.	1 —	Zweyte Galerie, Mitte . .	— 30
Parterre-Logen	1 —	Zweyte Galerie, Seiten-Abtheilung	— 24
Logen zweyten Rangs	— 40	Dritte Galerie	— 12

Anfang, Abends sechs Uhr.

Theaterzettel vom 16.3.1825: Der Ankündigungszettel für das Konzert mit dem jungen Pianisten Rosenhain führt die Eintrittspreise auf und wendet sich an die Logenbesitzer. Wie auf fast allen Theaterzetteln wurden hier nachträglich die Gesamteinnahmen per Hand vermerkt, an diesem Abend 322 Gulden und 6 Kreuzer

weten Frau Großherzogin Stephanie bleibt das Großherzogliche Hoftheater von heute an bis auf Weiteres geschlossen.«[9] Der nächste Theaterzettel datiert tatsächlich erst vom 10. Februar.

Gewiss nicht ohne politischen Hintergrund wurde am 26. Juli 1819 »zur Feier der hohen Vermählung Seiner Hoheit des Markgrafen Leopold und Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Sophie« die heroische Oper »Bertold, der Zähringer« aufgeführt. Das Libretto stammte von Joseph von Auffenberg, die Musik vom großherzoglichen Kammersänger Weixelbaum, der ebenso wie seine Frau selbst mitspielte. Ort der 1197 spielenden Handlung waren Schloss Zähringen und seine Umgebung. Die Aufführung diente der unter Großherzog Karl Friedrich einsetzenden Propagierung der Zähringer-Ideologie und zeigt, dass das Theater und indirekt auch der Theaterzettel politische Botschaften transportieren konnten.

Immer wieder wurden mit den Aufführungen Wohltätigkeitszwecke verbunden. »Zum Vortheil des Hrn. Hofmusikus Schuncke«[10] wurde beispielsweise eine »musikalische dramatische Abendunterhaltung« angesetzt, die aus einer Posse und einer abwechslungsreichen Musikdarbietung bestand und zu der der erste Waldhornist Christoph Schunck auf einem gesonderten Notizzettel ebenfalls einlud. In mehreren Jahren fanden die Veranstaltungen »Zum Vortheil des Unterstützungsfonds der Wittwen und Waisen des großherzogl. Hoforchesters« statt.[11] Gesinde-Bälle »zum Vorteil der Hoftheater-Pensionsanstalt« gab es ebenfalls mehrmals, allerdings nicht in den Räumen des Theaters, sondern in der Festhalle.[12] Die »unter dem Protektorate Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin stehenden Wohltätigkeits-Anstalten des Badischen Frauen-Vereins« profitierten am 10. März 1880 von einem Konzert, bei dem unter der Leitung von Hofkapellmeister Felix Otto Dessoff Stücke berühmter Komponisten gespielt wurden. Ein Konzert unter der Leitung Dessoffs und unter Mitwirkung beliebter Hofopernsängerinnen und -sänger sowie des Hoftheaterchores und des Philharmonischen Vereins veranstaltete das Hoforchester am 5. Januar 1880

»zum Besten der Nothleidenden in Oberschlesien«. Und eine große Gesangsaufführung unter Mitwirkung mehrerer Gesangsvereine kam am 4. November 1871 der »Unterstützung der Nothleidenden in Chicago« zugute.

Schließlich wurden auch die Opfer von Kriegen bedacht. Mit einem dicken roten Kreuz lud ein Zettel für den 10. Februar 1878 zu einem Konzert im großen Saale des Museums ein, um die »im russisch-türkischen Kriege Verwundeten« zu unterstützen; als Gast am Piano wirkte Adele Hippius aus St. Petersburg mit. Ein bisschen Werbung fehlte nicht, wenn zu lesen stand, dass der Flügel von Steinweg Nachf. seitens der Firma Gebr. Trau zur Verfügung gestellt wurde. Warum man in Karlsruhe zugunsten verletzter Soldaten von einem fernen Kriegsschauplatz sammelte, wobei vermutlich in erster Linie an russische Soldaten gedacht war, geht aus dem Zettel natürlich nicht hervor. Hintergrund dieser Aktion könnte die Verbindung zwischen den Häusern Baden und Romanow-Holstein-Gottorp gewesen sein. 1857 hatte die badische Prinzessin Cäcilie, Tochter Großherzog Leopolds, den Großfürsten Michail Nikolajewitsch geheiratet und war ihm als Gouverneursgattin in den Kaukasus gefolgt. Während des Krieges 1877/78, der sich überwiegend auf bulgarischem Boden abspielte, engagierte sie sich als Mitglied des russischen Roten Kreuzes für die Verwundeten der zaristischen Armee und wurde dafür später ausdrücklich von der Zarin gelobt.

Das Beispiel leitet über zu besonderen Gästen am und im Karlsruher Hoftheater. Am 16. März 1825 hatten die Konzertbesucher Gelegenheit, ein musikalisches Wunderkind zu bestaunen, den 10-jährigen Jakob Rosenhain aus Mannheim, der »ein großes Vokal- und Instrumental-Konzert zu geben die Ehre« hatte. Der 1813 geborene Bankierssohn komponierte später Opern, Symphonien, Klavierwerke und Lieder, lebte in Paris, wo er von großen zeitgenössischen Komponisten wie Luigi Cherubini, Gioachino Rossini und Hector Berlioz gefördert wurde und zog schließlich nach Baden-Baden, wo er 1894 starb.

Gäste aus anderen Theaterhäusern gab es immer wieder, auch bekannte deutsche und internationale Künstler traten in Karlsruhe auf.[13] Etwas exotisches Flair brachte am 22. Januar 1902 das Gastspiel der Künstler Sada Yakko und Otojiro Kawakami nach Karlsruhe, die zusammen mit dem Ensemble des Kaiserlichen Hoftheaters Tokio das Drama »Die Geisha und der Ritter« zum Besten gaben. Unbekannte Gäste kamen 1878 aus den USA zu einem Konzert, nämlich »ehemalige Sclaven aus Nord-Amerika von der Fisk-Universität in Nashville, Tenn.«; das Plakat vom 29. Mai übersetzte die von den zehn schwarzen Sängerinnen und Sängern (Sopran, Kontraalt, Tenor, Bass) ausgewählten Liedtitel ins Deutsche.

Auch die Kooperation zwischen den beiden Großherzoglichen Hoftheatern ist durch die Theaterzettel verbürgt. Am 19. Februar 1899 führte das Ensemble des Hof- und Nationaltheater Mannheim die Oper »Lakme« und anschließend »Phantasieen im Bremer Rathskeller«, ein »Phantastisches Tanzbild« in Karlsruhe auf, während parallel die Hofoper Karlsruhe unter der musikalischen Leitung von Felix Mottl die Oper »Die Trojaner« in Mannheim gab, den ersten Teil mittags um 12.00 Uhr, den zweiten Teil abends um 18.00 Uhr. Der Theaterzettel für Mannheim wurde von der Mannheimer Vereinsdruckerei, derjenige für Karlsruhe von der Hofdruckerei Christian Friedrich Müller hergestellt.

Prominente Gäste gab es auch im Publikum, was freilich auf den Theaterzetteln im Vorhinein in der Regel nicht vermerkt wurde, sondern allenfalls am Folgetag aus der Zeitung zu erfahren oder in den Rückblicken auf das

Theaterjahr, die das Hoftheater regelmäßig veröffentlichte, nachzulesen war.[14] Darin sind Erstaufführungen, Neueinstudierungen, Personalveränderungen, Vorstellungen und weitere interessante Informationen festgehalten. Unter den »bemerkenswerten Vorstellungen« wurden solche mit hohen Gästen vermerkt, so 1905 die Aufführungen von »Wilhelm Tell« und »Der Wasserträger«, die »auf Allerhöchsten Befehl in Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers« stattfanden,[15] oder des »Rosenkavalier« 1911 »in Anwesenheit des Königs von Schweden.«[16] Eine Ausnahme machte die Ankündigung der Aufführung »bei festlich beleuchtetem Hause« von Bellinis Oper »Der Seeräuber« am 24. März 1839, wenn es heißt: »Zur Feier der Anwesenheit seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Thronfolgers von Russland«. Damit der Rahmen beim Besuch des nachmaligen Kaisers Alexander II. festlich blieb, erging zudem die klare Anweisung: »Der Zutritt auf die erste Gallerie wird den Herren für diesen Abend nur in Uniform oder Frack gestattet.« Und auf der Rückseite wurde festgehalten, dass Kaiserliche Hoheit »mit unerhörtem Applause« empfangen wurde.

Die Formulierung »auf Allerhöchsten Befehl« ist Anfang des 20. Jahrhunderts nicht selten und zeigt einmal mehr den Einfluss des Großherzogs auf das Theater. Während des Ersten Weltkrieges führte das Theater z. B. »auf Allerhöchsten Befehl« Albert Lortzings Oper »Der Waffenschmied« auf, die im zweiten Kriegsjahr sicherlich nicht zufällig ausgewählt worden war.[17] Fast 200-mal findet sich diese Wendung auf den Theaterzetteln oder den beiliegenden Notizzetteln. Seltener hingegen ist die einleitende Wendung »Durch allerhöchste Genehmigung«; so erlaubte der Großherzog etwa die »Ausserordentliche und letzte Vorstellung des Louis Keller, erster königlich preußischer Athlet und Modell der königlichen Akademie zu München etc. bestehend aus plastisch-mimischen und herkulischen Uebungen«; der Zettel vom 26. März 1841 kündigte als »Non plus ultra« eine Sensation an: »Der Produzent wird frei in der Luft schwebend, und sich nur mit einem Fuß anhaltend, ein lebendiges Pferd fünf Minuten lang mit den Händen frei in die Höhe heben.«

Die Besuche des Großherzogs und seiner Familie waren häufig und sind in den »Rückblicken« festgehalten worden. Ein spezieller Fund ist ein Theaterzettel vom 21. Mai 1840 für die »Zur Feier des höchsten Geburtsfestes Ihrer Königlichen Hoheit der Grossherzogin« stattfindende erste Aufführung von Albert Lortzings Oper »Zar und Zimmermann«. Handschriftlich hinterließ ein Theatermittarbeiter folgende Beobachtung: »S.K. Hoheit die Großherzogin wurde bei Ihrem Eintritt in die Loge mit größtem, anhaltenden Jubel empfangen, welcher sich nach Ende der Oper allgemein wiederholte.«

Handschriftliche Kommentare verleihen den Zetteln einen besonderen Quellenwert. Dazu zählen Eindrücke von der Leistung einzelner Schauspieler oder Sänger. Ungewöhnlich viele Schauspieler kamen bei dem historischen Drama »Die Fürsten Chawansky« von Ernst Raupach auf die Bühne, einem Stück, das offenkundig dem Publikum »gefiel«, aber nur viermal aufgeführt wurde, während der Autor immerhin über 200-mal gespielt wurde. Einige von ihnen wurden später gelobt, wie z. B. eine Mad. Brede als Gast in der Rolle der Regentin Sophia (»gefiel, u. erhielt viel Beifall«), ein Herr Mayer als Fürst Jury Chawansky (»erhielt viel Beifall«) und eine Dem. Müller als Edelknabe (»sprach recht deutlich«).[18] Es gab aber auch kritische Äußerungen. So kommentierte jemand handschriftlich das Trauerspiel »Graf von Essex«: »gefiel, doch schadete der Epilog von Göthe

dem Schluß Effect«, lobte aber im Gegenzug die schauspielerische Leistung: »es wurde ganz vorzüglich gespielt«.[19]

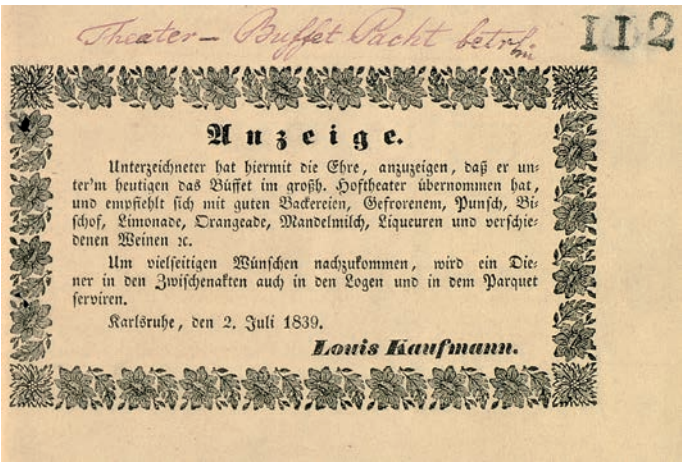
Immer wieder ergingen auf den Theaterzetteln Mahnungen an das Publikum. Diese betrafen regelmäßig die Einforderung rechtzeitigen Erscheinens: »Die Besucher des Hoftheaters werden dringend gebeten, sich pünktlich zu Beginn der Vorstellungen einzufinden, da man sich sonst, um unliebsame Störungen zu vermeiden, genöthigt sehen müßte, den Zutritt bis zur nächsten Pause zu verwehren.«[20] Dass das Rauchen verboten war, hätte eigentlich bekannt sein müssen, wurde jedoch auf den Theaterzetteln wiederholt ausgesprochen: »Das Rauchen im Hoftheater und das Betreten derselben mit brennender Zigarre o. ä. ist verboten.«[21] Eine weitere Standardansage richtete sich an die Zuschauerinnen: »Die das Theater besuchenden Damen werden höflichst ersucht, vor Betreten des Zuschauerraumes die Hüte abzulegen« – schließlich sollten sie nicht die Sicht auf die Bühne behindern.[22]

Ausnahmen von den üblichen Verhaltensweisen der Besucher benötigten die »Allerhöchste Genehmigung«, was auch in Bezug auf die An- und Abreise per Kutsche galt: Logenbesitzern und bestimmten anderen Abonnenten gestattete man, »bei dem Seiten-Portal auf der Schloßseite anzufahren; es haben die Wagen jedoch den Hin- und Rückweg über den Schloßplatz zu nehmen.«[23] Und schließlich erfährt man aus den Theater- und beigefügten Notizzetteln auch etwas über das Catering im Karlsruher Theater; am 2. Juli 1839 zeigte der neue Pächter des Theaterbuffets sein Erfrischungsangebot und seinen Service an.

Der Brand und Neubau des Hoftheaters im Spiegel der Theaterzettel und der Presse

Die BLB hat nicht nur die Theaterzettel, sondern auch die Karlsruher Zeitungen digitalisiert. Wie sinnvoll sich beide Quellengattungen ergänzen, mögen die folgenden Ausführungen am Beispiel der Spielstätten des Hoftheaters verdeutlichen.[24]

Für Sonntag, den 28. Februar 1847 kündigte das Großherzogliche Hoftheater auf seinem Plakat die Zauberposse »Der artesische Brunnen« an, bestehend aus »drei Abtheilungen und vier Akten mit Gesängen und Tänzen von G. Räder. Musik von mehreren Komponisten«. Das erst im Jahr zuvor von dem Dresdener Hofschauspieler und Dramatiker Gustav Raeder veröffentlichte Stück wandte sich mehr an die jüngere Generation, weshalb an diesem Tag die dritte Galerie schon eine


Theater-Buffet Pacht betr.

112

Anzeige.

Unterzeichneter hat hiermit die Ehre, anzuzeigen, daß er unter'm heutigen das Büffet im großh. Hoftheater übernommen hat, und empfiehlt sich mit guten Backereien, Gefrorenem, Punsch, Bischof, Limonade, Orangeade, Mandelmilch, Liqueuren und verschiedenen Weinen ꝛc.

Um vielseitigen Wünschen nachzukommen, wird ein Diener in den Zwischenakten auch in den Logen und in dem Parquet serviren.

Karlsruhe, den 2. Juli 1839.

Louis Kaufmann.

Notizzettel vom 2.7.1839: Als Louis Kaufmann das Theaterbuffet übernahm, ließ er einen Anzeigezettel mit seinem Angebot drucken und verteilen

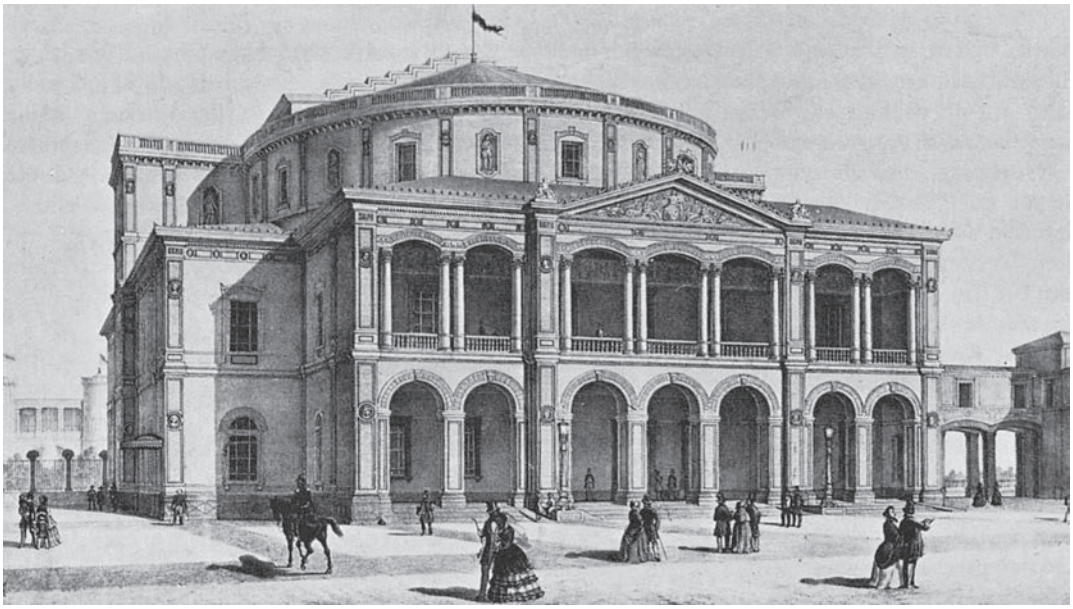
Stunde vor Veranstaltungsbeginn, der wie üblich um 18.00 Uhr sein sollte, gut mit Zuschauern belegt war.[25] Weil von vier Ausgängen nur einer zur Verfügung stand, wurde sie für die dortigen Besucher zu einer Falle, als in einer der fürstlichen Logen unter der Galerie ein Feuer ausbrach. Seit 1846 hatte das Hoftheater Gasbeleuchtung, und eine Gaslampe ohne Glasdeckel hatte den Leinwandstoff in der Loge, noch vor Beginn der Vorstellung, entflammt. Als dann auch noch der Hofdiener falsch reagierte und weitere verhängnisvolle Fehler begangen wurden, nahm das Unglück seinen Lauf. Weniger als 40 Jahre nach seiner Eröffnung brannte das Weinbrenner-Theater bis auf die Grundmauern nieder. Unter den 62 Todesopfern befanden sich überwiegend jüngere Leute, viele davon Handwerker oder Dienstmädchen. Schauspieler kamen nicht zu Schaden; allein der Sohn des Hoftheater-Souffleurs war unter den Toten.[26]

Aufgrund der neuen Gasbeleuchtung und der Holzverkleidung kam es auch in anderen Orten zu Theaterbränden. Über sie ist in den Zeitungen offenbar so eifrig berichtet worden, dass von einem regelrechten »Presseschlager« gesprochen worden ist.[27] Schaut man in die »Karlsruher Zeitung« von Anfang März, dann findet man in der Tat sehr ausführliche Berichte. Als heutiger Zeitungsleser kann man allerdings nur staunen, dass der Bericht über ein solch gravierendes Unglück wie eine ganz beliebige Meldung daherkam, die zwar unmittelbar auf der ersten Seite zu lesen stand, aber nicht einmal eine Schlagzeile besaß, und Bilder gab es in den Zeitungen jener Zeit ohnehin noch nicht.[28] Die Rede war zudem fast nur vom Gebäude des Hoftheaters sowie von der Rettung des Nachbargebäudes durch die Feuerwehr.

Am folgenden Tag sah sich die Zeitung gezwungen, »Mehreres zur Berichtigung und Vervollständigung nachzutragen«, darunter die Angabe über die Zahl der Opfer (»gegen 70«).[29] Und erst einen weiteren Tag später ließ Großherzog Leopold in einem veröffentlichten Schreiben seinen Minister des Inneren, Staatsrat Bekk, öffentlich kundtun, »welchen aufrichtigen, innigen Antheil Ich an der Trauer nehme, in welche so viele Familien versetzt worden sind und welch schmerzlichen, nie erlöschenden Eindruck dieses gräßliche Ereigniß in Meinem Herzen zurücklassen wird.«[30] Einen weiteren Tag später korrigierte die Zeitung die Zahl der »Vermißten« (!) auf 62.[31]

Da sich der Bau eines Nottheaters aus finanziellen Gründen verbot, wurde die frühere Bühne in der Linkenheimerstraße in ein Interimstheater verwandelt, das schon nach kurzer Renovierungszeit am 3. November 1847 mit dem Schauspiel »Eine Familie« von Charlotte Birch-Pfeiffer eröffnet wurde. Der Theaterzettel zu dieser Veranstaltung führt die Rollen auf, beschreibt den Ort der Handlung, listet die Eintrittspreise auf und macht dann das wahrscheinlich vorsichtig gewordene Publikum mit den Örtlichkeiten bekannt. Wenn in sechs Punkten die »Eingänge in das Auditorium des Interimstheaters« einzeln aufgeführt wurden, dann waren zugleich die Ausgänge benannt, und diese blieben, so der beruhigende Hinweis, »von Eröffnung der Kasse an bis nach Entfernung des Publikums bei'm Schlusse der Vorstellung« unverschlossen.

»Zur Eröffnung des Theaters war ursprünglich eine neue deutsche Oper (›Guttenberg‹ von Fuchs) angesetzt; da jedoch ein Verhinderungsfall eintrat, mußte ›Eine Familie‹ von Charlotte Birch-Pfeiffer den Anfang machen«, schrieb die Presse, um sich sodann kritisch mit der Autorin und ihrem Stück (»gekünstelte Anlage«) auseinander zu setzen.[32] Doch genau diese war beim Publikum, das Rühr-



Das von Heinrich Hübsch entworfene neue Karlsruher Hoftheater wurde am 17. Mai 1853 feierlich eröffnet

stücke liebte, die sich an Romanvorlagen anlehnten, durchaus beliebt; seit 1830 standen auf dem Spielplan immer wieder neue Stücke von Birch-Pfeiffer, die insgesamt über 300-mal gespielt wurde und nur von Roderich Benedix (rund 500) übertroffen wurde, dessen Verwechselungs- und Intrigenkomödien beim Publikum bestens ankamen.[33] Manche Komödien von Birch-Pfeiffer und Benedix wurden nur an einigen Abenden gespielt, andere hingegen zwischen 30- und 50-mal.

Dass wegen des Brandes 1847 an weniger Abenden (58) als sonst gespielt wurde, versteht sich von selbst. Schon im Jahr darauf fanden wieder an 182 Tagen Aufführungen statt. Obwohl die Eintrittspreise gesenkt wurden, ging die Zahl der Besucher zurück. Das hatte gewiss mit dem Schrecken der Brandnacht zu tun, aber auch mit der ökonomischen Situation in Baden, ausgelöst durch die Missernte der Jahre 1847 und 1848 und der daraus folgenden Hungersnot. Wenn auf den Theaterzetteln dieser Jahre Hinweise gegeben werden wie »Seit einiger Zeit hat sich der Fall ereignet, daß Abonnenten von Sperrsitzen Kinder mit auf ihre Plätze nehmen. Die dadurch hervorgerufenen Beschwerden veranlassen uns, die verehrten Sperrsitz-Abonnenten auf das bestehende Gesetz aufmerksam zu machen: ›daß kein Platz von zwei Personen besetzt werden darf‹«[34], dann könnte das ein Indiz dafür sein, dass die Besucher sparen wollten. Auf die materielle Lage der Menschen könnte auch die freilich seltene Bekanntgabe von Fund- oder Verluststücken auf den Theaterzetteln schließen lassen; so wurden nach den Vorstellungen beispielsweise ein Schirm oder ein »weißes Sacktuch« oder ein »weißes Taschentuch«[35] gefunden und konnten jeweils bei »Logenbeschließer Schlund« in Empfang genommen werden. Umgekehrt riefen die Zettel dazu auf, verlorene Gegenstände wie ein »weißes Schnupftuch« mit Initialen, ein »Batistsacktuch« und eine Theaterlorgnette

bei »Logenbeschließer Schlund« abzugeben, wobei für die Stielbrille sogar Finderlohn angeboten wurde.[36]

Der Auftrag zur Errichtung eines neuen Theaters am alten Standort erging bereits im Jahr der Katastrophe an Heinrich Hübsch. Der 1851 begonnene, 1852 akustisch getestete und schließlich 1853 in Betrieb genommene Bau hatte 300 Plätze mehr als das Weinbrenner-Theater; zu den rund 1350 Sitzplätzen kamen noch 150 bis 200 Stehplätze.[37] Dass man auf die Feuersicherheit besonders geachtet hatte, u. a. durch die massive Steinbauweise und den Einbau eines eisernen Vorhangs zwischen Bühne und Zuschauerraum, war mehr als verständlich. Schon ab 12. Dezember 1852 waren, mit Blick auf die für den 1. Mai 1853 angekündigte Eröffnung des Neubaus, auf den Theaterzetteln die neuen Bestimmungen und Preise für das Jahres- und Monatsabonnement angekündigt worden. Die Preise für das Abonnement auf die Theaterzettel des neuen Jahres wurden mit »Rücksicht auf die Zahl der zu gebenden Vorstellungen« auf »Einen Gulden zwölf Kreuzer« erhöht; zur Unterzeichnung dieses Abonnements legten die Zettelausträger Listen aus.

Vor allem aber erhielt das Großherzogliche Hoftheater mit dem 1852 verpflichteten Direktor Eduard Devrient einen (erstmals bürgerlichen) Fachmann an seine Spitze, dessen Kompetenzen in einem Statut geregelt wurden. Als er im Oktober in Karlsruhe eintraf, umfasste das künstlerische Personal 20 Schauspielerinnen und Schauspieler, 15 Sängerinnen und Sänger der Hofoper und gut 20 Balletttänzerinnen und -tänzer. Dazu kam die 45-köpfige Hofkapelle unter Kapellmeister Joseph Strauß.

Am 17. April 1853 fand die letzte Vorstellung im Interimstheater statt. Nach einer kleinen Verzögerung wurde mit einem von Devrient gedichteten und unter seiner Leitung aufgeführten Festspiel das Hübsch-Theater am Dienstag 17. Mai 1853 feierlich eröffnet. Der Theaterzettel zu diesem Abend zeigt, dass zur Eröffnung nicht wie gewöhnlich eine Oper auf dem Programm stand, sondern ein Drama: Friedrich Schillers Trauerspiel »Die Jungfrau von Orleans«, für das eine ungewöhnlich hohe Zahl an Mitwirkenden aufgeboten wurde. Damit beim männlichen Publikum keine Zweifel hinsichtlich der Kleidungsvorschriften aufkamen, bestimmte der Zettel: »Die Herren erscheinen für heute in den Logen ersten und zweiten Rangs und auf der ersten Galerie in kleiner Uniform und weißer Halsbinde und in Ermangelung der Uniform im Frack mit weißer Halsbinde.«

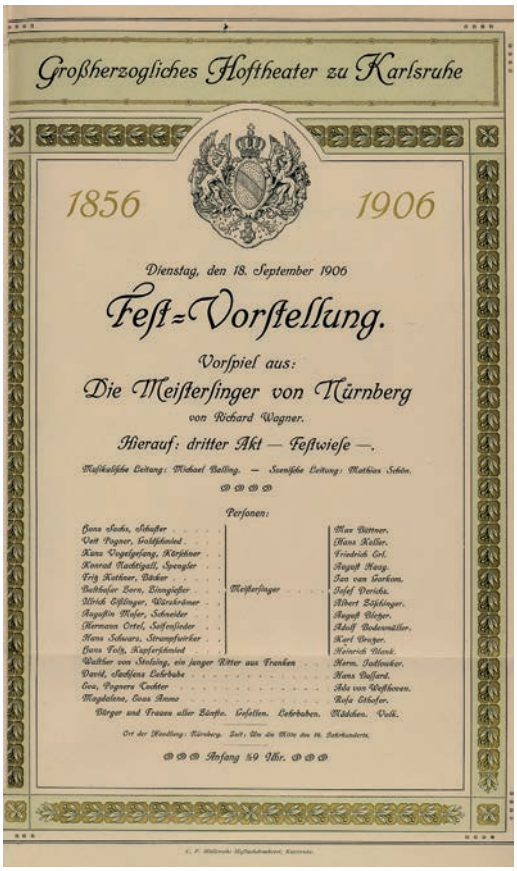
Die erste Oper im neuen Haus wurde am 20. Mai gegeben. Devrient hatte dazu »Armida« ausgewählt, beschrieben als »Große heroische Oper in fünf Akten. Aus dem Französischen des Quinault übersetzt von J. v. Voß. Musik von Ritter v. Gluck.« Sie hätte eigentlich schon am Vortag stattfinden sollen, wurde aber, so wurde das Publikum am 18. Juni 1853 per Handzettel informiert, »wegen plötzlicher Erkrankung des Herrn Hauser« verschoben. Das nützte nichts, wie der Zettel vom 20. Mai ausweist: »Krank: Fräulein Scheidt. Herr Hauser.« Um die Vorstellung nicht erneut platzen zu lassen, sorgte man für Ersatz. Hinter der Rolle des Ubaldo, Gesandter des Kreuzfahrerlagers, verwies ein Sternchen auf eine »Fußnote«, in der mitgeteilt wurde: »Herr Pasque, Großherzoglich hessischer Hofsänger, hat die Parthie für den erkrankten Herrn Hauser übernommen.« In der Rolle der Armida war Beatrix Fischer zu hören.

Die Uraufführung dieser Oper von Christoph Willibald Gluck hatte 1777 in Paris stattgefunden. In Karlsruhe wurde sie 1853 zum

ersten Mal gegeben und anschließend an mehreren weiteren Abenden. Das Echo in der Presse war überwältigend: »Gestern Abend hat die Muse der Tonkunst ihren Einzug in die neuen Hallen des Großh. Hoftheaters gehalten. […] Es war eine Festvorstellung im wahrsten Wortsinne. […] Die Darstellenden waren sichtlich von der Größe ihrer Aufgabe durchdrungen. Die Oper gab zugleich Gelegenheit zur Entfaltung der reichen Mittel, welche die Anstalt in vokaler, instrumentaler, dekorativer und szenischer Hinsicht in sich eint. […] Auch das Ballett hat reichlich zum Gelingen des Ganzen beigetragen, wobei sich wieder, wie in der vorigen Vorstellung, auf's deutlichste jener organisatorische Gedanke kundgab, der bei aller Sorge für das Detail vor allem auf die Totalität der Darstellung und den Gesammteindruck gerichtet ist.«[38] Die Zeitung nannte sodann die hochadeligen Gäste der Aufführung, darunter den Fürst zu Fürstenberg mit Gemahlin.

Auch wenn er von der Aufführung nicht ganz überzeugt gewesen sein mag und wenn es an diesem Abend kleinere Pannen gegeben haben soll,[39] so engagierte sich Devrient doch für das Opernwerk von Gluck, um diesen auch im Ausland populären Komponisten dem Karlsruher Publikum näher zu bringen. Ein Blick in die Liste der Theaterzettel belegt, dass er neben »Armida« vier weitere Opern von Gluck ins Repertoire übernahm: »Alkeste«, »Orpheus und Euridike«, »Iphigenie auf Tauris«, »Iphigenie in Aulis«. Zusammen wurden diese Opern rund 160-mal gespielt.

Abschließend soll noch einmal Richard Wagner erwähnt werden, der nicht nur sehr häufig auf dem Programm stand, sondern selbst zwei Konzerte mit seinen Werken dirigierte. Die »Große Musikaufführung« am Samstag 14. November 1863 stand »unter persönlicher Leitung des Herrn Richard Wagner, wobei das Großherzogliche Hoforchester durch Musiker des Mannheimer Hof- und Nationaltheaters und des Badener Kurorchesters unterstützt wird«, wie der Theaterzettel ankündigte. Fünf Tage später wurde »auf vielseitiges Verlangen« die Aufführung wiederholt. Neben Wagner dirigierte auch Richard Strauss seine eigenen Werke, so während der ersten Karlsruher Richard-Strauss-Festwoche im November 1913. Den Theaterzetteln zufolge fanden die Konzerte an vier Tagen »unter der Leitung des Komponisten


Großherzogliches Hoftheater zu Karlsruhe

1856 1906

Dienstag, den 18. September 1906

Fest-Vorstellung.

Vorspiel aus:

Die Meistersinger von Nürnberg

von Richard Wagner.

Hierauf: dritter Akt — Festwiese —.

Musikalische Leitung: Michael Balling. — Szenische Leitung: Mathias Schön.

Personen:

Hans Sachs, Schuster	Meistersinger	Max Bittner.
Veit Pogner, Goldschmied		Hans Keller.
Kunz Vogelgesang, Kürschner		Friedrich Erl.
Konrad Nachtigall, Spengler		August Haag.
Fritz Kothner, Bäcker		Jan van Gorkom.
Sachsischer Lerch, Lämmerfänger		Josef Derichs.
Ulrich Eißlinger, Wirrkrämer		Albert Schlösinger.
Augustin Moser, Schneider		August Weber.
Hermann Ortel, Seifensieder		Adolf Bodenmüller.
Hans Schwarz, Strumpfwirker		Karl Breyer.
Hans Foltz, Kupferschmied		Heinrich Glock.
Walther von Stolzing, ein junger Ritter aus Franken		Herm. Jodlbauer.
David, Sachsens Lehrbube		Hans Buffard.
Eva, Pogners Tochter		Ada von Wolfskoven.
Magdalene, Evas Amme		Rosa Stehofer.

Bürger und Frauen aller Zünfte. Gesellen. Lehrbuben. Mädchen. Volk.

Ort der Handlung: Nürnberg. Zeit: Um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Anfang 5½ Uhr.

Zum 50-jährigen Jubiläum des neuen Karlsruher Theaters fand am 18. September 1906 eine Festveranstaltung statt; aus diesem Grund wurde der Theaterzettel besonders schön und mit farbigem Wappen ausgeführt

Das auf eine längere Planungsgeschichte zurückgehende Theater in Baden-Baden wurde von dem Pariser Architekten Charles Couteau errichtet und im Sommer 1862 eingeweiht

Generaldirektor Dr. Richard Strauß« statt.[40] Dem ersten Abend ging vormittags ein Vortrag über Strauss und seine Werke von Dr. Leopold Schmidt aus Berlin voraus; außerdem erschien eine kleine bebilderte Broschüre über den Komponisten.

Theater in Baden: zweiter Spielort des Großherzoglichen Hoftheaters

Eine neue Ära für das Karlsruher Hoftheater begann im Jahre 1862, als in Baden-Baden ein großer Theaterneubau eröffnet wurde, der zum zweiten Spielort des Karlsruher Ensembles wurde. Zwar hatte es bereits seit 1797 in Baden-Baden Theatervorführungen gegeben, doch erst 1810 endete die Zeit der provisorischen Spielstätten.[41] Dem von Friedrich Weinbrenner entworfenen Theater mit 300 Sitzplätzen war allerdings keine lange Lebensdauer beschieden; es musste bereits 1822 dem Konversationshaus weichen. In dem darin eingerichteten Theater mit nunmehr über 500 Plätzen wurde 30 Jahre lang gespielt, bis der Spielbankpächter beschloss, das Theater in Gesellschaftsräume umzuwandeln.

Nach längeren Kontroversen, in die sich neben Heinrich Hübsch auch der Großherzog selbst einschaltete, entstand 1862 im »Widerstreit zwischen dem französischen Geschmack der Spielbankpächter und der Gäste und dem [deutschen Geschmack] der einheimischen Bevölkerung«[42] das neue Theater. Die feierliche Einweihung im August brachte die künstlerischen Differenzen dadurch zum Ausdruck, dass es eine deutsche und eine französische Eröffnungsveranstaltung gab.

Zu Beginn des Eröffnungsabends am Mittwoch, 6. August, verlas eine Schauspielerin, Frau Lange, einen von Karl Eckardt ge-

dichteten Prolog, in der die deutsche Schauspielkunst beschworen wurde. Dann gab die Karlsruher Bühne unter der Leitung von Eduard Devrient mit der romantischen Oper »Das Nachtlager von Granada«, komponiert, wie die »Karlsruher Zeitung« schrieb, »von dem unserm engern Vaterland entstammten Meister Konradin Kreuzer«,[43] ihr Debut im neuen Haus. Wer mitspielte bzw. mitsang, listete der Theaterzettel auf; welche stimmlichen Eindrücke die Sänger hinterließen, war der Presse zu entnehmen. Darin heißt es: »Man bewunderte allgemein die eben so vortrefflichen, als kunstgebildeten Gesangskräfte, die hier zusammenwirkten. […] Den edeln und in ihrer Einfachheit so euphonisch angelegten Chören, die in geradezu vollendeter Weise zur Geltung gebracht wurden, lauschte man mit angehaltenem Athem, und wahre Beifallsstürme erschollen, als sie zu Ende waren. Leider litt Hr. Hauser (Jäger) an einer Indisposition, welche die Wirkung seines Gesanges etwas beeinträchtigte; dennoch hatte er allen Grund, mit dem gespendeten Beifall vollauf zufrieden zu sein. Er theilte denselben mit Frau Boni (Gabriele) und Herrn Brandes (Gomez), welche in einer Weise ausgezeichnet wurden, die hier sonst nicht allzu häufig vorkommt. Auch die Leistung des großh. Hoforchesters, unter der Leitung des Altmeisters Strauß, fand wohlverdiente Anerkennung.«[44]

Der Name des Dirigenten fehlte übrigens auf dem Theaterzettel. Dafür gab es den Hinweis, zu welchen Zeiten Billets, Zettel und Textbücher an der Theaterkasse erworben werden konnten und welche Preise für welche Plätze verlangt wurden. Von eminent praktischer Bedeutung war die Information ganz unten auf dem Blatt: »Eine Stunde nach beendigter Vorstellung geht ein Bahnzug nach Rastatt und Carlsruhe.«[45] Die Vorstellung begann an diesem Abend, so wurden die Zuschauer auf dem Zettel informiert, um 19.30 Uhr und sollte gegen 22.00 Uhr enden, dauerte in Wirklichkeit, wohl nicht zuletzt aufgrund der Beifallsstürme, aber eine halbe Stunde länger.

Theater in Baden.

Mittwoch, den 6. August 1862. 84. b.

Vorstellung

des

Grossherzoglichen Hoftheaters zu Carlsruhe.

Zur feierlichen Eröffnung des neu erbauten Theaters:

PROLOG

gedichtet von Karl Eckardt.

Die deutsche Schauspielkunst . . . . . Frau Lange.

Hierauf:

Das

Nachtlager in Granada.

Romantische Oper in zwei Aufzügen, nach Friedrich Kind's gleichnamigem Schauspiel bearbeitet von Braun. Musik von Konradin Kreuzer.

Personen:

Gomez, Vasko, Pedro, Ambrosio, Hirten . . . . . Herr Brandes. Herr Oberhoffer. Herr Eberius. Herr Schmid.
Gabriele, Ambrosio's Nichte . . . . . Frau Boni.
Ein Jäger . . . . . Herr Hauser.
Ein deutscher Ritter . . . . . Herr Kessler.
Ein Alkade . . . . . Herr Bayer.

Ritter. Jäger. Gerichtsdiener. Hirten. Landleute.

Die Handlung geht in der spanischen Provinz Granada in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts vor.

Billete, Zettel und Textbücher sind von 2 bis 5 Uhr im Theater an der Kasse zu haben.

Anfang: halb acht Uhr. Ende: gegen zehn Uhr.
Eröffnung des Theaters: halb sieben Uhr.

Preise der Plätze:

Amphitheater	3 fl. 30 kr.	Parterre-Logen	2 fl. 30 kr.
I. Rang Logen	3 fl. 30 kr.	Parquet	2 fl. 30 kr.
II. Rang Logen	2 fl. 30 kr.	Parterre	1 fl. 24 kr.
II. Rang Logen mit Sofas	2 fl. 30 kr.	Galerie	- fl. 24 kr.

Eine Stunde nach beendigter Vorstellung geht ein Bahnzug nach Rastatt und Carlsruhe.

Theaterzettel vom 6.8.1862: Seinen Spielbetrieb eröffnete das Theater Baden-Baden 1862 mit zwei Opern; den Anfang machte am 6. August »Das Nachtlager in Granada« (Fotos: Digitalisierungswerkstatt der BLB)

Eigens für die französische Eröffnung am 9. August komponierte Hector Berlioz auf Wunsch des Spielbankpächters Edouard Bénazet, der neben der Stadt und dem Land mit dem gleichen Anteil am laufenden Spielbetrieb finanziell beteiligt war, die Oper »Béatrice et Bénédict« nach Shakespeares »Viel

Lärm um Nichts«. Für diese Uraufführung wurde sowohl im Baden-Badener Tageblatt als auch in anderen Zeitungen geworben. Stücke von Berlioz wurden insgesamt 65-mal auf den Theaterzetteln angekündigt, darunter »Die Trojaner« sowie »Benvenuto Cellini«. Die Uraufführung beider Teile der »Trojaner« am 6. und 7. Dezember 1890 wurde offenbar zu einem »europäischen Musikereignis«.

Wie schon bei der Eröffnungsvorstellung, an der nicht nur 25 französische Journalisten, sondern auch die Komponisten Georges Bizet, Charles Gounod und Ernst Reyer teilgenommen hatten, blieben die Beziehungen zur französischen Musikszene sehr eng. Regelmäßig gastierten die Pariser Theaterstars während der Festivalsommer an der Oos. In französischen Saisonzeitschriften wurde für Baden-Badener Aufführungen geworben, bis der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 den jährlichen Gastspielen der Pariser Theater ein Ende setzte.

Für die deutschen Aufführungen jedoch wurde das Karlsruher Hoftheater unter seinem Intendanten Eduard Devrient engagiert. Es gastierte regelmäßig im Theaterneubau der Kurstadt und wurde auf den Programmzetteln unter der Überschrift »Theater in Baden« angekündigt. Ein eigenes festes Ensemble besaß Baden-Baden nämlich erst ab 1918. Für die wöchentlichen Vorstellungen während der Saison gab es neben dem freien Kartenverkauf auch ein festes Abonnement. »Der Vorverkauf der Tagesbillets und der Abonnement-Dutzend-Karten findet täglich von 9 Uhr Vormittags ab beim Hauswart statt«, liest man etwa auf einem Plakat vom 2. Juli 1897. Auf dem Bühnenplan standen sowohl Opern als auch Komödien und andere Schauspiele, zu denen ab Mitte der 1870er Jahre auch die Wiener Operetten traten, aufgeführt von Operettenensembles großer Städte.

Infolge der wöchentlichen Gastspiele verkehrte die Eisenbahn regelmäßig zwischen beiden Städten, wie bereits frühzeitig angekündigt worden war: »Höherer Ermächtigung zufolge wird vom Mittwoch, den 6. August d. J. an bis auf Weiteres jeden Mittwoch Abend nach Beendigung der Theatervorstellung zu Baden ein Personenzug von Baden nach Carlsruhe mit Anhalten an den Stationen Oos, Rastatt und Ettlingen abgefertigt.« Wollte man den Besuchern noch Gelegenheit zu einem Aperitif geben oder wurde die Abfahrtszeit mit Rücksicht auf die Ensemblemitglieder festgelegt? »Die Abfahrt dieses Theaterzugs […] wird in der Regel zwischen 10 ½ und 11 Uhr Abends, jedenfalls aber nicht früher als eine Stunde nach Beendigung der Vorstellung stattfinden. Die Dauer der Fahrt beträgt 1 Stunde 5 Minuten bis Carlsruhe.«[46] So stand es in der Zeitung, so wurde es aber auch, in verkürzter Form, auf den Theaterzetteln mitgeteilt.

Zu den russischen Gästen, die sich in der Bäderstadt aufhielten, gehörte bekanntlich Iwan Turgenjew, der neben der von ihm verehrten Komponistin und Sängerin Pauline Viardot-Garcia und ihrem Mann wohnte. Er schrieb die Librettos zu den kleinen Opern, die Viardot-Garcia auf ihrer Hausbühne inszenierte, und er spielte darin auch mit. Seine Fantastische Operette »Der letzte Zauberer« wurde erstmals am 28. Januar 1870 im Großherzoglichen Hoftheater zu Karlsruhe aufgeführt. Pauline Viardot-Garcia hatte nicht nur die Musik komponiert, sondern trat auch als Gastdarstellerin in der Rolle des Prinzen Lelio auf, wie der Theaterzettel ankündigte. Das Stück wurde am 1. und 9. Februar mit Balletteinlagen wiederholt, allerdings ohne die Künstlerin selbst.

Pauline Viardot-Garcia war am 28. März 1864 zum ersten Mal vor Karlsruher Publi-

kum aufgetreten, in der Rolle des Orpheus in der französischen Oper »Orpheus und Euridice« mit der Musik von Willibald Gluck, gefolgt von einem zweiten Gastspiel und der Hauptrolle in Bellinis Oper »Norma« am 3. Mai; weitere Auftritte folgten. In Baden-Baden selbst war sie zusammen mit dem Hoftheaterensemble am 27. September 1865 in Rossinis Oper »Der Barbier von Sevilla« zu hören. Wie üblich führte der Theaterzettel ihren Namen nicht hinter der Rolle (Rosine) auf; vielmehr verwies ein Sternchen auf den weiter unten abgedruckten Namen. In dieser Weise wurden auf den Theaterzetteln die »Stars« hervorgehoben.

Auch eine andere Komponistin und Pianistin aus Baden-Baden, Clara Schumann, begeisterte das Karlsruher Publikum. Am 15. November 1862 gab sie im Foyer des Hoftheaters ein Konzert, bei dem sie Lieder und andere Kompositionen von Robert Schumann ebenso spielte wie Stücke von Beethoven und Chopin. Für das 2-stündige Programm wurden, wie der Programmzettel ausweist, auch noch Karten an der Abendkasse verkauft. Nachdem sie an die Oos gezogen war, spielte sie weitere Male in Karlsruhe, aber auch in Baden-Baden trat sie auf, beispielsweise am 19. September 1865 am Piano, gemeinsam mit Pauline Viardot (Gesang) und Ludwig Strauss (Violine) unter der Leitung von Hofkapellmeister Hermann Levi. Die Ankündigung erfolgte in französischer Sprache. Als das Hoforchester zur Abschiedsfeier für Levi am 5. Juni 1872 ein großes Konzert veranstaltete, trug sie Klavierstücke ihres Mannes vor.

Schluss

Nach dem Sturz der Monarchie 1918 wurde das Großherzogliche Hoftheater in Badisches Landestheater umbenannt. Für alle Perioden der Theatergeschichte unter den verschiedenen Intendanten und den zahlreichen Kapellmeistern bzw. Musikdirektoren stellen die digitalisierten Theaterzettel eine zentrale theater- und kulturhistorische Quellengrundlage dar. Mit der Digitalisierung weiterer Theaterzettel und zusätzlicher Theatermaterialien einschließlich der Rollenbücher wird diese Basis schrittweise verdichtet und erweitert. Die nach der Auflösung der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek von Donaueschingen nach Karlsruhe gelangten Theaterzettel werden ebenfalls digitalisiert, denn auch im Schloss von Donaueschingen gab es ein fürstliches Hoftheater, und auch für dessen Vorführungen wurden eigens Theaterzettel gedruckt.

Anmerkungen

1 Karlsruher Tagblatt, 28.9.1856 (Nr. 267), S. 1306. Elektronisch unter http://digital.blb-karlsruhe.de/blbz/zeitungen/periodical/pageview/2218241.

2 http://digital.blb-karlsruhe.de/blb/theaterzettel/

3 Gotthilf Weisstein: Geschichte des Theaterzettels. In: Spemanns goldenes Buch des Theaters. Eine Hauskunde für Jedermann. Berlin, Stuttgart 1902. Nr. 1163-11179, hier Nr. 1163.

4 Am 4. November 1864 in dem Lustspiel »Der Salzdirektor«. Im Almanach und Adressbuch des Großherzoglichen Hoftheaters des Jahres 1864 (S. 6 f) finden sich die vollständigen Namen: Theodor Löwe und Auguste Christen, jeweils mit Adresse.

5 Dienstpolizeiliche Vorschriften für das Großherzogliche Hoftheater zu Karlsruhe. Karlsruhe 1843, S. 75 f.

6 Die folgenden Zahlen wurden am 1. Januar 2017 ermittelt; sie können zu einem späteren Zeitpunkt geringfügig abweichen, da weitere Theaterzettel digitalisiert werden.

7 Bei der Suche nach einzelnen Titeln ist zu beachten, dass diese stets unter dem Originaltitel angesetzt wurden, »Die Hochzeit des Figaro« also unter »Le nozze di Figaro«, unter Umgehung des Artikels.

8 Dank einheitlicher Kennzeichnung bei der Erfassung listet die Volltextrecherche mit dem Suchbegriff »Notiz« alle diese Fälle auf.
9 Stephanie, die Adoptivtochter von Napoleon Bonaparte, war einen Tag zuvor in Nizza gestorben.
10 23. März 1825. Mit der Angabe »Zum Vortheil von …« leiten zahlreiche Zettel die Aufführungsankündigung ein.
11 Z. B. am 26. März 1820.
12 So am 24. Januar 1903 und am 9. Januar 1904.
13 Die den Theaterzettelbänden beigegebenen alphabetischen Verzeichnisse (Register) führten am Schluss der Saison die Gäste auf.
14 Sie wurden ebenfalls digitalisiert und finden sich bei den Theatermaterialien.
15 Rückblick auf das Theaterjahr 1904/05, S. 6 f (6. und 7. Mai 1905).
16 Rückblick auf das Theaterjahr 1910/11, S. 7 (30. April 1911).
17 Theaterzettel vom 4. November 1915.
18 Theaterzettel vom 13. Oktober 1825.
19 Theaterzettel vom 14. November 1824. »Der Graf von Essex« in der Bearbeitung von Johann Gottfried Dyk wurde bis 1835 noch mindestens fünfmal gespielt. Das Drama »The Earl of Essex« (1682) stammt von John Banks.
20 Stellvertretend z. B. Theaterzettel vom 3. Oktober 1897.
21 Stellvertretend z. B. Theaterzettel vom 25. März 1915.
22 Stellvertretend z. B. Theaterzettel vom 26. Oktober 1898.
23 Theaterzettel vom 13. März 1855. Meist bezogen sich »Allerhöchste Genehmigungen« allerdings auf Abonnementregelungen.
24 Zu den digitalisierten Tageszeitungen vgl. Ludger Syré: Digital stöbern. Karlsruher Zeitungen als Geschichtsquelle. In: Badische Heimat 96 (2016) 2, S. 207–224.
25 Auf dem Theaterzettel zur Vorstellung des 28. Februar ist daher später handschriftlich vermerkt worden: »Fand nicht statt des ausgebrochenen Brandes wegen.«
26 Die Liste der Toten ist abgedruckt in: Karlsruher Theatergeschichte. Vom Hoftheater zum Staatstheater. Bearbeitet von Günther Haass u. a. Karlsruhe 1982, S. 59 f.
27 Marie Salaba: Der Theaterbrand, das Interimstheater und der Neubau von Heinrich Hübsch. In: Karlsruher Theatergeschichte (wie Anm. 26), S. 44–60, hier S. 51.
28 Karlsruher Zeitung, 1.3.1847.
29 Karlsruher Zeitung, 2.3.1847.
30 Karlsruher Zeitung, 3.3.1847.
31 Karlsruher Zeitung, 4.3.1847.
32 Karlsruher Zeitung, 5.11.1847.
33 Anlässlich seines 100. Geburtstags führte das Theater am 15. Februar 1911 zwei seiner Stücke auf.
34 Mehrfacher Hinweis, u. a. am 24. Mai 1848.
35 Theaterzettel vom 27. Juni 1845, 7. Januar 1848 und 29. Mai 1848.
36 Theaterzettel vom 14. Januar 1848 und 25. Januar 1844.
37 Sitzplan und Preise des Hoftheaters zeigte ab 1895 eine andere, ebenfalls von der BLB digitalisierte Quelle an, das Adressbuch der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe, s. http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihd/periodical/pageview/146976
38 Karlsruher Zeitung, 22.5.1853.
39 So Bernhard Müller: Die »Ära Devrient«. In: Karlsruher Theatergeschichte (wie Anm. 26), S. 61–77, hier S. 68.
40 9.11.: Rosenkavalier, 11.11.: Ariadne auf Naxos, 12.11.: Konzert in der Festhalle, 13.11.: Elektra.
41 Zum Folgenden vgl. den Ausstellungskatalog Baden im Applaus. 150 Jahre Theater in Baden-Baden. Hrsg. von Heike Kronenwett. Baden-Baden 2012.
42 Ebenda S. 24.
43 Karlsruher Zeitung, 8.8.1862.
44 Ebenda.
45 Die Möglichkeit, zum Theaterabend in Karlsruhe mit der Eisenbahn anzureisen, bot sich inzwischen auch Besuchern aus Durlach und Pforzheim; der Eisenbahnschalter in Pforzheim verkaufte sogar Sperrsitzkarten. Theaterzettel vom 10. August 1862.
46 Badeblatt Baden-Baden, 3.8.1862, zit. nach Baden im Applaus (wie Anm. 41), S. 25.

Anschrift des Autors:
Dr. Ludger Syré
Badische Landesbibliothek
Erbprinzenstraße 15
76133 Karlsruhe
syre@blb-karlsruhe.de

Aufstand der »Naturburschen«?

Der FC Germania Karlsdorf in der badischen Presselandschaft 1934/35

Florian Wittmann

1934 gelang dem FC Germania Karlsdorf der Aufstieg in die Gauliga Baden. Damit stieß die Dorfmannschaft Karlsdorf in die erste Liga vor, in der sonst ausschließlich Vereine aus den Fußballhochburgen Karlsruhe, Mannheim, Pforzheim und Freiburg spielten. Die Germanen standen als größtmöglicher Außenseiter im Interesse der badischen Zeitungen. Der Aufsatz analysiert das badische Zeitungswesen umfassend nach der Frage, wie insbesondere die städtische Presse über das Team aus der Provinz berichtete.

»Im Gau Baden des Deutschen Fußball-Bundes gibt es einen Verein namens Germania Karlsdorf[1].« Relativ unspektakulär begann Walter Richter seinen Bericht über die damals jüngsten Entwicklungen der Gauliga Baden[2]. Und dennoch ist alleine die Tatsache äußerst bemerkenswert, dass ein Hamburger Sportjournalist sich ausführlich einem Verein widmete, der in weiten Teilen Deutschlands gänzlich unbekannt war. Was bewog ihn also dazu, über einen nordbadischen Provinzklub zu berichten? Schon im nächsten Satz lieferte Richter die Antwort: Karlsdorf sei »sozusagen der zweite Fall Algermissen«[3]. Der SV Algermissen[4] kam mit Einführung der Gauligen 1933 in die Gauliga Niedersachsen und hielt sich dort bis zum Abstieg 1939. In dieser Zeit erwies sich der Dorfverein gegenüber den Spitzenteams von Werder Bremen oder Hannover 96 immer wieder als unbequemer Gegner.

Das 1934 erstmals aufgestiegene Karlsdorf (bei Bruchsal) war ein noch kleinerer Ort als Algermissen. Gleich im ersten Spiel holte man beim Karlsruher FV, einem ehemaligen deutschen Meister, ein respektables 0:0, drei Wochen später gab es dasselbe Ergebnis beim Freiburger FC.[5] Karlsdorf war erfolgreich in der Spielklasse angekommen und in die Phalanx der badischen Spitzenteams eingedrungen. Dies erfuhr reichsweit Beachtung, wie

Mannschaftsbild des FC Karlsdorf (Foto: FC Karlsdorf)

der Bericht Richters zeigt. Man nahm den Fußballzwerg plötzlich auf der deutschen Fußball-Landkarte wahr und suchte nach Erklärungen für dessen unerwarteten Erfolg. Richter sah sich die Aufstellung an und fand in der »Häufung gleicher Familiennamen« den Grund für das starke Auftreten der Karlsdorfer.[6]

Verstärkt erfuhr der FC Germania Karlsdorf in der Saison 1934/35 in der badischen Presselandschaft Aufmerksamkeit. Der vorliegenden Artikel versucht, das Bild, das man in den badischen Zeitungen von Karlsdorf entwarf, nachzuzeichnen. Wie wurde über den Emporkömmling aus der Provinz berichtet? Dabei wird von folgender Annahme ausgegangen: Die Gauliga Baden war bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs eine Spielklasse, in der bis auf die Ausnahmen Viernheim (1935/36), Rastatt (1936/37), Kehl (1937/38), Offenburg (1938/39) die Vereine aus lediglich vier Städten kamen – Freiburg, Karlsruhe, Mannheim und Pforzheim. Mannschaften dieser Städte waren in der Frühzeit des Fußballs badische Fußballhochburgen, wie es Ernst Otto Bräunche im Titel eines Aufsatzes ausgedrückt hat.[7] Im Vergleich zu diesen etablierten, renommierten und urbanen Vereinen bildete der Dorfverein aus Karlsdorf den größtmöglichen Gegensatz. Diese Differenz, so lautet die Kernthese, wurde durch das badische Pressewesen in der Berichterstattung bereitwillig aufgegriffen und stark hervorgehoben. Welche Attribute wurden den Karlsdorfern aus Sicht der v. a. urbanen Presse zugeschrieben? Gibt es eine Entwicklung in den Beschreibungen? In chronologischer Reihe werden dabei die Spiele verfolgt und ausgewählte Beispiele aus den Zeitungen aufgeführt, um daraus wiederkehrende Motive zu erarbeiten.

Diese Untersuchung befasst sich mit medialen Konstruktionen im Sport. Damit steht

Wappen des FC Germania Karlsdorf (Foto: FC Karlsdorf)

sie in einem Forschungsbereich, in dem etwa Swantje Scharenberg eine grundlegende Arbeit zur Sportpresse der Weimarer Republik und deren Konstruktion des »Heldischen« vorgelegt hat.[8] In Bezug auf die Konstruktion von Rivalitäten in der Zeit des Nationalsozialismus scheint der Wiener Fußball besonders exemplarisch. Gerade ab 1943 schilderte eine Wien-affine Sportpublizistik in Wien die Vorzüge des »gewachsenen« Wiener Fußball und grenzte sich so z. B. gerade gegenüber den aufkommenden Militärmannschaften im Reich ab.[9]

Das Zeitungswesen in Baden war zu Beginn der 1930er Jahre recht ausgeprägt.[10] Als Quelle dienten besonders die umfangreichen, mikroverfilmten Zeitungsbestände der Badischen Landesbibliothek. Dieses Material erfuhr durch Einblicke in die Mannheimer Presse, die vom Stadtarchiv Mannheim vollständig digitalisiert wurden, Ergänzungen. Weitere Zeitungen im Brettener[11] und Pforzheimer[12] Stadtarchiv zeigten sich hingegen als

recht unergiebig bzw. unvollständig, da darin nur sehr knapp über die Gauliga berichtet wurde.

Die Gemeinde Karlsdorf verfügte über keine eigene Zeitung, doch in der nahen Umgebung gab es in Bruchsal, Graben und Philippsburg insgesamt sieben Tageszeitungen.[13] Bedauerlicherweise hat sich von diesen nur die Badische Hardt aus Graben erhalten. Die darin nachzulesenden Berichte waren knappe Zusammenfassungen der Spiele, so dass die Hoffnung, aus diesen Provinzzeitungen nahe bei Karlsdorf könne ein Gegensatz zur Stadtpresse gezogen werden, mangels Quellenmaterial erloschen ist.

Zwei Duelle mit Karlsruhe – furioser Einstand und hohe Niederlage

Schon im Vorbericht zum ersten Spiel machte das Karlsruher Tagblatt die Sonderstellung der Karlsdorfer in der Gauliga deutlich: »Germania Karlsdorf […] ist der einzige ländliche Verein im Wettbewerb«.[14] Dieselbe Zeitung war am 3. September 1934 nach dem Spiel voll des Lobes für den FC Karlsdorf: »Der Aufstiegskandidat hat sich überraschend gut eingeführt […]. Die sich bis zum Letzten einsetzenden und aufopfernden Spieler zeigten, daß Energie, insbesondere aber Schnelligkeit, auch einem technisch reifen Gegner das Konzept verderben können, wenn er nicht taktisch schnell genug dieses Plus auszuschalten versucht. […] Karlsdorfs Aufwartung geschah mit einer reichhaltig guten Musterkollektion: Kampfgeist, Siegeswille, Schnelligkeit, Zähigkeit, alles unter Wahrung sportlicher Disziplin.«[15]

Um es vorwegzunehmen: Die Beschreibung der Karlsdorfer Germanen als kampfkräftige und einsatzfreudige, aber spielerisch limitierte Mannschaft ist das prägendste Merkmal der Berichterstattung über den FC Karlsdorf. Diese Attribute füllten beinahe jeden Spielbericht über den Dorfverein an.[16] Das, was Walter Richter 1½ Monate später als Grund dieser Stärke ausmachen sollte, wurde auch in den hiesigen Zeitungen berichtet. So sei Karlsdorf »ausweislich der Aufstellung eine reine Familienmannschaft«.[17] In der Nachberichterstattung der Badischen Presse wurde der Aspekt der Familienmannschaft dadurch aufgegriffen, dass man den provinzielle Status der

Der unentschiedene Ausgang bedeutet für Karlsdorf unbestreitbar einen schönen Achtungserfolg. Nach ziemlich mattem Beginn erkannten die Grünjacken bald, daß es gar nicht notwendig sei, gegen den K. F. V. anstandshalber anständig zu verlieren. Ohne Prestigebelastung spielten sie ihr rasches Durchbruchsspiel, setzten jedem Ball mit staunenswerter Fixigkeit nach, steigerten allmählich ihre ohnehin schon beachtliche Schnelligkeit noch weiter und erreichten dadurch, daß der K. F. V. empfindlich in der normalen Durchführung seines Programms gestört wurde. Man erlebt es immer wieder, daß Neulinge in ihrer naturburschenschaften Betriebsamkeit selbst die besten Gegner nicht zu Atem kommen lassen und mit ihrem etwas rudimentären Stil in die Knie zwingen.

Ein Achtungserfolg Karlsdorfs. KFV. – Karlsdorf 0:0, in: Badische Presse v. 3. September 1934, S. 11 (Badische Landesbibliothek)

Karlsdorfer deutlich machte und daher indirekt einen Gegensatz zur Stadt aufbaute.[18]

Fast schon entgegengesetzt berichtete hingegen die NS-Presse über den Emporkömmling. »Karlsdorf hat sich aufgrund des heutigen Resultats in der Gauliga gut eingeführt und härtesten Widerstand geleistet«, schrieb der Führer.[19] Diese Diskrepanz zeigte sich, etwas weniger scharf, auch beim Heimdebüt der Karlsdorfer, das der Außenseiter klar mit 0:5 gegen Phönix Karlsruhe verlor. Der Führer war voll des Lobes für den kleinen Verein und die ihn unterstützende Dorfgemeinschaft.[20] Der Bericht im Führer liest sich sogar etwas enttäuscht, hatte man sich nach dem Remis gegen den KFV von den Karlsdorfern offenbar mehr erhofft. Die Badische Presse urteilte nach der deutlichen Niederlage gegen Phönix anders. Zwar seien »recht beachtliche Ansätze zu einer höheren Spielkultur« gezeigt worden, doch diese seien von der insgesamt erneut einfachen Spielweise nur stellenweise aufgeblitzt.[21] Der Sichtweise der Badischen Presse schloss sich auch der Badische Beobachter an, der eine klare Unterlegenheit der Karlsdorfer konstatierte.[22]

0:0 beim Freiburger FC – Sportpresse als regionale Presse

Eine Woche nach dem Coup in Karlsruhe bezogen die Karlsdorfer auf eigenem Platz eine hohe Niederlage gegen Phönix Karlsruhe. Im nächsten Spiel konnten die Außenseiter aber einen Punkt gegen den FC aus Freiburg erringen. Doch der erneute Punktgewinn des Dorfvereins am 23. September 1934 fand kein großes Echo in der nordbadischen Presse, was auf ein Charakteristikum der Berichterstattung hinweist. In erster Linie berichteten die Zeitungen der verschiedenen Städte über »ihre« Vereine. Dem Badischen Beobachter war der Karlsdorfer Erfolg kaum mehr als eine Ergebnisnotiz wert. Stattdessen erhielt in dieser Zeitung das Duell zwischen den Karlsruher Vereinen FC Phönix und KFV eine umfassende Würdigung.[23] Das ist auch die Erklärung, warum Zeitungen aus Heidelberg, aus dem kein Gauligaverein kam, kaum über die höchste Liga berichtete, sondern in der Berichterstattung regionalen, unterklassigen Teams den Vorzug gaben.

Genau umgekehrt waren die Meldungen im südbadischen Alemannen, was die Beobachtung einer Vorzugsbehandlung der regionalen Vereine erhärtet. Dessen Bericht knüpfte nahtlos an das an, was die Badische Presse über die Karlsdorfer nach dem KFV-Spiel geschrieben hatte: »Noch immer in der Geschichte der FFC-Verbandsspiele tat sich der Club bei auswärtigen Spielen gegen Neulinge und Mannschaften, die ausgesprochenen Naturfußball [sic!] spielen, schwer […].«[24] Die Freiburger hatten vor dem Duell mit Karlsdorf bereits ein Heimspiel gegen den ebenfalls aufgestiegenen Mannheimer FC Lindenhof bestritten, dessen Fußball der Alemanne als einen »sehr primitiven«[25] bezeichnet hatte. Machte der Alemanne hier einen qualitativen Unterschied zwischen dem Auftreten der Karlsdorfer und der Lindenhofer? Aus der historischen Rückschau lässt sich das zumindest nicht ganz ausschließen, wenn man den Bericht zum Rückspiel im März 1935 daneben hält. Gleichwohl erscheint es wahrscheinlicher, dass die beiden Aufsteiger auf eine Ebene gestellt wurden.

Fünf Niederlagen in Folge und ein Paukenschlag in Mühlburg

Nach dem Unentschieden gegen Freiburg verließ Karlsdorf in den folgenden fünf Spielen

Der Karlsdorfer Spieler Fridolin Huber (3. v. l., erste Reihe) im Kreis namhafter Nationalspieler. Er wurde 1935 von Reichstrainer Otto Nerz (4. v. r., dritte Reihe) zu einem Sichtungslehrgang für die deutsche Nationalmannschaft nach Berlin eingeladen (Foto: Familie Huber[26])

jedes Mal das Feld als Verlierer. Viermal verlor der Außenseiter dabei gegen Mannheimer Mannschaften, weshalb es angebracht erscheint, nun einen Blick in die Mannheimer Presse zu werfen. Dabei fällt auf, dass die Leistungen der Karlsdorfer besonders im nationalsozialistischen Hakenkreuzbanner deutlich positiver beurteilt wurden als in den Karlsruher Blättern. So schrieb die Mannheimer NS-Zeitung am 8. Oktober 1934 nach der Karlsdorfer Heimniederlage gegen Neckarau: »Berücksichtigt man, daß Karlsdorf in dieser Saison erstmals in der Gauliga spielt, so kann man das Erreichte trotz des verlorenen Spielausganges als recht ansprechend bezeichnen.«[27] Ähnlich war die Wertschätzung für den Dorfverein eine Woche später, als der SV Waldhof, die bestimmende Mannschaft der letzten Jahre, zu einem mühsamen Erfolg gegen Karlsdorf kam: »Wir müssen sagen, uns hat diese Elf, die auf keine große Tradition zurückblicken kann, teilweise recht gut gefallen.«[28]

Anders urteilte hingegen die Neue Mannheimer Zeitung, die von einem schlechten Spiel Waldhofs berichtete und den Karlsdorfern als »typische[r] Durchschnittsmannschaft« eine »primitive […] Taktik« attestierten.[29] Zwar »stellten [die Karlsdorfer] […] ihre stetige Formverbesserung unter Beweis«,[30]

doch es sollte bis zum 9. Dezember dauern, bis man den dritten Punkt erzielen konnte.

Ein erneutes 0:0, dieses Mal beim VfB Mühlburg, sicherte Karlsdorf einen weiteren Zähler. Entsprechend groß war das Echo in den Karlsruher Zeitungen. So las man im Karlsruher Tagblatt von einer »Bombenüberraschung«[31], während die Badische Presse keinen spieltechnischen Fortschritt bei »diese[n] Leute[n] [sic!]« erkannte, aber die kämpferischen Tugenden der Karlsdorfer hervorhob.[32] Auch der Badische Beobachter betrachtete die Partie aus der Perspektive der favorisierten Mühlburger und konstatierte durchaus enttäuscht, dass »eine Mannschaft vom ›Karlsdorfer Schlag‹ […] den ›Vereinigten‹ nicht [liegt]«.[33]

2:2 in Mannheim – Karlsdorf trotzt dem SV Waldhof

Eine Woche nach dem Punktgewinn in Mühlburg war Karlsdorf am 16. Dezember 1934 beim 1:8 gegen Phönix Karlsruhe chancenlos. Wieder sieben Tage später gelang den Karlsdorfern aber die wohl größte Überraschung. Einen Tag vor Weihnachten rang der FC Karlsdorf dem amtierenden Meister Waldhof Mannheim einen Punkt ab. Dieser große Coup des Außenseiters war weiten Teilen der Mannheimer und Karlsruher Presse nur ein recht nüchterner Bericht wert. Beispielhaft ist hier die Neue Mannheimer Zeitung: Statt die Überraschung durch den Außenseiter zu loben, lautete die Überschrift »SV Waldhof wieder in Front«,[34] was eigentlich einen (hohen) Sieg des SVW vermuten lässt. Ein weiteres Mal war es die NS-Presse, die die Leistung der Karlsdorfer deutlich mehr würdigte. »Karlsdorf hat ein aufopferungsvolles Spiel geliefert. Es dürfte das beste Spiel der Elf in dieser Saison auf eigenem Platz gewesen sein […]«, berichtete etwa das Hakenkreuzbanner.[35] Noch deutlicher wurde der Führer, der in einer ausführlichen Einleitung eingehend die aktuelle Lage des Dorfvereins analysierte: »[…] in welcher Form werden sie dem großen Gegner aus Mannheims Vorstadt gegenüberstehen? Derartige und ähnliche Fragen werfen sich die zahlreichen Anhänger Karlsdorfs auf, die noch lange nicht den Mut aufgegeben haben und nach wie vor geschlossen hinter ihren Mannen stehen.«[36]

Die große Leistung der Karlsdorfer fand nur in den beiden nationalsozialistischen Blättern wirklichen Nachklang. Die übrige Presse Nordbadens berichtete über das Spiel zum Teil sehr nüchtern. Auch in Südbaden stand das regionale Team im Vordergrund. So wurde der Punktgewinn Karlsdorfs zwar im Südwestdeutschen Sportblatt, der Wochenbeilage der Freiburger Zeitung, erwähnt, doch im Fokus der Zeitung lag der Freiburger FC, der in Pforzheim unterlegen war.[37] Allgemeiner war die Berichterstattung des nationalsozialistischen Alemannen gehalten, der einige überraschende Ergebnisse im südwestdeutschen Fußball konstatierte.[38]

Karlsdorf liegt dem Meister nicht

Germania Karlsdorf — SV Waldhof 2:2

Karlsdorf liegt dem Meister nicht, in: Hakenkreuzbanner v. 24./25. Dezember 1934, S. 21 (Stadtarchiv Mannheim, Institut für Stadtgeschichte)

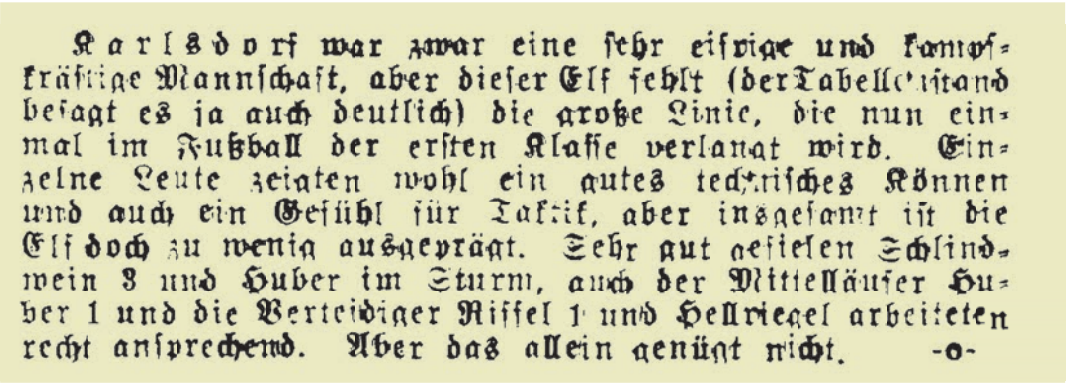
Drei Punkte in sieben Spielen – dem Abstieg entgegen

Zum Jahresende holte der FC Karlsdorf wie im Hinspiel einen Zähler gegen den Karlsruher FV. Die Karlsruher Presse schrieb von einem »Entscheidungskampf«[39] im Duell der beiden Abstiegskandidaten.[40] Im ersten Spiel des neuen Jahres waren die Karlsdorfer in Neckarau ohne Chance. Wieder einmal zeigte eine bürgerliche Zeitung einen großen Gegensatz zwischen Karlsdorf und den übrigen Teams der Liga auf: »Die Karlsdorfer bringen mit dem Fortschreiten der Runden keine neue Rolle in ihre Spielweise. Es liegt auf der Hand, daß ein von der Bezirksliga zum erstenmal in den Kreis traditioneller Namen und Erfolge vorstoßender Verein nicht im Stil der großen Konkurrenz die Strecke zu nehmen vermag – aber es ist doch auch bezeichnend für die Hüter der Gauliga, daß solche Neuaufgestiegenen in der Lage sind, ihnen immer wieder Punkte zu nehmen oder Ergebnisse abzuzwingen, die einen Klassenunterschied keinesfalls herausstellen.«[41]

Demgegenüber steht der Bericht des Führers zum folgenden Spiel, als Karlsdorf am 20. Januar 1935 dem VfB Mühlburg einen Zähler abtrotzte: »Es ist nun schon genügend bewiesen worden, daß in Karlsdorf die Trauben recht hoch hängen.«[42] Wieder lässt sich hier der bereits beschriebene Unterschied in der Berichterstattung zwischen den nationalsozialistischen und den bürgerlichen Zeitungen Nordbadens im Umgang mit Karlsdorf erkennen.

Auch in den letzten Spielen der Saison gelang es dem FC Karlsdorf nicht, den ersten Sieg einzufahren. Dabei bemühte die Neue Mannheimer Zeitung das schon bekannte Bild des engagierten, aber deutlich schlechteren Außenseiters (siehe Abbildung).

Nicht viel anders liest sich ein Bericht im Hakenkreuzbanner, der damit ganz am Saisonende zwar eine Unterlegenheit der Karlsdorfer einräumte, diese aber nicht, wie etwa andere Zeitungen aus Mannheim und Karlsruhe, mit der dörflichen Herkunft der Germanen begründete: »Die Karlsdorfer Germanen besitzen viel gutes und solides Können, sind jedoch von durchschnittlicher Gauligareife noch einiges entfernt.«[43] Zum Saisonende ließ das Interesse am Außenseiter in der badischen Presselandschaft merklich nach. Karlsdorf verabschiedete sich mit einer 0:2-Niederlage in Freiburg aus der Gauliga. Die Freiburger Zei-


Karlsdorf war zwar eine sehr eifrige und kampfkräftige Mannschaft, aber dieser Elf fehlt (der Tabellenstand besagt es ja auch deutlich) die große Linie, die nun einmal im Fußball der ersten Klasse verlangt wird. Einzelne Leute zeigten wohl ein gutes technisches Können und auch ein Gefühl für Taktik, aber insgesamt ist die Elf doch zu wenig ausgeprägt. Sehr gut gefielen Schlindwein 3 und Huber im Sturm, auch der Mittelläufer Huber 1 und die Verteidiger Riffel 1 und Hellriegel arbeiteten recht ansprechend. Aber das allein genügt nicht. -o-

Karlsdorf hielt sich tapfer, in: Neue Mannheimer Zeitung v. 18. Februar 1935, S. 7 (Stadtarchiv Mannheim, Institut für Stadtgeschichte)

tung berichtete von insgesamt »mangelnde[m] Können des Gegners«.[44] Beim Blick auf den Alemannen zeigt sich ein überraschender Befund. Im Gegensatz zu den nordbadischen NS-Blättern, die tendenziell positiver über Karlsdorf berichteten, ging der Alemanne ungleich härter mit den Karlsdorfern als das Sportblatt der Freiburger Zeitung um.[45]

Fazit / Ausblick

Die Untersuchung des Umgangs der badischen Presselandschaft mit dem FC Germania Karlsdorf hat einige interessante Befunde gebracht. So kann für Karlsruhe und Mannheim ein merklicher Unterschied zwischen nationalsozialistischen und bürgerlichen Zeitungen festgehalten werde. Die NS-Zeitungen Hakenkreuzbanner und Führer berichteten in der Regel positiv über die Karlsdorfer und hoben die Anstrengungen des Außenseiters heraus, während die übrigen Blätter Nordbadens stark auf den dörflichen Hintergrund des FC Karlsdorf aufmerksam machten und so den Außenseiter gewissermaßen von den übrigen Teams, die alle aus badischen Großstädten kamen, abgrenzten. Weiter sahen Mannheimer und Karlsruher Zeitungen in dieser dörflichen Herkunft den Grund für die in ihren Augen ungenügende Spielkultur Karlsdorfs. In der Freiburger Presse lässt sich das hingegen nicht beobachten. Hier war es eher umgekehrt, der Alemanne ging mit den Karlsdorfern deutlich härter ins Gericht. Als Erklärung für diesen Befund, der im Gegensatz zur nordbadischen Berichterstattung steht, wird man den regionalen Charakter der Sportpresse anführen. Die Freiburger Blätter berichteten fast ausschließlich über den Freiburger FC. In Städten wie Heidelberg, in denen es keinen Gauligafußball gab, war das mediale Interesse an dieser Spielklasse merklich geringer.

Zeitungen sind eine besondere Form historischer Quellen, die besondere Probleme mit sich bringen, wie es Swantje Scharenberg ausgedrückt hat: »Forschung [wählt] die Perspektive der Nutzer, nicht jedoch des Journalismus' […], von dem wir […] nur Oberflächenkenntnisse haben.«[46] Das bedeutet, dass nur der fertige Zeitungstext überliefert ist. Über Auswahlprozesse, worüber in welchem Maße berichtet werden sollte, sind wir auch mangels einer Quellengrundlage im Grunde nicht informiert.

Für diese Untersuchung ergibt sich daher ein unbefriedigendes Fazit. Zwar konnte für den nordbadischen Raum eine Diskrepanz zwischen nationalsozialistischer und bürgerlicher Presse herausgearbeitet werden. Spielte eine ideologische Bevorzugung des ländlichen Raums gegenüber der Stadt in eine Rolle bei der Berichterstattung in der NS-Presse? Das liegt sehr nahe, doch ist es aus dem gerade vorgebrachten Argument von Scharenberg schwierig, alleine aus den ausgewerteten Zeitungen darauf zu schließen. Erschwerend ist weiter, dass für diese Zeitungen eine dem Wort nach grundlegende Geschichte des Journalismus, also eine Geschichte aus der Sicht des Journalisten, nicht vorliegt.[47]

Wie eingangs erwähnt, war Karlsdorf die einzige Dorfmannschaft, der der Sprung in die Gauliga gelang. Doch es gab auch weitere Vereine, die in der Gauliga spielten und nicht den traditionellen Standorten Freiburg, Karlsruhe, Mannheim und Pforzheim angehörten. So wäre es eine Überlegung wert, die Berichterstattung zu den ebenfalls jeweils 1-jährigen Gastspielen Viernheims (1935/36), Rastatts (1936/37), Kehls (1937/38), Offenburgs (1938/39) in Badens höchster Spielklasse

zu beleuchten. Wurde über diese Mannschaften, die wie Karlsdorf auch als Außenseiter an den Start gingen, doch anders berichtet?

Quellen

Badische Landesbibliothek: Badischer Beobachter, Badische Presse, Der Alemanne Der Führer, Karlsruher Tagblatt, Südwestdeutsches Sportblatt (Wochenbeilage der Freiburger Zeitung), Weinheimer Nachrichten

Ortsarchiv Graben-Neudorf: Badische Hardt

Österreichische Nationalbibliothek – ANNO: Neues Wiener Tagblatt [http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nwg&datum=19440620&seite=5&zoom=33; 20.03.2017]

Stadtarchiv Bretten: Brettener Tagblatt, Brettener Zeitung, Süddeutsches Volksblatt

Stadtarchiv Pforzheim: Pforzheimer Rundschau

Stadtarchiv Mannheim: Hakenkreuzbanner, Neue Mannheimer Zeitung

The European Library: Hamburger Anzeiger, [http://www.theeuropeanlibrary.org/tel4/newspapers/issue/3000094634500?page=19;20.03.2017]

Literatur

Johannes Binkowski: Die Diktatur des Nationalsozialismus, in: Von der Preßfreiheit zur Pressefreiheit. Südwestdeutsche Zeitungsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, hg. von der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Stuttgart 1983, S. 155–171.

Ernst Otto Bräunche: Aus der Frühzeit des Fußballs – badische Fußballhochburgen, in: Nicht nur Sieg und Niederlage. Sport im deutschen Südwesten im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Martin Furtwängler, Christiane Pfanz-Sponagel und Martin Ehlers (= Oberrheinische Studien 28), Ostfildern, S. 59–87.

Konrad Dussel: Deutsche Tagespresse im 19. und 20. Jahrhundert (= Kommunikationswissenschaft 1), Münster 2004.

Ders.: Pressebilder in der Weimarer Republik. Entgrenzung der Information (= Kommunikationsgeschichte 29), Berlin 2012.

Andreas Ebner: Als der Krieg den Fußball fraß. Die Geschichte der Gauliga Baden 1933–1945, Ubstadt-Weiher 2016.

Hardy Grüne: Legendäre Fußballvereine – Norddeutschland, Kassel 2004.

Rudolf Oswald: Rez. Swantje Scharenberg: Die Konstruktion des öffentlichen Sports und seiner Helden in der Tagespresse der Weimarer Republik, Paderborn 2012, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 100 (2013), S. 89.

Swantje Scharrenberg: Die Konstruktion des öffentlichen Sports und seiner Helden in der Tagespresse der Weimarer Republik, Paderborn 2012.

Anmerkungen

1 Für die freundliche Hilfe bei der Beschaffung der Abbildungen sei Herrn Alois Riffel vom FC Germania Karlsdorf herzlich gedankt.

2 Walter Richter: Riffel – Huber – Schlindwein, in: Hamburger Anzeiger v. 20. Oktober 1934, S. 19.

3 Ebd.

4 Vgl. Hardy Grüne: Legendäre Fußballvereine – Norddeutschland, Kassel 2004, S. 286.

5 Für die Ergebnisse siehe Andreas Ebner: Als der Krieg den Fußball fraß. Die Geschichte der Gauliga Baden 1933–1945, Ubstadt-Weiher 2016, S. 78–95 sowie das Kapitel auf der dem Buch beiliegenden CD-Rom. Ebners Werk behandelt umfassend die Gauliga Baden und liefert eine Fülle an statistischem Material, weshalb es große Anerkennung verdient. In ihm wird aber keine wissenschaftliche Fragestellung verfolgt (es richtet sich im Grunde auch nicht an ein wissenschaftliches Publikum. Daher konnte es dem vorliegenden Aufsatz leider nur als umfangreiche Materialsammlung dienen.

6 Richter: Riffel.

7 Vgl. Ernst Otto Bräunche: Aus der Frühzeit des Fußballs – badische Fußballhochburgen, in: Nicht nur Sieg und Niederlage. Sport im deutschen Südwesten im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Martin Furtwängler, Christiane Pfanz-Sponagel und Martin Ehlers (= Oberrheinische Studien 28), Ostfildern 2011, S. 59–87.

8 Vgl. Swantje Scharenberg: Die Konstruktion des öffentlichen Sports und seiner Helden in der Tagespresse der Weimarer Republik, Paderborn 2012. Siehe auch die kritische Würdigung dieser Arbeit durch Rudolf Oswald: Rez. Scharenberg, Swantje: Die Konstruktion des öffentlichen Sports und seiner Helden in der Tagespresse der Weimarer Republik, Paderborn 2012, in: Vier-

teljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 100 (2013), S. 89.

9 Siehe dazu etwa einen Bericht zum Endspiel der deutschen Meisterschaft 1944, O.N.: Nachklänge zum Endspiel 1944, in: Neues Wiener Tagblatt v. 20. Juni 1944, S. 5: »Der eben beendete Meisterschaftwettbewerb hatte zum Teil ein andres Gesicht wie in den früheren Jahren, denn diesmal traten die Soldatenmannschaften viel stärker in Erscheinung […] und die ziemlich empfindliche 4:0-Niederlage der Hamburger spricht eine deutliche Sprache dafür, daß der DSC., der eine sogenannte ›gewachsene‹ Mannschaft ist, schließlich jenen Anhängern zum Recht verhalf, die die sogenannten traditionsreichen Vereine trotz allen Erfolgen der Militärmannschaften höher einschätzen.«

10 Einen Überblick geben dazu einige grundlegende Arbeiten, vgl. Johannes Binkowski: Die Diktatur des Nationalsozialismus, in: Von der Preßfreiheit zur Pressefreiheit. Südwestdeutsche Zeitungsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, hg. von der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Stuttgart 1983, S. 155–171; Konrad Dussel: Deutsche Tagespresse im 19. und 20. Jahrhundert (= Kommunikationswissenschaft 1), Münster 2004; Ders.: Pressebilder in der Weimarer Republik. Entgrenzung der Information (= Kommunikationsgeschichte 29), Berlin 2012;

11 Brettener Tagblatt, Brettener Zeitung, Süddeutsches Volksblatt.

12 Pforzheimer Rundschau.

13 Vgl. Dussel: Pressebilder, S. 86.

14 O.N.: 1. Verbandsspiel KFV. – Karlsdorf, in: Karlsruher Tagblatt v. 2. September 1934, S. 7.

15 O.N.: KFV. – Germania Karlsdorf 0:0, in: Karlsruher Tagblatt v. 3. September 1934, S. 5.

16 Bezeichnenderweise hatten die Weinheimer Nachrichten diese Tugenden den Karlsdorfern (und auch dem Mitaufsteiger MFC Lindenhof aus Mannheim) zugesprochen, vgl. O.N.: Die ersten Punktspiele im Süden, in: Weinheimer Nachrichten v. 1. September 1934, S. 11.

17 O.N.: Fußball in Karlsruhe. Flauer Auftakt, in: Badischer Beobachter v. 3. September 1934, S. 4. Ähnlich beschrieb dies das Karlsruher Tagblatt, vgl. Anm. 6.

18 O.N.: Ein Achtungserfolg Karlsdorfs. KFV. – Karlsdorf 0:0, in: Badische Presse v. 3. September 1934, S. 11.

19 O.N.: KFV – Germania Karlsdorf 0:0, in: Der Führer v. 3. September 1934, S. 7.

20 O.N: Phönix siegt, KFV unentschieden, in: Der Führer v. 10. September 1934, S. 9: »Wenn in einem Dorf mit zirka 2000 Einwohnern einem Fußballwettspiel des einheimischen Vereins über 4000 Zuschauer anwohnen, so dürfte das in der Geschichte des Fußballsports eine Höchstleistung sein. Und wenn diese 4000 Leute eine wirklich vorbildliche Haltung einnehmen, auch in Fällen, wo der einheimische Verein scheinbar benachteiligt wurde, so müssen wir unsere höchste Anerkennung zum Ausdruck bringen.«

21 O.N.: Phönix siegt in Karlsdorf überlegen, in: Badische Presse v. 10. September 1934, S. 11.

22 O.N.: Wer hätte das gedacht?, in: Badischer Beobachter v. 10. September 1934, S. 7: »Der Neuling hatte der raffinierten Technik und der Schnelligkeit der Gästeelf nur seiner Kampfkraft und Eifer entgegenzusetzen und diese löblichen Eigenschaften konnten die Niederlage nur verzögern, aber nicht aufhalten.«

23 Vgl. O.N.: Das Spiel der Spiele, in: Badischer Beobachter v. 24. September 1934, S. 5.

24 O.N.: Ein unerwartetes Ergebnis, in: Der Alemanne v. 24. September 1934, S. 4.

25 O.N.: Die ersten Gauliga-Kämpfe, in: Der Alemanne v. 3. September 1934, S. 3.

26 Für die Publikation dieses bisher unveröffentlichten Bildes aus dem Besitz von Hubers Tochter sei der Familie herzlich gedankt.

27 O.N.: Neckarau nimmt die Karlsdorfer Klippe, in: Hakenkreuzbanner v. 8. Oktober 1934, S. 13.

28 O.N.: Badens Meister siegt zu Hause, in: Hakenkreuzbanner v. 15. Oktober 1934, S. 9.

29 O.N.: Eine schwache Leistung von Waldhof, in: Neue Mannheimer Zeitung v. 15. Oktober 1934.

30 O.N.: Waldhof behält weiterhin in Baden die Führung, in: Karlsruher Tagblatt v. 12. November 1934, S. 5. Dieser Bericht war auch wortgleich in der Neuen Mannheimer Zeitung abgedruckt, vgl. O.N.: Glücklich gewonnen, in: Neue Mannheimer Zeitung v. 12. November 1934, S. 34.

31 O.N.: KFV. schießt Tore, in: Karlsruher Tagblatt v. 10. Dezember 1934, S. 5.

32 O.N.: Die beiden Neulinge in Karlsruhe, in: Badische Presse v. 10. Dezember 1934, S. 9: »Karlsdorf zeigte auch diesmal wieder seinen bekannten Fußballstil. Mit ungeheurem Fleiß und großer Aufopferung stürzen sich diese Leute in den Kampf und lassen einem bedachtsamen und künstlerisch tändelnden Gegner keine Zeit, Gedanken zu fassen. «

33 O.N.: 4 Punkte für Karlsruhe, in: Badischer Beobachter v. 10. Dezember 1934, S. 4.
34 O.N.: SV Waldhof wieder in Front, in: Neue Mannheimer Zeitung v. 24. Dezember 1934, S. 13. Mit anderen Überschriften, aber wortgleichen Texten berichteten auch die Karlsruher Zeitungen vgl. o.N.: Die Pflichtspiele der Gauliga, in: Karlsruher Tagblatt v. 24./25. Dezember 1934, S. 11. Die Badische Presse druckte ebenfalls denselben Bericht ab, schrieb in einer Gesamtschau des süddeutschen Fußballs von einer »Riesenüberraschung«, vgl. O.N.: Fußball am »Goldenen Sonntag«, in: Badische Presse v. 24. Dezember 1934, S. 24.
35 O.N.: Karlsdorf liegt dem Meister nicht, in: Hakenkreuzbanner v. 24./25. Dezember 1934, S. 21.
36 O.N.: Germania Karlsdorf – SV. Waldhof 2:2!, in: Der Führer v. 24. Dezember 1934, S. 13.
37 O.N.: Der Fußball am goldenen Sonntag, in: Südwestdeutsches Wochenblatt v. 24. Dezember 1934, S. 1.
38 O.N.: »Goldener Sonntag« bringt Überraschungen!, in: Der Alemanne v. 24. Dezember 1934, S. 9.
39 O.N.: Karlsdorf – KFV 1:1, in: Der Führer v. 31. Dezember 1934, S. 15.
40 Ähnlich berichtete z. B. auch die Badische Presse, vgl.: O.N.: Germania Karlsdorf – KFV. 1:1, (0:1), in: Badische Presse v. 31. Dezember 1934, S. 24.
41 M.A.: Das Spiel an der Altriper Fähre, in: Neue Mannheimer Zeitung v. 7. Januar 1935, S. 5.
42 O.N.: Germania Karlsdorf – VfB. Mühlburg 0:0, in: Der Führer v. 21. Januar 1935, S. 8.
43 O.N.: Nach hartem Kampf hoch gewonnen, in: Hakenkreuzbanner v. 18. Februar 1935, S. 10.
44 O.N.: Matter Punktjagd-Ausklang, in: Südwestdeutsches Sportblatt v. 18. März 1935, S. 2.
45 Frios: Germania Karlsdorf ohne Sieg, in: Der Alemanne v. 18. März 1935, S. 7: »Noch selten hat eine Mannschaft der obersten Spielklasse ein so herzlich schwaches Spiel in jeder Hinsicht geliefert, wie gerade Karlsdorf […]. Es war typisch, mit welch einfachen Mitteln sie den Kampf mit den Freiburgern führten. Sie waren zwar schnell und eminent fleißig. Sie bewiesen Schneid und zähen Kampfgeist. Ihre Aufopferung war wirklich bewunderungswürdig. Alle Aktionen sahen sich durchsichtig an, man wußte immer vorher schon, was sie beabsichtigten.«
46 Scharenberg: Konstruktion, S. 246.
47 Vgl. ebd.

Anschrift des Autors:
Florian Wittmann
Göllerhöh 6
76661 Philippsburg-Rheinsheim
florian.wittmann@gmx.de

Zur Situation des Deutschunterrichts im Elsass

Monique Matter / François Schaffner

Das Elsass ist als Schlemmerland, als Einkaufs- und Wanderregion mit den vielen Burgen, als Region mit berühmten Museen und Sehenswürdigkeiten bekannt. Doch es hat noch anderes anzubieten. Das Elsass gilt als eine der Wiegen der deutschen Sprache seit dem 9. Jh. bis Ende des 16. Jh., als Kulturland. Als französische Gegend ist es ein Teil des rheinischen Humanismus und der Kultur. Viele Elsässer wollen nicht auf die deutsch-französische Zweisprachigkeit verzichten und setzen sich energisch dafür ein.

Das Elsass ist seit längerem ein zweisprachiges Land, ein Land, in dem Französisch und die elsässische Regionalsprache gesprochen werden. Doch muss man sich heute fragen, ob diese Feststellung noch der Wirklichkeit entspricht.

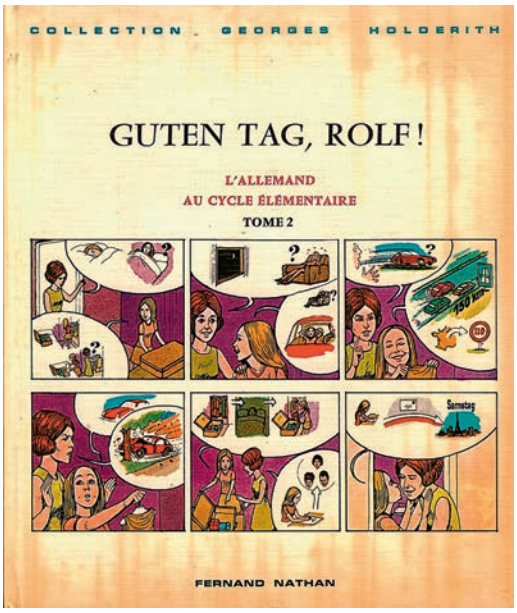
Historisch betrachtet besteht die Regionalsprache der Elsässer aus mehreren sprachlichen Komponenten: Aus der Mundart Elsässerditsch, d. h. aus Alemannisch und Fränkisch, sowie der Standardsprache Hochdeutsch. Über viele Jahrhunderte, vom 14. Jahrhundert bis 1939, wurde Deutsch als Muttersprache und als Unterrichtssprache in den »Teutschen Schulen« (so die Bezeichnung der Grundschulen seit dem Mittelalter) gelehrt.

Nach 1945 erfolgte eine große Zäsur: Französisch wurde seitdem bis in die 70er Jahre als einzige Sprache an den Grundschulen zugelassen. Selbst auf dem Schulhof und auf dem Sportplatz war die Verwendung der elsässischen Mundart, des familiären Dialekts, unter Strafandrohung streng verboten. In den Sekundarschulen wurde Deutsch nun ausschließlich als Fremdsprache unterrichtet, allerdings ohne jeglichen Bezug zum Dialekt. Dies ungeachtet der Tatsache, dass die Mundartsprechenden damals in der Bevölkerung noch eindeutig in der Mehrheit waren.

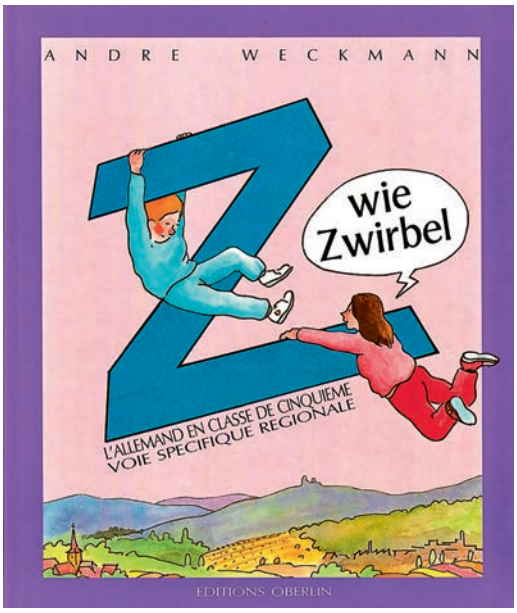
Zwischen 1950 bis 1980 kam es aufgrund dieser Sprachpolitik zu einem raschen Rückgang im Gebrauch der Regionalsprache in ihren beiden Formen. Dabei wurden der Jugend und den Eltern gezielt Komplexe hinsichtlich der angestammten Sprache eingeimpft.

Deutschunterricht in der Primarschule

Erst 1971 sorgte der Oberschulamtsdirektor F. Guyard in einem Interview mit der Zeitung *Dernières Nouvelles d›Alsace* mit folgender Feststellung für ein Umdenken: »Der alemannische Dialekt bildet in dieser Region die Voraussetzung für das Erlernen und Beherrschen der deutschen Sprache. Es wäre sehr bedauerlich, diese sprachliche Komponente verkümmern zu lassen«.



Guten Tag, Rolf! Lehrbuch für die 4. und 5. Klasse der Grundschule, 1972



Z wie Zwirbel, Lehrbuch für die 2. Klasse der Mittelstufe, 1989

Diese Feststellung wurden nun für die regionale Sprachpolitik richtungsweisend, so dass diese gewandelte Sichtweise sich dann allmählich in der Schule verbreiten und etablieren konnte.

Seit 1973 wurde dann auf der Grundlage der sogenannten Holderith-Methode mit spielerischen Sketchen Deutsch an der Grundschule als Unterrichtsfach wieder eingeführt. Leider konnten aber nicht alle Schüler davon profitieren, da einerseits die Lehrkräfte auf einer rein freiwilligen Basis sich dazu bereiterklären mussten und andrerseits die Lehrergewerkschaft der Grundschullehrer (SNI) der Einführung des Deutschunterrichts entschieden Widerstand leistete.

In der Mittelstufe (Collège) wiederum wurde auch für den Deutschunterricht eine regionale Unterrichtsmethode für die Dialektsprechenden eingeführt. Anfangs 1980 entwickelte schließlich der Schriftsteller André Weckmann für die Mittelstufe eine spezifische Lernmethode, die auf den Mundartkenntnissen der Kinder aufbaute, indem sie entsprechende mundartliche Einführungstexte konzipierte. Diese neuen Herangehensweisen beim Erlernen der Regionalsprache können als eine wichtige Wende in der Schulpolitik betrachtet werden. Andrerseits kamen diese Neuerungen zu spät, denn die meisten Familien hatten in ihrem Sprachverhalten schon resigniert und es in der Alltagspraxis aufgegeben, den Dialekt ihren Kindern weiterzugeben.

Die sogenannte ISERCO-Studie (1989–1990) bestätigte dann, dass die Holderith-Reform sich als wenig erfolgreich erwiesen hatte. Eine spätere 2005/6 durchgeführte Untersuchung des Kultusministeriums brachte dann den höchst ernüchternden Befund, dass nur 1 % der Grundschulschüler im Oberelsass und 4 % im Unterelsass noch den Dialekt benutzten.

Eltern wird Auskunft über den zweisprachigen Zug erteilt (Foto: François Schaffner)

Dieser Befund kontrastiert in geradezu exorbitantem Ausmaß mit einer Analyse, die der Oberschulamtsdirektor Pierre Deyon bereits 1982 in einem Rundschreiben an die Schulen mitgeteilt hatte. Darin betonte er ausdrücklich den Stellenwert und die Besonderheit der Regionalsprache und würdigte *expressis verbis* deren deutsche Wurzeln, die in einem französischen kulturellen Umfeld weiterleben sollten. Zugleich bekundete er die feste Absicht der Schulbehörde, die Regionalsprache in der Schule angemessen zu berücksichtigen, was die Forderung beinhaltete, Hochdeutsch als spezifische Standardform der elsässischen Dialektvarianten in der Schule zu unterrichten und zu lehren.

Vorteile der Zweisprachigkeit

Hinter der Feststellung von P. Deyon stand die wissenschaftlich erwiesene Erkenntnis, dass Zweisprachigkeit, in diesem Falle das Erlernen und Beherrschen der deutschen Sprache zusätzlich zur französischen Muttersprache, eine Reihe von Vorteilen impliziert: Die sprachlichen Kompetenzen, die mit der anfänglichen Muttersprache erworben werden, verbessern sich nämlich signifikant durch den Umgang und das Erlernen einer zweiten Sprache und erleichtern so den bilingualen Schülern erwiesenermaßen den späteren Erwerb einer oder mehrerer anderer Sprachen. Dies beruht vor allem auf der Tatsache, dass die dazu erforderlichen sprachlichen Kompeten-

zen nicht erneut erlernt werden müssen, sondern bereits vorhanden und somit unmittelbar abrufbar sind.

Das frühe Erlernen und Beherrschen der deutschen Sprache erweitert zudem in einer späteren Phase der individuellen Lernbiografie die Möglichkeiten des ausbildungsbezogenen Erfolgs. Man kann auf deutschsprachigen Schulen und Universitäten lernen oder studieren und hat größere Erfolgschancen, wenn es z. B. darum geht, sich um einen Ausbildungsplatz oder eine Lehrstelle im Ausland zu bewerben. Den Elsässern öffnet sich auf diese Weise auch der deutschsprachige Arbeitsmarkt, auf dem es bekanntlich einen großen Mangel an Fachkräften gibt. Auch im Elsass selbst ergeben sich durch die Zwei- oder Mehrsprachigkeit unschätzbare Vorteile hinsichtlich einer beruflichen Karriere, etwa im Bereich der Tourismusbranche oder ganz allgemein auch in der Wirtschaft. Und darüber hinaus: Es ist eine Binsenwahrheit, dass Zwei- oder Mehrsprachigkeit den eigenen kulturellen Horizont erweitert und so auch zu einer offeneren Grundeinstellung und Haltung gegenüber anderen Kulturen beiträgt. Nicht zuletzt ist eine deutsch-französische Zweisprachigkeit in einem zusammenwachsenden Europa auch eine entscheidende Voraussetzung für das nachhaltige Gelingen einer deutsch-französischen Verständigung im eigentlichen Wortsinn.

Einführung des zweisprachigen, paritätischen Unterrichts

Das erwähnte Rundschreiben von Pierre Deyon wirkte für die Zweisprachigkeit als eine folgenreiche Initialzündung. Mehrere Bürgerinitiativen lösten im Verein mit Bemühungen der politischen Körperschaften eine neue Dynamik innerhalb des Schulsystems aus. Den Anfang machten 1991 auf vereinsmäßiger Basis die der Zweisprachigkeit verpflichteten ABCM-Schulen *(Association pour le bilinguisme dès la classe de maternelle)* sowie die katholische Privatschule des Institut Champagnat in Issenheim. 1992 schloß sich dann auch das staatliche Schulsystem dieser Initiative an.

Die Grundlage des zweisprachigen Unterrichts besteht darin, dass jede Sprache mit einem paritätischen Anteil von 50 %, in Französisch und Deutsch, ab der ersten oder zweiten Stufe der Vorschule unterrichtet wird. Dabei werden bestimmte Fächer in der deutschen bzw. der französischen Sprache unterrichtet, wobei jede Sprache von zwei verschiedenen Lehrkräften praktiziert wird. Es wurden in den Folgejahren seit 1991 mehrere Vereine gegründet, um diesen paritätischen zweisprachigen Unterricht zu fördern, wobei diese im soziokulturellen Bereich und im sozialpädagogischen Bereich aktiv wurden. Im Verband für die Sprache und Kultur im Elsass und im deutschsprachigen Lothringen *(Comité fédéral pour la langue régionale en Alsace et en Moselle germanophone)* haben diese Vereine, die eine treibende Kraft bei der Förderung der Regionalsprache sind, sich seit längerem zu einem Dachverband zusammengeschlossen. Gemeinsam konnten so auch Studienreisen in die Bretagne, ins Baskenland, ins Aostatal und nach Südtirol organisiert werden, um in diesen Regionen mit analoger Sprachsituation wie im Elsass sich über Fragen des Unterrichts der Regionalsprache auszutauschen.

Es war nicht immer einfach, von der Schulverwaltung die Unterstützung oder auch die Genehmigung zur Eröffnung einer zweisprachigen Klasse zu erhalten. Nur durch zahlreiche Elterninitiativen und öffentliche Werbeveranstaltungen, mitunter auch durch

Eltern einer Vorschule fordern die Einrichtung eines zweisprachigen Kurses (Foto: Monique Matter)

Demonstrationen, konnte dieses Ziel im Einzelfall dann doch erreicht werden. Trotz der hartnäckigen Blockadehaltung des Oberschulamtes, das diesen Prozess zu unterlaufen und zu verlangsamen suchte, konnte durch permanenten elterlichen Druck die kontinuierliche Verbreitung des Deutschunterrichts durchgesetzt werden. Der folgende tabellarische Überblick veranschaulicht diesen erfolgreichen Trend.

Die Entwicklung der Schülerzahlen in der zweisprachigen Schulausbildung im Elsass (1991–2016)

Schulanfang	1991	2000	2005	2010	2016
Vor- & Grundschulen	90	6 731	12 677	18 665	27 874
Mittelstufe Collège		344	1 801	3 423	5 033
Oberstufe ABIBAC		44	611	1 093	1 424
Total / Jahrgang	90	7 119	15 089	23 181	34 331

Im Schuljahr 2016/17 besuchen 15,6 % der gesamten Schüler der Primarschule den zweisprachigen Zug: 19,3 % in der Vorschule (im Oberelsass 23,3 %, im Unterelsass 16,5 %), in der Grundschule 13,4 %, (im Oberelsass 15,2 % und im Unterelsass 12,1 %)

Zahlenmäßige Entwicklung der Schulen mit zweisprachigem Angebot

Schulanfang	1991	2000	2005	2010	2016
Vor- & Grundschulen	4	161	245	306	365
Mittelstufe Collège		13	36	54	79
Oberstufe ABIBAC		3	9	14	18

Die in den Tabellen aufgeführten Zahlen beziehen sich auf die Staatschulen und Privatschulen, die mit dem Staat unter Vertrag stehen. Daneben existieren noch staatsunabhängige freie Privatschulen, in denen ungefähr 600 Schüler in einem bilingualen Kurs eingeschrieben sind. Darüber hinaus wurde auch in einigen Berufsschulen im Elsass ein deutschsprachiger Zug eingerichtet, wobei diese Schulen einen Austausch mit badischen Berufsgymnasien organisiert haben.

Vereinbarungen zwischen dem Staat, der Region und den beiden Départements

Seit 1994 sind zur Förderung des bilingualen Unterrichts insgesamt vier Vereinbarungen (jeweils für einen Zeitraum von 6 Jahren) zwischen dem Staat, der Region und den beiden Départements geschlossen worden. Die Gebietskörperschaften subventionieren den Deutschunterricht mit jährlich drei Millionen Euro, wobei diese Förderung den öffentlichen Schulen, den Schulen der »Vereinigung ABCM-Zweisprachigkeit« sowie Vereinen, die sich für die Verbreitung der Regionalsprache einsetzen, zugutekommt. Wichtige schulpolitische Regelungen wurden 2007 vereinbart: ein dreistündiger Deutschunterricht, der mit dem ersten Schuljahr der Vorschule (Alter 3–6 Jahre) beginnt und bis zum Ende der Schulpflicht (Alter 15 Jahre) fortgeführt wird; eine Verdoppelung der Zahl der Schüler im zweisprachigen paritätischen Kurs mit je dreizehn französischen bzw. deutschen Unterrichtsstunden; die Einstellung von jährlich 50 Lehrern für diesen Zug; die Anpassung der Aufnahmeprüfung *(CAPES-Certificat d'aptitude au professorat de l'enseignement du second degré)* für die Lehrkräfte der Mittel- und Oberschulen, die ihr Fach in Deutsch unterrichten, an die Erfordernisse der paritätischen Züge.

Die Umsetzung dieser Bestimmungen wurde in der Praxis jedoch verzögert und nur zum Teil verwirklicht. Der Verband für die Regionalsprache im Elsass hatte z. B. vorgeschlagen, den deutschsprachigen Kandidaten im Rahmen des Einstellungswettbewerbs größere Erfolgschancen einzuräumen, indem diesen erlaubt werden sollte, die meisten schriftlichen Prüfungen auf Deutsch abzulegen. Aber von dieser Möglichkeit wurde nie Gebrauch gemacht, dies obwohl das Oberschulamt einerseits ständig den Mangel an entsprechenden Lehrkräften beklagte, andererseits genau diesen Mangel aber als willkommenes Argument benutzte, um die Eröffnung neuer zweisprachiger Klassen zu boykottieren. Die letzte Vereinbarung wurde noch 2015, unmittelbar vor der Territorialreform, d. h. vor Gründung der neuen Région Grand Est, unterzeichnet. Allerdings kam es hierbei zu einem deutlichen Rückschritt, denn die neuen Bestimmungen blieben weit

hinter den Festlegungen von 2007 zurück. Dies gilt für die Einstellung der Lehrkräfte, die Eröffnung neuer zweisprachiger Schulen, den paritätischen Unterricht in den Sekundarschulen und den Gymnasien, so dass den Familien künftig kein flächendeckendes Angebot zur Verfügung stehen wird. Außerdem ist die finanzielle Unterstützung nur für die drei kommenden Jahre bis 2018 gewährleistet. Danach werden die Karten neu gemischt, da dann der Regionalrat der neuen Großregion, in dem die elsässischen Regionalräte in einer deutlichen Minderheitenposition sind, über die weitere Finanzierung des Deutschunterrichts und somit auch über das zweisprachige Angebot entscheiden. Es ist allen Ernstes zu befürchten, dass die Regionalsprache des Elsass dann einen existenziell entscheidenden Rückgang erfahren wird.

Der Verband für die Regionalsprache hat die Präsidenten des Regionalrates und der Départements aufgefordert, die aktuellen Vereinbarungen ohne Zeitverzug schon jetzt signifikant nachzubessern. Der Präsident der Région Grand Est hat diese Forderung zurückgewiesen und die bestehenden Regelungen als voll befriedigend bezeichnet. Die beiden Präsidenten der Départements wiederum haben dafür plädiert, die auf drei Jahre befristete Übergangslösung bis zu deren Ende abzuwarten und erst dann über eventuelle Änderungen neu zu entscheiden.

Als Fazit kann festgehalten werden: Solange die elsässischen Volksvertreter sich nicht

Theaterspiel im Collège (Foto: Patrick Kleinclaus)

deutlich engagierter für die Entwicklung des Deutschunterrichts im Elsass einsetzen, werden die Schulbehörden von sich keinerlei Initiativen ergreifen, um die Unterrichtssituation beim Deutschunterricht entscheidend zu verbessern.

Kunstatelier, zweisprachige Schilder in der Schule (Foto: François Schaffner)

Die Reform des Collège (Sekundarschule) und die Folgen für den Deutschunterricht

Das entsprechende Rahmengesetz für das französische Bildungswesen wurde am 8. Juli 2013 vom Parlament beschlossen. Die Ausführungsverordnung und der Reformerlass für die Sekundarschule (Collège: Gesamtschule von der 6. bis 9. Klasse) folgten am 19. Mai 2015. Die neuen Bestimmungen wurden mit dem Schulbeginn 2016 eingeführt. Diese Reform hat eine heftige Debatte ausgelöst und wurde auch in Deutschland sehr aufmerksam verfolgt. Sie führte zu einer Schwächung des Stellenwerts der deutschen Sprache im französischen Schulsystem und zu einer Gefährdung der Mehrsprachigkeit im Allgemeinen. Deutsch als Fremdsprache wurde in der ersten Klasse des Collège (6. Klasse) im bislang zweisprachigen Zug Englisch/Deutsch eliminiert, während Englisch als einzige Fremdsprache eine Aufwertung erfuhr. Für alle Schüler wird die zweite Fremdsprache nun erst ab der 7. Klasse unterrichtet, allerdings als Pflichtfach.

Die Auswirkungen dieser für ganz Frankreich geltenden Reform sind aber für das Elsass besonders gravierend: Bislang haben alle Schüler im Elsass in der Grundschule ein bis drei Stunden pro Woche Deutschunterricht, da Deutsch als Regionalsprache unterrichtet wird. Sie können künftig Deutsch weiterhin auch in der ersten Klasse des Collège (6. Klasse) lernen und zusätzlich Englisch oder eine andere Fremdsprache auf freiwilliger Basis wählen, also ein Jahr früher als in ganz Frankreich. Aber es ergab sich eine Schwächung des Deutschunterrichts dadurch, dass der bisherige zweistündige Zusatzunterricht des Fachs Geschichte in deutscher Sprache in der 8. und 9. Klasse nun gänzlich gestrichen wurde.

Darüber hinaus hat die Reform auch negative Wirkungen auf den bilingualen paritätischen Sprachunterricht im Collège. Da sie insbesondere eine Aufwertung der individuellen Förderung, der Gruppenarbeit und der schriftlichen Arbeiten vorschreibt, gerät der Zeitanteil der Fächer unter Druck. Entsprechend wird befürchtet, dass die Zahl der Unterrichtsstunden im paritätischen Sprachkurs von dreizehn Stunden – wie vom Gesetz vorgegeben – auf sieben Stunden, gekürzt werden könnte. Im Gymnasium, das lediglich aus drei Klassenstufen besteht, wurde die Parität nie umgesetzt. Die Schüler haben dort die Möglichkeit den zweisprachigen Kurs fortzusetzen, wenn sie sich für die Option ABIBAC entscheiden, also das deutsch-französische Doppelabitur. Es wird ihnen dann sechs Stunden Deutschunterricht und ein zweistündiger Geschichtsunterricht in Deutsch erteilt, um das Abschlusszeugnis Abitur/Baccalauréat zu erhalten.

Die drei Filme »Am Ufer des Rheins«

Straßenschilder im Ecomusée d›Alsace, Freilichtmuseum bei Ungersheim (Foto: Monique Matter)

Eine dynamische Sprachpolitik

Insbesondere der Generalrat des Oberelsass (Département Haut-Rhin) hat bis Ende 2012 eine dynamische und konsequente Sprachpolitik verfolgt. Dank seiner finanziellen Unterstützung konnten Lesebücher auf Deutsch für die Schulbibliotheken erworben und Theaterwerkstätten für die bilingualen Klassen eingerichtet werden. Die aktiv betriebene Elterninformation zu den bilingualen paritätischen Zügen wie auch die Neueinrichtung solcher Züge sind ganz wesentlich auch dem Engagement dieser Gebietskörperschaft zu verdanken. Im schulischen Umfeld der Jugendlichen wurden, in Absprache mit den Lehrern, am Eingang mehrerer Schulen und vor den Klassenzimmern zweisprachige Schilder angebracht. Diese deutsch-französische Beschilderung hat ihre eigene Symbolkraft und betont in der Außenwirkung wie wichtig die Zweisprachigkeit gerade mit Blick in die Zukunft für das Elsass ist. Darüber hinaus vermag auch die zweisprachige Beschilderung im öffentlichen Raum auf Straßenschildern und Gebäuden das Interesse für Deutsch als historische Sprache der Region neu zu wecken.

Diesem Ziel dient auch »die Sprochmühle«, eine Dauerausstellung im Ecomusée, dem auch in Baden weithin bekannten Freilichtmuseum in der Nähe von Ungersheim. Sie informiert über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der Regionalsprache, präsentiert DVD Filme wie z. B. »Am Ufer des Rheins, das Abenteuer unserer Sprache« und zwei Buchpublikationen, jeweils in französischer und deutscher Sprache, nämlich *Histoire de la Langue régionale d'Alsace* sowie Sprache und Kultur im Elsass, eine Geschichte. So stehen wichtige Medien zur Verfügung, die es allen Kindern und Erwachsenen im Elsass ermöglichen, interessante und

Zusammenleben, André Weckmann, Strasbourg 1990

lehrreiche Informationen über die Regionalgeschichte und die Regionalkultur des Elsass zu erhalten.

Es ist in diesem Kontext wichtig, dass die Elsässer erkennen, dass die geografisch so günstige Lage am Oberrhein uns einen kulturellen Reichtum geschenkt hat, den es auch künftig zu erhalten und zu pflegen gilt. Da das Land durch eine gemeinsame Sprache grenzüberschreitend mit den Regionen auf der anderen Seite des Rheinufers verbunden ist, hat es im zusammenwachsenden Europa auch eine wichtige Brückenfunktion. Die Kenntnis und Pflege der Regionalsprache eröffnet den Elsässern die Möglichkeit, die Beziehungen in einer europäischen Grenzregion dynamisch weiterzuentwickeln und so mit Millionen Menschen in Kontakt zu treten und zu kommunizieren.

Das Titelbild des oben zitierten Unterrichtsbuchs von André Weckmann beinhaltet zugleich ein wegweisendes Programm für die Zukunft: Es wirbt für das Zusammenleben der Sprachen und Menschen in einem offenen Europa. Denn erst wenn die sprachlichen Mauern fallen, können – wenn auch langsamer – die Mauern oder Grenzen in den Köpfen fallen.

Literatur

Sprache und Kultur im Elsass: Eine Geschichte. Hg. vom Réseau Canopé/Salde, Straßburg 2016. 208 Seiten. ISBN 978-2-903850-40-1. 24 €.

Eine Rezension dieser deutschsprachigen Ausgabe findet sich in diesem Heft der Badischen Heimat.

Anschrift der Autoren
Monique Matter
Präsidentin des Verbands für die Kultur- und Regionalsprache im Elsass und im deutschsprachigen Lothringen
F-67390 Marckolsheim
10 Rue des Vosges
matter.monique@orange.fr

François Schaffner
Vize-Präsident des Verbands für Kultur- und Regionalsprache im Elsass und im deutschsprachigen Lothringen, ehemaliger Präsident der René Schickele-Gesellschaft/Culture et Bilinguisme d'Alsace et de Moselle, Geschäftsleiter des Verlags Salde
F- 67100 Strassburg
14 rue des Sarcelles
schaffner.francois@wanadoo.fr

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com

Ausstellungen in Baden

Karlsruher Heimaten
23. April bis 29. Oktober 2017 im Stadtmuseum im Prinz-Max-Palais und im Pfinzgaumuseum

»Neue Aspekte der Stadtgeschichte«

Heinrich Hauß

Das Stadtmuseum thematisiert anlässlich der Heimattage sieben »neue Aspekte der Stadtgeschichte« zu Phasen der Konstruktion, der Destruktion und des Management von Heimat in der Stadt. Im Einzelnen sind unter den »Karlsruher Heimaten« Heimat unter der Perspektive des Suchens, Findens, Bauens, Zerstörens, Inszenierens, Instrumentalisierens und Erkundens zu verstehen. Bei den »Heimaten« handelt es sich im Wesentlichen um die Gründung von Siedlungen in zeitlichen Phasen von ca. 1715 (Taglöhnersiedlung) – 1999 (LEA). Zu Orten des Suchens werden auch Orte außerhalb der Stadt gerechnet etwa die Brasilienexpedition von Karl Drais oder die »Colonia Liebig« in Argentinien.

Der Themenbereich »Heimat suchen« beschäftigt sich mit den Missernten von 1816/17 und 1846/47 und mit dem Scheitern der Revolution als Anlass für Auswanderung besonders in die USA. Als besonderer Fall kann Karl Drais gelten, der sich 1822 der Brasilienexpedition Georg Heinrich von Langsdorff kurzfristig anschloss.

Heimat finden

Heimat finden geht von der Aufhebung des Toleranzediktes 1685 aus und von der Verfolgung der Waldenser und Hugenotten. Markgraf Friedrich von Baden-Durlach wies den Verfolgten Siedlungsflächen in Neureut (Welschneureut) an. Zum Finden der Heimat gehören auch die Gastarbeiter, die Ende der 50er Jahre nach Karlsruhe kamen. Bis 1970 waren es 20 000 Personen. Zum Thema wird ebenfalls die Karlsruher Erstaufnahmestelle (LEA) gerechnet, zuerst ab 1979 in der Wolfartsweierer Straße, ab 1990 in der Durlacher Allee.

Heimat suchen

Wegen der schlechten Wirtschaftslage wurde 1924 in Grötzingen die »Deutsch-südamerikanische Kolonie- und Handelsvereinigung« gegründet. 1926 wurde in Argentinien eine landwirtschaftliche Kooperative mit dem Namen »Colonia Liebig« gegründet.

Heimat zerstören

Heimat zerstören behandelt das Ende von Klein Karlsruhe und die Karlsruher Altstadtsanierung.

Klein Karlsruhe entstand seit 1715 als Taglöhnersiedlung. Die Abrissarbeiten begannen 1960 und waren 1983 abgeschlossen. Der Abriss der Altstadt bedeutete die Entwurzelung vieler armer Bewohner.

Zum Kapitel Zerstörung gehört auch die Rheinregulierung von Johann Gottfried Tulla im Jahre 1817, die auf den Widerstand der bäuerlichen Bevölkerung stieß und nur durch den Einsatz von Militär durchgesetzt werden konnte.

Heimat bauen

Zu Heimat bauen wird der Erhalt der 1919/20 erbauten Lohfeldsielung in der Oststadt gerechnet. Die Heimat der Donauschwaben wird ab 1949 in der Kirchfeldsiedlung gebaut.

Heimat inszenieren

Unter dem Thema Heimat inszenieren wird vor allem auf die Trachtenbegeisterung zur »Hebung des Nationalgefühls« seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verwiesen.

Heimat erkunden

Heimat erkunden beschäftigt sich mit der »Anleitung zum heimatkundlichen Unterricht« seit 1846 und der »Heimathskunde« (1869) im Normallehrplan der 8-jährigen Volkschule.

Heimat instrumentalisieren

1920 veranstaltete der Karlsruhe Verkehrsverein die »Badische Woche«. 1934 wurde die Veranstaltung von den Nationalsozialisten mit dem »2. Südwestdeutschen Heimattag« aufgegriffen.

Heinrich Hauß

BADEN – TAG FÜR TAG

Personen und Ereignisse vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Was passierte am 1.12. vor 99 Jahren? Wann starb der Fürstenmaler Franz Xaver Winterhalter? Die Antwort gibt dieses Kalendarium. Als immerwährender Kalender und Geschichtsbuch zugleich ist das praktische Nachschlagewerk die ideale Ergänzung zu jedem Geschichtsbuch. Nach Daten geordnet beschreibt es Ereignisse und Institutionen badischer Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, bedeutende Persönlichkeiten Badens werden in Kurzbiografien vorgestellt. Ein Personenregister und ein Literaturverzeichnis machen es zu einem praktischen Nachschlagewerk.

407 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5107 7, € 29,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

#Waldschwarzschön – Black Forest remixed!

19. April 2017 bis 7. Januar 2018

Badisches Landesmuseum: Museum beim Markt

Eine Ausstellung im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg 2017

Heinrich Hauß

Pompon Kissen, Design: Myra Klose, 2016, Hersteller: Myk, Berlin, Merinowolle, Wollfilz (Badisches Landesmuseum, © Myk, Foto: Jan Illmann)

»Erfrischender Beitrag zu den Heimattagen« mit kurzfristiger Aufmerksamkeit.

Innerhalb der drei Leitthemen der Heimattage bildet die Ausstellung ein eigenes Format. Motto: »Der Schwarzwald stilvoll aufgemischt«. Der Schwarzwald und die traditionellen Handwerke wie Schnitzen, Bürstenbinden, Flechten, Glasherstellung und Holzprodukte dienen als »imaginäre Inspirationsquelle« für Designer. »Die Gegenüberstellung von Alt und Neu« in zwölf Themengruppen soll nach den Ausstellungsmachern ein »augenzwinkerndes Zwiegespräch« in Gang setzen, »zum Schmunzeln« anregen und »die Sichtweite auf die überlieferte Bild des Schwarzwaldes« erweitern. Ich habe den Eindruck, die Inszenierung der Objekte macht die eigentliche Bedeutung der Ausstellung.

Das Besondere der Ausstellung wird von Interpreten gesehen im bunten Mix aus alten, für den Schwarzwald typischen Objekten aus der historischen Sammlung des Landesmuseums mit modernem Design und Kunsthandwerk. Handwerkliche Traditionen und regional typische Materialien können dann auch »ein zeitgenössisches Eigenleben« führen. »Landschaftsikonen finden sich wieder, veredelt im Design von heute« (Liebscher). Durch die Präsentation von einzelnen Objekten in Glasvitrinen wird mit der Inszenierung eine gewisse Bedeutungssteigerung, ja Sakralisierung der Exponate erreicht.

Origami-Kuckucksuhr, »Black Forest Cuckoo Clock, Opus 182«, Entwurf und Ausführung: Robert J. Lang, 1987, Elefantenhaut-Papier, aus einem Stück Papier gefaltet (Badisches Landesmuseum, © Robert J. Lang)

Schwarzwaldhocker »Noch zu haben« und »Schon vergeben«, Design: Doris Gaßmann, 2011, Hersteller: Raumgestalt GmbH, Bernau, Buchenholz, Wollfilz, Riwadan (Badisches Landesmuseum, © Raumgestalt GmbH)

Krippe aus Glasflaschen, Christiane Deissinger, Epfach, 2007/8, Industrieglasflaschen (Badisches Landesmuseum, Foto: Thomas Goldschmidt)

Traditionelle Objekte aus der Sammlung des Landesmuseums werden neuen Kreationen im Allgemeinen aus den letzten zehn Jahren gegenübergestellt. Die zwölf von der Kuratorin Heidrun Jecht thematisierten Sparten des traditionellen Schwarzwälder Handwerks sind: Bollenhut, Brettstuhl, Fastnacht, Bürstenbinden, Kuckucksuhr, Kirschtorte, Wald, Feste und Brauch, Glas, Holz, Flechten.

Doris Graßmann macht aus dem Bollenhut einen Stuhlsitz mit dem Titel »Noch zu haben«, »Schon vergeben« (2011). Myron Klos stellt aus Merinowolle und Wollfilz einen »Pompon Cush-hocker« (2012) her. Dem Schäppel von 1975 (Brautkrone) stellt Verena Sieber-Fuchs ein Halsband aus Metalldraht und gehäkelten Netzstrukturen (1995) gegenüber. Das Kuckucksuhrenstyling »kennt keine Grenzen«. Kennzeichen: »Schrille komikhafte Überzeichnung oder schlichte auf wesentliche Elemente konzentrierte Reduktion«.

Die traditionelle Kastengrippe (Mitte 19. Jahrhundert) verwandelt Christian Deissinger in einer Glasflaschengruppe mit leicht nach vorn geneigten Flaschen und Bügelverschlüssen in die »Weisen aus dem Morgenland« (2007/08). Oliver Falbel reduziert die Krippenfiguren auf Klötzchen (2007), »mehr Reduktion geht nicht«. Valentin Pfister präsentiert »Stecktiere« aus Pappelsperrholz (2013).

Christian Finkel entmaterialisiert das solide Material Holz in dem »Objekt« (2017).

Mit dem Hocker »Q7Xstuhl« von Tibor Weissmann & Tom Pawlofski (2013) gelingt eine Synthese von Archaik (Holz) und der Hochtechnologie (Kettensäge).

Waldtiere/Steckfiguren, Entwurf: Valentin Pfister, Kollektion kkaarrlls für Echtwald, 2013, Pappel-Sperrholz, gelasert (Badisches Landesmuseum, Foto: Thomas Goldschmidt)

Spielzeugtorte »Schwarzwälder Kirsch«, Design: Ines Frömelt, 2007, Hersteller: Haba – Habermaaß GmbH, Bad Rodach, 100 % Polyester, (Badisches Landesmuseum, © Habermaaß GmbH)

In Diana Stegmanns und Frank Meurers »Flechtvase« (2017) gehen die Handwerke Flechten und Glaskunst eine »überraschende Partnerschaft« ein.

Das Handwerk des Bürstenbindens findet in Jason Taylors Hocker »Lazy Cleaner« (2003) eine neue Verwendung als große umgekehrte Bürste.

Die Depotenzierung der mit traditioneller Bedeutung aufgeladenen Objekte geht entweder von einem typischen Motiv (Bollenhut), einem Material (Holz) oder einer Handwerkstechnik (Bürstenbinden) aus. »Der Zeichenvorrat verwandelt sich in potentielles Material für den Künstler.« Das Designerobjekt zerstört die tradierte Bedeutung, schafft aber mehr einen »Erregungswert« als eine neue Bedeutung. Wie bereits angedeutet, erfahren die Desingnerobjekte vielfache positive Deutungen, besonders als »zeitgemäße Interpretation«, »Veredelung« oder »Augenschmaus«. Im Mittelpunkt der Deutung steht aber der Verweis auf Kreativität. Das »Kreativitätsdispositiv«, »das radikale Regime der Neuzeit«, hat durch Thomas Redwitz eine bedenkenswerte Deutung erfahren. Die »Orientierung an der Kreativität« ist ein Phänomen der Gegenwartsgesellschaft. Die Herstellung der Desingnerobjekte folgt nach Redwitz dem »Imperativ permanenter Innovation« und damit einem gesellschaftlichen Zwang. »Alles, was zählt, ist die Hervorbringung und Rezeption in immer neuen möglichst intensiven Reizereignissen, die jeweils allein in ihrer Gegenwart interessieren.« Kreativität wird zum absoluten Maßstab des Designs. Aber so wie die kreative Abweichung von tradierten Objekten und ihrer Bedeutung begrenzt ist, so ist es auch das Aufmerksamkeitspotenzial der Rezipienten.

Hocker »Lazy Cleaner«, Jason Taylor, New Mills, 2003, Leder, Polyester, (Badisches Landesmuseum, Foto: ONUK)

Literatur

Thomas Liebscher; #Waldschwarzschön. Unvergängliche Augenblicke. Badisches Landesmuseum Jahresmagazin 2017.

Thomas Liebscher, Design trifft Tradition, Der Sonntag 16.4.2017.

Andres Redwitz, Die Erfindung des Kreativen. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, 2012.

500 Jahre evangelischer Glaube in Baden-Baden
Bericht von einer Ausstellung

Gerhard Schwinge

Im Jubiläumsjahr 500 Jahre Reformation geht die Baden-Badener Ausstellung eigene Wege. Während sonst das Geschehen des 16. Jahrhunderts, beginnend mit Luthers Thesenanschlag 1517, der Bedeutung der Reformation in unserer Zeit gegenüber gestellt wird, werden hier die 500 Jahre in einer einzelnen Stadt insgesamt in den Blick genommen. Es war eine »Reformation mit Hindernissen«, weil auf die reformatorische Bewegung eine Rekatholisierung folgte, die Markgrafschaft Baden-Baden lange rein katholisch geprägt war und erst seit 1832 eine evangelische Gemeinde in der Kurstadt existiert, die bis heute als Minderheit besteht.

Die Ausstellung »Reformation mit Hindernissen«, die ein halbes Jahr lang in Baden-Baden zu sehen ist, wurde von der Stadtkirchengemeinde angeregt und von Stadtmuseum und Stadtarchiv, aus deren Beständen sehr viele der Exponate stammen, unter der Leitung des Karlsruher Kirchenhistorikers Dr. Albert de Lange professionell realisiert und wird in den Räumen des Stadtmuseums gezeigt. Bei der Eröffnung am 27. April sprachen Oberbürgermeisterin Margret Mergen, der Dekan des Kirchenbezirks Baden-Baden und Rastatt Thomas Jammerthal und der Kurator, musikalisch umrahmt durch den Stadtkirchenchor unter der Leitung des Bezirkskantors. Abgesehen von Führungen durch die Ausstellung[1] sind keine Begleitveranstaltungen vorgesehen.

Blick in die Ausstellung, Gestaltung JG & Partner, Agentur Baden-Baden (Foto: Gerhard Schwinge)

Plakat der Ausstellung, Gestaltung JG & Partner, Agentur Baden-Baden

Die Ausstellung, zu der ein Begleitbuch erschienen ist[2], befasst sich mit der Geschichte der Evangelischen in der nach wie vor katholisch geprägten Stadt und gliedert sich in nummerierte 21 Abteilungen auf 24 hohen Stellwänden mit großen Reproduktionen und Texten; ergänzt durch 14 Vitrinen mit Exponaten, unter ihnen acht Vitrinen mit Preziosen in einem verdunkelten Kabinett.

In chronologischer Folge werden die wichtigsten Geschehnisse aus der sehr wechselvollen Geschichte der fünf Jahrhunderte dargestellt: beginnend mit dem historischen Hintergrund des Hauses Baden und den reformatorischen Anfängen im 16. Jahrhundert, dann zu den Rückschlägen der Rekatholisierung im 17. Jahrhundert und zur Vereinigung mit der lutherischen Markgrafschaft Baden-Durlach im

18. Jahrhundert, bis hin zu den Anfängen einer evangelischen Gemeinde mit dem Stadtkirchenbau im 19. Jahrhundert und zu den Ereignissen des Ersten Weltkriegs, der Weimarer Zeit, des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs wie der Nachkriegszeit; schließlich endend mit der Gegenwart (diese in den Abteilungen 18–21 mit fünf Stellwänden). Immer wieder werden auch bedeutende Personen der Baden-Badener Stadtgeschichte vorgestellt. Obwohl die Stadt offiziell erst seit 1931 Baden-Baden heißt, wird sie im Begleitbuch und hier zur Unterscheidung von der Markgrafschaft Baden-Durlach generell so bezeichnet. Das Verzeichnis gedruckter Quellen und von Literatur zeigt, wie viel bereits zu den verschiedenen Einzelaspekten der 500 Jahre Stadtgeschichte veröffentlicht wurde, jedoch in keinem Fall in einer so umfassenden Weise wie hier in einer Ausstellung und Begleitbuch. Im Folgenden können jeweils nur die wichtigsten Geschehnisse zur Darstellung kommen, dazu noch verkürzt.

16. Jahrhundert:
die Teilung der Markgrafschaft Baden 1535

Für die spätere Entwicklung weichenstellend war die erbschaftsbedingte Teilung der Markgrafschaft Baden im Jahr 1535 in die später nach ihren Residenzen benannten Markgrafschaften Baden-Durlach (ab 1556 lutherisch) und Baden-Baden. Innerhalb der Stadtmauern gab es außer verschiedenen Kapellen nur die Pfarr- und Stiftskirche; eine Fußstunde entfernt lag die Zisterzienserinnenabtei Lichtenthal.

16. Jahrhundert:
die reformatorischen Anfänge 1519–1569
und der erste Rückschlag 1569–1588

Erste reformatorische Bestrebungen gab es bereits während der Regierung Markgraf Philipps I. (gestorben 1533). Dafür steht der Name Franciscus Irenicus (1495–1553, leider gibt es kein Bildnis von ihm). Geboren in Ettlingen, Schüler der Pforzheimer Lateinschule (wie Philipp Melanchthon), wahrscheinlich als Hörer zugegen bei der Heidelberger Disputation Luthers 1518 und seitdem Anhänger Luthers, wurde er 1519 zum Stiftsherrn und 1522 zum Hofprediger in Baden-Baden berufen. Wegen einer restriktiveren Religionspolitik Philipps I. von 1528 an verließ er allerdings 1531 Baden wieder und wurde Pfarrer in Gemmingen im reichsritterschaftlichen Kraichgau. Gleichwohl waren inzwischen reformatorische Neuerungen eingeführt worden: 1525 wurde die Priesterehe erlaubt; 1527 das evangelische Abendmahl, das heißt die Austeilung von Brot und Wein, wenn auch nur an Kranke und Sterbende; Messen wurden vielfach deutsch gelesen. Die reformatorische Bewegung blieb also lebendig und konnte sich unter Philipps Nachfolgern weiter festigen.

Dafür steht vor allem der Name Markgraf Philibert (1536–1569). Er selbst blieb zwar bis zu seinem Tod katholisch, neigte jedoch persönlich zum Protestantismus. Die Klausel des Augsburger Religionsfriedens (1555), wonach der Landesherr die Konfession bestimmen konnte *(cuius regio, eius religio),* setzte er nicht um. Vielmehr gewährte er seinen Untertanen seit 1556 die Freiheit, selbst über ihren Glauben zu

Grabmal von Markgraf Philibert (1536–1569) und seiner Gemahlin von 1571 in der Stiftskirche Baden-Baden (Foto: Sigrid Rothmann, Stadtmuseum/-archiv Baden-Baden)

Markgraf Wilhelm (1593–1677), der Landesherr der Gegenreformation, Stich von Jacob van der Heyden, 1635 (Stadtmuseum/-archiv Baden-Baden)

entscheiden. Nach seinem Tod aber setzte bis 1588 eine erste planmäßige und konsequente Rekatholisierung ein. Viele Baden-Badener emigrierten in das rund 12 Kilometer entfernte Gernsbach im Murgtal, das seit 1556 lutherisch war und durch das Eintreten des Grafen von Eberstein auch blieb.

16.–18. Jahrhundert: die zweite Blütezeit der Reformation 1588–1622 und deren erneute Beseitigung durch die Gegenreformation 1622–1771

Eine zweite »Blütezeit« der Reformation dauerte nur 24 Jahre, von 1588 bis 1622. In den ersten Jahren lag es an Markgraf Ernst Fortunats Desinteresse an religiösen Fragen. Und weil dieser die Markgrafschaft durch seinen verschwenderischen Lebensstil an den Rand des Bankrotts gebracht hatte, nahmen die Verwandten der lutherischen Markgrafschaft Baden-Durlach die Gelegenheit wahr, das katholische Baden-Baden zu okkupieren (1594–1622). 1610 erhielten die Baden-Badener wieder einen eigenen Pfarrer, 1611 wurde in der katholischen Stiftskirche das Simultaneum eingeführt, also die gemeinsame Nutzung des Gotteshauses durch beide Konfessionen. Diese »oberbadische Okkupation« endete abrupt im Dreißigjährigen Krieg.

1622 setzte Kaiser Ferdinand II. den ältesten Sohn Ernst Fortunats, Markgraf Wilhelm wieder in sein Erbe ein. Dieser beseitigte erneut alle evangelischen Errungenschaften für die nächsten 55 Jahre und führte ein striktes gegenreformatorisches Programm durch, und zwar mit Hilfe vor allem des Ordens der Jesuiten, die 1642 in Baden-Baden ein Jesuitenkolleg einrichteten. Die Wiederbelebung katholischer Traditionen wie Wallfahrten und Heiligenverehrung war oft mit Zwang verbunden. Hexenverfolgungen und -verbrennungen sollten den Widerstand der Evangelischen brechen. Als Markgraf Wilhelm 1677 starb, gab es keine Evangelischen mehr in der Stadt. Auch unter Wilhelms Nachfolgern blieb Baden-Baden ein Bollwerk der Gegenreformation, insbesondere unter der Regentschaft der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta (reg. 1707–1727), der Witwe des Markgrafen Ludwig Wilhelm (des sog. Türkenlouis, reg. 1677–1707). Auch ihre beiden Söhne tolerierten keine Andersgläubigen in der Markgrafschaft.

18./19. Jahrhundert: Wiedervereinigung der beiden Markgrafschaften 1771 Entstehung des Großherzogtums 1806 und der evangelisch-protestantischen Union 1821

Als die baden-badensche Linie 1771 ausstarb, kam es zur Wiedervereinigung der beiden Markgrafschaften. Landesherr wurde der lutherische Markgraf von Baden-Durlach, Karl Friedrich (1728–1811). Obwohl Karl Friedrich ein frommer und toleranter Landesherr war, dauerte es lange, bis die neuen Untertanen sich nicht mehr benachteiligt fühlten und Karl Friedrich als legitimen Herrscher anerkannten. In seiner Regierungszeit vergrößerte sich der Herrschaftsbereich zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch die Machtpolitik Napoleons um ein Vielfaches: 1803 kam die Kurpfalz hinzu mit überwiegend reformiert-calvinistischen Untertanen; Baden wurde Kurfürstentum. 1806 stieg Baden dann zum Großherzogtum auf und wurde ein Mittelstaat, mit lutherischen, reformierten und katholischen Kirchengliedern, wobei die Katholiken zahlenmäßig die Mehrheit bildeten. Die Evangelischen wurden daraufhin 1807 behördlich in einer Verwaltungseinheit zusammengeschlossen und schließlich 1821, unter Karl Friedrichs zweitem Nachfolger in einer evangelisch-protestantischen Bekenntnisunion vereint.

Allegorie auf die Vereinigung der Markgrafschaften Baden-Durlach und Baden-Baden, Johann Wolfgang Hauwiller 1771. Die Witwe des letzten, kinderlos verstorbenen Markgrafen von Baden-Baden kniet links vor Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach, dem neuen Landesherrn, der sie an die Hand nimmt und aufrichten will. Die junge Frau mit dem Lot mahnt ihn, sie gerecht zu behandeln und sie anzunehmen, wie seine bisherige Markgrafschaft, personifiziert rechts in seiner Gemahlin Karoline Luise.
(Kloster Unserer Lieben Frau in Offenburg, Repro: Landesmedienzentrum Baden-Württemberg LMZ2329400)

Evangelische Stadtkirche Baden-Baden um 1880
(Stadtmuseum/-archiv Baden-Baden)

Reformatorenfenster in der Stadtkirche, Glasmalereien von Franz Xaver Eggert, München 1862, im Uhrzeigersinn: Martin Luther, Ulrich Zwingli, Johannes Calvin und Philipp Melanchthon

19. Jahrhundert: die Gründung der evangelischen Kirchengemeinde Baden-Baden 1832 und die Fertigstellung der Stadtkirche 1864 und 1876

Die Neuordnung Europas nach den napoleonischen Kriegen und eine neue Friedensphase in Mitteleuropa nach dem Wiener Kongress und im Geist der Heiligen Allianz, zudem die dynastisch-verwandtschaftlichen Beziehungen Badens zum russischen Zarenhaus, später zur preußischen Königs- und Kaiserfamilie, führten viele Besucher in das Großherzogtum und nach Baden. Baden-Baden wurde eine internationale Kurstadt. Mit den Gästen kam auch eine Glaubensvielfalt, viele von ihnen waren Protestanten. Nach dem Anwachsen der Zahl evangelischer Bürger in der Stadt kam es zuerst 1812, dann wieder 1830 zu Anträgen an die Regierung in Karlsruhe mit Unterschriftenlisten, in Baden-Baden eine evangelische Gemeinde gründen zu dürfen. Das wurde daraufhin 1832 vom Großherzog genehmigt; ein erster evangelischer Gottesdienst mit einem eigenen Pfarrer fand am 24. Juni statt, noch zu Gast in der katholischen Spitalkirche. Die Errichtung einer eigenen Kirche konnte jedoch erst in den 1850er Jahren in Angriff genommen werden. Wegen finanzieller Schwierigkeiten, trotz großzügiger Spenden von Besuchern und Bürgern der Kurstadt, dauerte es weitere Jahre, bis durch den unermüdlichen Einsatz von Stadtpfarrer Adolph Hansen (in Baden-Baden 1859–1877) die neue evangelische Stadtkirche schließlich 1864 eingeweiht werden konnte. Noch fehlten die Türme, welche erst 1876, nach weiteren schweren Jahren, vollendet wurden. Bis heute dominieren die beiden hohen Kirchtürme das äußere Erscheinungsbild der Stadtkirche, während die großen und kleinen farbigen Kirchenfenster das Kircheninnere prägen. – Die Internationalität Baden-Badens im 19. Jahrhundert und die dadurch sich ergebende konfessionelle Vielfalt ist auch daran erkennbar, dass 1864–1867, fast gleichzeitig mit der Stadtkirche, eine englisch-anglikanische Kirche gebaut wurde, welche heute von der selbständigen Evangelisch-lutherischen Gemeinde als Gotteshaus benutzt wird, und dass nach Vorbereitungen seit 1855 dann endlich 1882 eine Russisch-Orthodoxe Kirche eingeweiht werden konnte, die mit ihrem vergoldeten Zwiebelturm nach wie vor weithin sichtbar ist.

Die Gemeindepfarrer der Stadtkirche zwischen 1878 und 1956

20. Jahrhundert:
Kaiserreich und Erster Weltkrieg,
Weimarer Zeit, Nationalsozialismus und
Zweiter Weltkrieg

Zwischen 1878 und 1956, also in 78 Jahren, waren an der Stadtkirche lediglich drei Pfarrer, seit 1909 zugleich als Dekane des Kirchenbezirks Baden-Baden, tätig und prägend und beispielhaft für die wechselvollen politischen Situationen in diesen Jahrzehnten. Immerhin hatten sie die Arbeit in der längst schnell gewachsenen Gesamtkirchengemeinde wie ihre Vorgänger nicht mehr alleine zu bewältigen.

Wilhelm Ludwig war ein Vertreter des Kulturprotestantismus und von fast gläubiger Kaisertreue. War Baden-Baden bis 1914 eine kosmopolitische Stadt gewesen, änderte sich das mit dem Ersten Weltkrieg radikal. Das Ende des Kriegs und die Abdankung des Großherzogs 1919 entließ Stadtpfarrer Ludwig nach 41 (!) Jahren resigniert in den Ruhestand.[3]

Die Nachfolger Karl Hesselbacher (1919–1938) und Walter Brandl (1938–1956) kennzeichnet eine seltsame Ambivalenz zwischen einem treuen Dienst in und an der Gemeinde auf der einen Seite und einer positiven Erwartungshaltung gegenüber dem NS-Regime auf der anderen Seite. Hesselbacher fand in der trostlosen Weimarer Zeit einen Ausgleich in seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Er wurde Mitglied der NSDAP, ohne sich hörig machen zu lassen. Obwohl Brandl die Politik Adolf Hitlers unterstützte, war er selbst kein Parteimitglied und stand der Bekenntnisgemeinschaft nahe; auch trat er energisch für die Selbständigkeit der Kirche, gerade der kirchlichen Jugendarbeit ein und protestierte mit anderen zusammen 1938 gegen die Einsetzung einer staatlichen Finanzverwaltung innerhalb der Kirchenleitung, wodurch diese weitgehend lahm gelegt wurde. Während des Kriegs hatte Brandl zusätzlich die Lazarettseelsorge zu übernehmen; mit seiner Frau kümmerte er sich um Ausgebombte, Vertriebene und Flüchtlinge.

21. Jahrhundert: die Kirchengemeinde
Baden-Baden heute und die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK)

Obwohl die Evangelischen sich weiterhin gegenüber Katholiken und den keiner Religion angehörenden Einwohnern Baden-Badens in der Minderheit befinden[4], gehören heute zur Gesamtkirchengemeinde im Stadtgebiet Baden-Badens mit seinen mehreren Außenstadtteilen fünf Gemeinden mit sechs Pfarrstellen und außer der zentralen, großen Stadtkirche noch fünf weitere Kirchengebäude für den Gottesdienst. Krankenhausseelsorge und Kultur- und Soziarbeit der verschiedensten Art, Kindergärten und Pflegeheime zählen ebenfalls selbstverständlich zu den Aufgaben einer Kirchengemeinde und sind im Stadtbild präsent. Seit einiger Zeit leben zudem auch in Baden-Baden zahlreiche Migranten und Asylbewerber; diesen, nicht nur den Christen unter ihnen, gilt ein neuer Bereich interkultureller Arbeit der Kirche, eine andere Form von Internationalität als früher.

Evangelische Stadtkirche Baden-Baden 2017
(Foto: Gerhard Schwinge)

Seit 1973 gibt es schließlich ebenfalls in Baden-Baden wie andernorts die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) als ökumenische Vernetzung, mit jährlichem gemeinsamen Gottesdienst und anderen gemeinsamen Aktivitäten.[5] Von den derzeit acht Mitgliedern können neben der zur Evangelischen Landeskirche in Baden gehörenden Kirchengemeinde die Evangelisch-lutherische Gemeinde und die Evangelisch-methodistische Kirche als Erben der Reformation des 16. Jahrhunderts angesehen werden.

Anmerkungen

1 Am Sonntag dem 21. Mai, dem Internationalen Museumstag, um 11 und um 15 Uhr, am Sonntag dem 25. Juni um 15 Uhr, am Donnerstag dem 13. Juli um 17 Uhr, am Sonntag dem 17. September um 15 Uhr, am Sonntag dem 8. Oktober um 15 Uhr und am Donnerstag dem 31. Oktober, dem Reformationstag, um 15 Uhr.

2 Als Veröffentlichung von Stadtmuseum/-archiv Baden-Baden, 2017, 115 S., ISBN 978-3-00-056442-0, kart. 12,90 €. Der Band enthält nur etwa vier Fünftel der Ausstellung, teilweise in anders geordneten Abteilungen, und keine Aufsätze. Ob Exponat, ob Reproduktion (meist leider ohne Größenangaben der Originale) wird nicht kenntlich gemacht. Es handelt sich also nicht eigentlich um einen Katalog. Zusätzlich zur Ausstellung ist eine Bibliographie (gedruckte Quellen und Literatur) beigegeben. Die Auflistung der Leihgeber und der Bildnachweise ist unvollständig.

3 Wenn in unmittelbarer Nähe der Stadtkirche ein Platz und eine Straße nach Ludwig Wilhelm benannt wurden, dann kann darunter missverständlich der falsche Namensgeber vermutet werden. Vielmehr erfolgte die Benennung schon 1865 nach einem gerade geborenen großherzoglichen Prinzen Ludwig Wilhelm.

4 Nach der neuesten Statistik vom 31. März 2017 gibt es bei einer Gesamtbevölkerung der Stadt von 55 272 Einwohnern: 22 627 = 40,9 % Katholiken und 9616 = 17,4 % Evangelische (sowie 1280 = 2,3 % Andersgläubige und ohne Angabe 21 749 = 39,3 %).

5 Im März 2017 gab die ACK Baden-Baden den Kirchenführer »Gottesdienste in Baden-Baden« heraus (20 S., sechssprachige Einführung) mit einer Karte des gesamten Stadtgebiets, 9 Stadtteilkarten, je mit Einzeichnung der katholischen, evangelischen und weiterer Kirchen und Gemeinden, zusätzlich einer Synagoge und einer Moschee, sowie kultureller und sozialer Einrichtungen der Kirchen, je mit Adressen usw. und Angabe der Gottesdienstzeiten.

Wer war die Frau mit der Signatur »EK«?

Nach mehr als 20 Jahren lichtet sich das Dunkel zu ihrer Person dank Badischer Zeitung und eines aufmerksamen Lesers

Im zum Standardwerk gewordenen Buch »Richard Bampi – Keramiker der Moderne« von Maria Schüly als Frucht ihrer Dissertation findet sich bei den biographischen Daten zu Mitarbeitern von Richard Bampi nur »Erna Kinz-Vogel, Malerin, Plastikerin, um 1912 geboren, zunächst in Berlin, seit 1935 in Kandern, Plastikerin und Malerin in Bampis Werkstatt, während des 2. Weltkrieges gestorben«, aber auch ein Zitat nach Wilhelm Gimbel und Hermann Hakenjos »1934 kam Erna Kinz-Vogel hinzu, die bis 1941 die Werkstatt-Produktion wesentlich mitprägte«.

Sollte die Signatur EK auf Keramiken, Plastiken und Gemälden und drei Fotos bei der Arbeit an keramischen Plastiken alles sein, was von einem Menschen bleibt, fragte ich mich seit mehr als 20 Jahren. Unter den 1934 von Dr. Paul Wolff & Tritschler auch in Kandern gemachten Fotos für das Archiv der »Reichsbahndirektion Karlsruhe« zu touristischen Zwecken sind drei, die Mitarbeiter Bampis in dessen Werkstatt zeigen. Dabei ist immer eine hübsche junge Frau, die an einer keramischen Plastik arbeitet. Der im Hintergrund zu sehende Wilhelm Gimbel, seinerzeit Meister bei Bampi, konnte nicht mehr gefragt werden, und ein ihm geschenktes Blumen-Still-Leben im Besitz seiner Tochter zeigt auch nur das bekannte Monogramm EK.

Erna Kientz-Vogel (Foto: Volker Scheer)

Frauenmaske (Foto: Volker Scheer)

Mit der Signatur EK sind im Kanderner Heimat- und Keramik-Museum nur wenige Stücke, im Augustiner-Museum Freiburg eines. Die sehr fragmentarischen Daten wie »während des Zweiten Weltkrieges verstorben […].« waren Anlass, bei den Krankenhäusern und Standesämtern von Basel bis über Freiburg hinaus zu recherchieren, was ergebnislos blieb. Vermeintliche Spuren über den Familiennamen »Kinz« bis weit hinein nach Bayern – in Wollbach gab es in den 1930er Jahren eine Haushälterin dieses Namens, die auch in Wollbach verstarb – brachten nicht weiter. Auch mit Namensträgern Kinz um 1912 in Berlin lebend war nicht weiter zu kommen.

Im Bampi-Buch von Maria Schüly sind neben Gefäßen und kleineren Plastiken ihre größten, bis 110 cm hohen, Arbeiten abgebildet, die im Villinger »Kurpark im Kneippschwimmbad« noch heute zu sehen sind. Ein ausführlicher Artikel zu Kurpark und seinen Majolika-Figuren von Folkhard Cremer (Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes) aus dem Jahr 2014 im Jahresheft XXXVII des Geschichts- und Hei-

Musikant im Kurpark Villingen (Foto: Volker Scheer)

Kachel mit zwei Frauen (Foto: Frau Sagiv)

matverein Villingen e. V. bringt schöne Fotos der Plastiken, zur Künstlerin aber nicht mehr, als von Maria Schüly bekannt.

Ein Aufruf in der Lokalausgabe Weil/Kandertal der Badischen Zeitung vom 30. April 2014 fand keine Resonanz. Ein letzter Versuch im November 2015 beim Suchdienst des DRK in München wurde mit »nicht vermisst gemeldet« beantwortet. Nun schien also alle Mühe vergebens gewesen zu sein. Einer Eingebung in der Weihnachtszeit 2015 folgend bat ich die Freiburger Stadtredaktion um etwas Ähnliches. Sie reagiert prompt und am 2. Januar kam ein kleiner Text mit Foto unter der Rubrik »Sonst noch was«. Noch am gleichen Tag meldete sich bei der Stadtreaktion ein Verwandter aus dem Dreisamtal, der die abgebildete Person erkannte, den falsch geschriebenen Namen berichtigen konnte und mir einen Hinweis auf den Sohn der Gesuchten in Freiburg gab, mit dem ich am 7. Januar in Verbindung kam.

Sie heißt richtig Erna Kientz und verheiratet schrieb sie sich Erna Kientz-Vogel (dann EK/V signierend) und – wer hätte das gedacht – verbrachte die längste Zeit ihres leider nur kurzen Lebens in Freiburg. Von hier aus war sie oft in Kandern, fertigte aber teilweise auch Stücke in Freiburg, und in Kandern fertiggestellte kamen in Holzkisten verpackt per Transport nach Freiburg, wo sie bei den Eltern lebte. Der aus Scherzheim (heute Stadtteil von Lichtenau im Ortenaukreis) stammende Vater Friedrich Kientz war Lokführer bei der Deutschen Reichsbahn, hatte in Mühlhausen im Elsass seine Frau Laura Luise geb. Kunze kennengelernt und dort wurde am 16.2.1907 das einzige Kind Erna Luise geboren. Am 30.8.1919 kam die Familie als Elsass-Flüchtlinge nach Freiburg, wo der Vater meistens als Lokführer auf der Höllentalbahn fuhr. Zunächst wohnten sie in der Merzhauser Straße, und 1933 konnte Friedrich Kientz als Bähnler ein günstiges Grundstück im Birkenweg erwerben und dort ein schönes Einfamilienhaus nahe den Gleisen der von ihm befahrenen Bahnstrecke erbauen.

Erna besuchte zunächst die Schule in Mühlhausen, dann in Freiburg, wo sie anschließend auch eine Haushaltungsschule absolvierte. Ihr Zeichenlehrer Greiner in Mühlhausen erkannte schon früh ihr künstlerisches Talent. Ob sie in Freiburg eine Lehre oder sonstige Ausbildung machte ist bis heute leider nicht bekannt, doch 1926 verbrachte sie lungenkrank einige Wochen in Davos. Bekannt und nachgewiesen sind von 1930–1933 fünf Semester Studium der Allgemeinen Künste in Berlin an den »Vereinigten Staatschulen für freie und angewandte Kunst«

Elefant (Foto: Familie Ogletree)

Vase (Foto: Volker Scheer)

(Vorgängerin der heutigen Universität der Künste) bei ihrem Landsmann, dem Markgräfler Professor Adolf Strübe. Um 1934 kam es zur Verbindung mit Kandern und 1936 heiratete Erna Luise Kientz in Freiburg den Kunstmaler Alfred Vogel von dem sich im Katalog der »Ausstellung der Stadt Freiburg 1934« vom 15. August bis 1. Oktober die drei Ölbilder »Männlicher Kopf«, »Studienkopf« und »Landschaft« finden.

Wegen der bedrohlichen Grenznähe Freiburgs zu Frankreich ging Erna Vogel mit den beiden Kindern (Peter *1937 und Hanna *1940) zu Verwandten ihres Mannes nach Trochtelfingen auf der Schwäbischen Alb. Gesundheitlich schwer angeschlagen nach dem Tod des Mannes (»wenn sie ihn noch einmal schwerverletzt sehen wollen, so müssen sie schnellstens nach Düsseldorf kommen«, wozu sie aber drei Tage in ungeheizten Zügen unterwegs war, und er bei ihrem Eintreffen dort schon verstorben und begraben war) und hochschwanger kam sie ins Krankenhaus nach Bopfingen, wo sie kurz nach der Geburt der zweiten Tochter (Heidi *1945) verstarb. Die beiden großen Kinder konnten im Juli 1945 zu den Großeltern nach Freiburg zurück, das kleine Mädchen blieb noch in Trochtelfingen und wurde später von einem Vetter der Mutter in den USA adoptiert.

Nachdem Verwandtschaft bei Freiburg, Kinder in Freiburg, der Schweiz und den USA ausfindig gemacht waren, konnten bei allen sehr schöne Stücke ihres Schaffens bewundert und sowohl Familienfotos wie Aufnahmen ihrer Werke zusammengetragen werden. Auch für die Kinder war es überraschend, mehr und Unbekanntes von ihrer Mutter zu erfahren, die sie ja so jung verlieren mussten. Beim Besuch in ihrer einstigen Wohnung fanden sich noch fast vergessene Stücke in Form von Plastiken, Vasen und Gipsformen, was mir wie eine Schatzkammer vorkam. Vielleicht bietet sich einmal die Möglichkeit, mit den vielen schönen von Erna Kientz-Vogel hinterlassenen Stücken eine Ausstellung zu machen. Der Anregung, ihrer zum 110. Geburtstag zu gedenken, kam die »Badische Zeitung« Freiburg am Samstag, den 11. Februar, nach und brachte eine ganze Seite mit Fotos und dem Text »Verrückte Geschichte – Jahrzehnte suchte ein Freiburger überall Infos zu Erna Kientz-Vogel, die nun 110 Jahre alt würde.« Für das Jahr 2018 plant die Stadt Villingen-Schwenningen eine Informationstafel mit Leben und Werk von Erna Kientz-Vogel im Park.

Dank an:
Badische Zeitung Redaktion Weil/Kandertal und Stadtredaktion Freiburg
Herwig Vogel, Stegen-Eschbach
Frau Hafner, Stadtarchiv Freiburg
Stadt Lichtenau für Stadtteil Scherzheim
Dr. Dietmar Schenk, Archiv der Universität der Künste Berlin
Peter Vogel, Hanna Sagiv-Vogel und Heidi Ogletree-Vogel

Volker Scheer

Beatrice Mall-Grob wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2017 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet

Isch Basel nit e schöni, tolli Stadt?
's sin Hüser drinn,
's isch mengi Chilche nit so groß …
J. P. Hebel: Die Vergänglichkeit

Von 2006 bis 2016 stand Beatrice Mall-Grob, geboren 1963 in Reinach (Basel-Landschaft), als Präsidentin der Basler Hebelstiftung vor. Sie folgte damit Liselotte Reber-Liebrich in diesem Amt.

Beatrice Mall-Grob studierte Germanistik und Geschichte in Basel, Zürich und München. Von 1990 bis 1995 war sie als Assistentin bei Prof. Dr. Martin Stern am Deutschen Seminar der Universität Basel tätig. 1998 promovierte sie mit der Arbeit über »Fiktion des Anfangs – Literarische Kindheitsmodelle bei Jean Paul und Adalbert Stifter«. Ihre Dissertation erschien ein Jahr später im Stuttgarter Verlag J. B. Metzler. Heute arbeitet Beatrice Mall-Grob als Dozentin für Deutsch als Fremdsprache am Sprachenzentrum der Universität Basel. Für ihre Arbeit und ihren unermüdlichen Einsatz an der Spitze der Basler Hebelstiftung wurde sie beim Hebelabend am 6. Mai 2017 »für ihr vielfältiges und engagiertes Eintreten zum Erhalt der Mundart, für das Zusammenwirken der Hebelinstitutionen und für ihr Durchdringen des Werkes von Johann Peter Hebel« mit der gleichnamigen Plakette ausgezeichnet, so der Wortlaut der Urkunde.

Ihre Ansprachen zeichneten sich stets durch den geistreichen aktuellen Bezug zu politischen und gesellschaftlichen Themen aus, beschäftigten sich unter anderem mit der Finanzkrise, mit Ideologien, mit der Verantwortung des eigenen Handelns oder mit Identität, Ab- und Ausgrenzung, so Willi Schläpfer von der Baseler Hebelstiftung in seiner humorvoll gehaltenen Laudatio. Es seien »Reden mit Mehrwert«, gewesen, die nachhallten und die – zusammen mit vielen weiteren Vorträgen und Artikeln – mittlerweile »ein richtiges Schatzkästlein« füllen, schrieb Willi Schläpfer der »Plaketten-Frau« voll Hochachtung ins Stammbuch.

Beatrice Mall-Grob nahm den Ball in ihrer Dankesansprache spitzbübisch auf: Sie habe ausgiebig Gelegenheit gehabt, »Reden zu schwingen« und halte sich daher heute gerne kurz und knapp: »Danke!« Ein wenig mehr gab's denn aber doch noch zu sagen, und so zeigte sich Beatrice Mall-Grob sehr dankbar über die große Wertschätzung für ihre Arbeit und dafür, in der Hebelstiftung »Teil eines lebendigen Ganzen« gewesen zu sein: »Es war schön und erfüllend.« Beatrice Mall-Grob mag sehr gerne Hebel-Geschichten, die mit einem offenen Schluss enden, die es dem Leser überlassen, welche Lehren er für sich zieht. Dies wurde bei der Lesung mit der Geehrten am Vorabend des Hebelabends im Hebelhaus/Literaturmuseum in Hausen im Wiesental deutlich. In diesen Geschichten erkennt Beatrice Mall-Grob den aufgeklärten Den-

Beatrice Mall-Grob wurde von Bürgermeister Martin Bühler (li.) mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette ausgezeichnet. Die Laudatio hielt Willi Schläpfer von der Basler Hebelstiftung (Foto: Anja Bertsch)

ker und Theologen, den sie für seine undogmatische Sicht schätzt – nicht nur in Fragen der Religion.

Ein besonderes Projekt lag ihr zum Jubiläumsjahr 2010 am Herzen: In Zusammenarbeit mit Studierenden der Hochschule für Design in Luzern entstand ein Buch mit Hebelgeschichten im Comicformat. Für Beatrice Mall-Grob ist es wichtig, »dass auch junge Menschen einen Zugang zu Hebel finden können«. »Die Verleihung der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette ist noch einmal ein schöner Abschluss«, sagt sie. Manchmal ist es eben doch ganz gut, wenn ein Kapitel nicht mit einem offenen Schluss endet.

Elmar Vogt

Basler Stadtbuch nur noch online

Die Schweizer Briefmarke aus dem Jahr 2010 zeigt im Hintergrund das Basler Münster (Bildvorlage: Elmar Vogt)

Das Basler Stadtbuch wird es zukünftig nur noch in digitaler Form geben. Die Christoph Merian Stiftung (CMS) als langjährige Herausgeberin stellt das jährlich erscheinende Zeitgeschichte-Dokument kostenlos ins Internet. Der Jahresband 2015 war die letzte Ausgabe in gedruckter Form.

Seit 1879 war das Stadtbuch eine Fundgrube für aktuelle Geschichte, Dokumentationen und Porträts in gedruckter Form. Weil aber die Verkaufserlöse zurück gingen und zuletzt kaum mehr 500 Exemplare verkauft wurden, hat sich die Stiftung für die Form der digitalen Herausgabe entschlossen. Als »eigentliche Online-Plattform« bietet das Stadtbuch Zugang zu Aufsätzen, Reportagen und Berichten in Wort und Bild, Ton und Film. Auch die 41 000 Druckseiten der sämtlichen 136 bisherigen Jahrgänge sind digital zugänglich. Die seit 1882 geführte Basler Chronik ist integriert, ebenso Radio- und Zeitungsdateien.

Die Christian Merian Stiftung versteht die werbefreie Gratis-Dienstleistung als Service Public, koste sie das Online-Stadtbuch doch künftig kaum weniger als bisher die gedruckte Ausgabe. Jährlich sind eigene Texte zu etwa zwölf Themen im Jahr vorgesehen, was nur leicht weniger als die bisher rund 250 000 Zeichen des Buches ergebe. Die Stiftung trägt das Stadtbuch seit 1973 – damals stand es vor dem Aus. Der Geschäftsbericht der Stiftung weist für 2017/2018 einen Betriebsbeitrag von 309 000 Schweizer Franken für das Online-Stadtbuch aus. Dazu kommen 210 000 Franken als Investition für den Wechsel. Die neue Ausrichtung der Publikation in digitaler Form soll zu einem größeren Publikum verhelfen. Weitere Informationen gibt es unter: www.cms-basel.ch

Elmar Vogt

Dominik Wunderlin in den Ruhestand verabschiedet

Europa – dieses Wort ist zurzeit aktueller denn je.

Dominik Wunderlin hatte in seinem Beruf täglich mit Europa zu tun, nicht zuletzt auch als Stellvertretender Direktor des Museums der Kulturen. Praktisch am ersten Tag im Museum, damals hieß es noch »Museum für Völkerkunde und Schweizerisches Museum für Volkskunde«, durfte er sich mit »Preziosen der Handwerkskunst« der Sammlung Luigi Nessi befassen. 24 Jahre später (2002), realisierte er eine Ausstellung unter diesem Titel. Sie wurde eine seiner schönsten. Die Ausstellung, die zuerst in Mailand gezeigt wurde, steht exemplarisch für die vorzügliche Arbeit des langjährigen und erfahrenen Kurators und Leiter der Europa-Abteilung des Museums.

»Was man hat, das muss man zeigen und auch schriftlich dokumentieren.« Dieses Motto zog sich wie ein roter Faden durch den Berufsalltag des 1953 in Liestal geborenen Dominik Wunderlin, der ein Studium der Europäischen Ethnologie, Kulturwissenschaft und Humangeographie absolvierte. Do-

Dominik Wunderlin in seinem Büro am Münsterplatz (Foto: Museum der Kulturen Basel, Omar Lemke)

minik Wunderlin ist sich bewusst, dass ein Kurator von außen praktisch nur über Ausstellungen wahrgenommen wird. In den mehr als 30 Jahren im Museum brachte er aber auch viel Zeit für die Sammlung und deren Ausbau auf. »Als ich 1978 als Hilfsassistent zum ersten Mal an den Katalog kam, bestand das Hauptinventar aus rund 49 000 Nummern. Heute sind es 71 000«, blickt Dominik Wunderlin zurück. Von der europäischen Ethnologie herkommend, war für ihn die Abteilung Europa ideal. Zufrieden sagt er: »Mir ist es gelungen, die Abteilung in all den Jahren so zu positionieren, dass sie gebührend wahrgenommen wurde. Sie hat eine Stimme im Haus, das ist mir wichtig«. Als er 2009 zum Vizedirektor befördert wurde, verstand er dies »als Bereicherung und Ehre«. Auch in dieser Position blieb er immer ein »Museumsmensch zum Anfassen«.

Zahlreiche Aufsätze und Bücher zu den Schwerpunkten »Brauchtum im Jahresablauf« »Sachkultur«, »Populäre Frömmigkeit«, »Kulinarik«, »Regionalgeschichte« und nicht zuletzt zum Thema »Fastnacht« hat Dominik Wunderlin geschrieben. Zudem ist er Mitglied der Basler Hebelstiftung, Redaktor der »Baselbieter Heimatblätter« und Vizepräsident des Schweizerischen Juravereins. Er ist auch immer wieder ein gern gesehener Gast in Radio- und Fernsehstudios.

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Ethnologie fassbar« wurde Dominik Wunderlin am 5. April 2017 offiziell in den Ruhestand verabschiedet. Direktorin Anna Schmid würdigte seine prägende und wertvolle Arbeit und Bernhard Tschofen, Professor für Populäre Kulturen an der Universität Zürich, zeichnete in seinem kurzweiligen Vortrag »Volkskunde und der Rest der Welt« die Veränderungen nach, die die europäische Ethnologie und die Museen in diesen letzten Jahrzehnten durchlaufen haben. Und nicht selten ertappt man sich beim Versuch, nachzuschauen, »was Dominik Wunderlin dazu sagt …«.

Herzliche Grüße, verbunden mit den besten Wünschen für den neuen Lebensabschnitt, gehen heute aus dem Wiesental nach Basel zu Dominik Wunderlin-Baumgartner und seiner Frau Zita.

Elmar Vogt

Die GEEK wählt Dorothee Kühnel zur Vorsitzenden

Die Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg e. V. hat auf ihrer diesjährigen Mitgliederversammlung in Freudenstadt Dorothee Kühnel zur 1. Vorsitzenden gewählt. Weiteres Vorstandsmitglied ist Gerhard Staib aus Stuttgart, als Kassier fungiert Richard Weber aus Hockenheim. Seit seiner Gründung im Jahr 1985 setzt sich der Verein für die Erhaltung, Rettung und Dokumentation von Kleindenkmalen in ganz Baden-Württemberg ein.

Neben ihrer langjährigen ehrenamtlichen Tätigkeit als Schriftführerin der Badischen Heimat ist Dorothee Kühnel die Gemeindearchivarin von Baiersbronn und engagiert sich derzeit für die Erfassung der Kleindenkmale auf dem Gebiet des Landkreises Freudenstadt (Regierungsbezirk Karlsruhe). Mehrere ehrenamtlich Tätige sind eifrig bei der Arbeit. Erfasst und fotografiert werden Brunnen, Grenzsteine, Flurkreuze, historische Wegweiser, Schutzhütten, Gewässerverbauungen und vieles mehr.

In Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg werden seit 2001 die Kleindenkmale in allen Landkreisen Baden-Württembergs aufgenommen. In Stadt und Land-

Martina Blaschka vom Landesamt für Denkmalpflege, Schatzmeister Richard Weber, 2. Vorsitzender Gerhard Staib, 1. Vorsitzende Dorothee Kühnel, ehem. Vorsitzender Sven Fluhrer v.l.n.r. (Foto: Schweikart)

kreis Karlsruhe, im Ortenaukreis, dem Enzkreis und den Landkreisen Emmendingen, Calw, Rottweil und Balingen sind diese Arbeiten bereits abgeschlossen.

Die Landkreise Mannheim, Heidelberg, Rastatt und Freiburg sollen in Zukunft folgen.

Kleindenkmale sind wichtige, wenngleich oft unauffällige Bestandteile unserer Kulturlandschaft und bedürfen des Schutzes. Darauf hinzuweisen und Wissen darüber zu verbreiten ist ein weiteres Ziel von Dorothee Kühnel. Wer sich an der Erfassung von Kleindenkmalen beteiligen möchte, kann sich bei Frau Kühnel im Gemeindearchiv Baiersbronn informieren. Das Archiv ist jeden Mittwoch von 10.00 Uhr – 12.00 Uhr geöffnet, individuelle Termine können telefonisch vereinbart werden.

Gemeindearchiv Baiersbronn
Archivarin Dorothee Kühnel
Kniebisweg 18a
72270 Baiersbronn-Friedrichstal
Tel.: 0 74 42 / 12 16 63
info@gemeindearchiv-baiersbronn.de

NatureLife-International

Global denken, regional handeln.
Jetzt Naturschutzprojekte fördern!

NatureLife-Spendenkonto:
IBAN: DE 22 6005 0101 0002 2090 29

NatureLife-International
Stiftung für Umwelt, Bildung
und Nachhaltigkeit
Karlstraße 7 • 71638 Ludwigsburg

Dr. Sven von Ungern-Sternberg (Foto:Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg)

Wahlparty von Sven von Ungern-Sternberg in Freiburg 1982 (Foto: Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Staatsarchiv Freiburg, W 140 Nr. 12741, Fotograf: Marlis Decker)

Zum 75. Geburtstag von Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Als Wahl-Badener im badischen Landesteil heimisch geworden

Dr. Sven von Ungern-Sternberg ist nunmehr seit über zehn Jahren Präsident des Landesvereins Badische Heimat Freiburg e. V. Rückblicken lässt sich mit Sicherheit festhalten, dass für den früheren Regierungspräsidenten der badische Landesteil Baden-Württembergs zur Heimat geworden ist. Bereits während seiner Dienstzeit im Schweizer Hof in Freiburg verstand er sich als Sachwalter der Region, die er vertrat. Und er hat diese Einstellung bis heute bewahrt.

Selbstverständlich ist dies gleichwohl nicht: Am 7. Februar 1942 wird er in Berlin geboren. Er wächst in Niedersachsen, Hamburg und Düsseldorf auf. Seinen Wehrdienst leistete er an verschiedenen Standorten ab. In Freiburg und Edinburgh (Schottland) studierte er Jurisprudenz und Volkswirtschaft. Schließlich wird er in Freiburg sesshaft: Abschluss an der Albert-Ludwigs-Universität, Sozial- und Verkehrsdezernent beim Landratsamt Emmendingen, Stadtrat von Freiburg, Fraktionsvorsitzender der CDU im Freiburger Stadtrat. Es folgte die Wahl zum hauptamtlichen Bürgermeister (Baudezernent), zum Ersten Bürgermeister und damit zugleich zum allgemeinen Vertreter des Freiburger Oberbürgermeisters. Schließlich beruft der baden-württembergische Ministerpräsident Erwin Teufel Dr. Sven von Ungern-Sternberg am 14.7.1998 als Regierungspräsident des Regierungsbezirks Freiburg. Dieses Amt bekleidete er bis zum Ende des Jahres 2007.

Mit ehrenamtlicher Tätigkeit wird er bereits in dieser Zeit vertraut: So gehörte er dem Bezirksvorstand der CDU Südbaden an, wurde stellvertretender Vorsitzender der amerikanisch-europäischen Bewegung *Making Cities Livable* und ist seit 2006 Vorsitzender des Freiburger Münsterbauvereins um nur einige Beispiele herauszugreifen.

Ebenfalls im Jahr 2006 wird er zum Präsidenten des Landesvereins Badische Heimat gewählt. Nach seinem endgültigen Eintritt in den Ruhestand entfaltete er dort eine lebhafte Tätigkeit, über die bereits aus Anlass seines 70. Geburtstages in der Badischen

Die Münsterpfleger Wolfgang Gaber, Yvonne Faller und Dr. Sven von Ungern-Sternberg an der Münster-Elle (Foto: Michael Bamberger)

Heimat berichtet wurde. Seitdem ist sein Engagement für die Quartalshefte mit dem Titel Badische Heimat und die Schriftenreihe der Badischen Heimat ungebrochen. Zu den wiederbelebten Arbeitsgruppen kommt ein Arbeitskreis »Industriekultur in Baden« hinzu. Die enge Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund wird weiterhin gepflegt: Die Verleihung des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2017 ist dafür ebenso Beleg wie eine gemeinsame Tagung der beiden Verbände in Bodman 2016.

So gesehen ist es nur folgerichtig, dass Dr. Sven von Unger-Sternberg am 9. September 2016 von Kunststaatssekretärin Petra Olschowski mit der Heimatmedaille Baden-Württemberg geehrt wurde, wir berichteten in Heft 4/2016. Bleibt noch das Haus der Badischen Heimat in der Hansjakobstraße in Freiburg zu nennen: Es wird derzeit von Grund auf renoviert um sowohl für die Stadt Freiburg wie auch für den Landesverein ein Schmuckkästchen werden.

Zu dem 75. Geburtstag von Dr. Sven von Ungern-Sternberg richteten die Verwaltung und der Vorstand im Februar eine kleine, aber schöne Feier in den Räumen des Hauses Badische Heimat aus. Er sagte damit »herzlichen Dank« für all die Arbeit und Mühe, die unzähligen Gespräche, Fahrten und Ansprachen, die mit der Wahrnehmung dieses Ehrenamtes verbunden sind. Und er sagte »herzlichen Dank« für die positive Ausstrahlung, die der Verein Badische Heimat nicht zuletzt wegen dieses unermüdlichen Engagements seines Präsidenten besitzt.

Der Vorstand und Beirat des Landesvereins Badische Heimat Freiburg e. V. wünscht Dr. Sven von Ungern-Sternberg von ganzem Herzen, dass er seiner Passion für Baden noch viele Jahre nachgehen kann – und dem Landesverein Badische Heimat als engagierter Präsident erhalten bleibt. Nochmals: Herzlichen Glückwunsch zum 75. Geburtstag.

Dr. Volker Kronemayer
Stellvertretender Landesvorsitzender

»Pressegespräch ›Badische Heimat‹«

Montag, 20. März 2017, 15 Uhr,
Kleiner Sitzungssaal des Rathauses Bretten

Tradition der Städtehefte und badische Identität

Die Städtehefte der Badischen Heimat entsprechen einer fast 100-jährigen Tradition und nehmen zumeist Stadtjubiläen oder Heimattage zum Anlass einer Publikation. So haben wir in den letzten Jahren zu den Stadtjubiläen Karlsruhes und Schwetzingens und anlässlich der Heimattage in Bruchsal entsprechende Hefte organisiert. Thematische Schwerpunkte und Zahl der Aufsätze bleiben in der Regel den Autoren vor Ort überlassen. Das Engagement des Landesvereins Badische Heimat für Städte in Baden sind zu sehen als Beitrag, badische Identität im Teilland Baden-Württembergs lebendig zu halten. Realistischerweise ist die badische Identität wohl im 65. Jahr Baden-Württembergs nur als »kulturelle Identität der badischen Regionen« zu verwirklichen. Dieses Konzept regionaler kultureller Identitäten erleichtert die notwendige Zusammenarbeit mit anderen Kulturträgern. Die Badische Heimat und der Schwäbische Heimatbund haben ihre »starken« Themen wie Denkmal- und Naturschutz an staatliche Behörden und Vereine mit speziellem Angebot verloren. Geblieben sind nur noch Geschichte und das »schwache« Thema Identität, schwach deswegen, weil es schwer bestimmbar und organisierbar ist.

Aufsätze mit Schwerpunkt Bretten im Heft 1/2017

Die Redaktion dankt Herrn Dr. Peter Bahn für die Initiative, zum Stadtjubiläum Brettens einen Schwerpunkt Bretten in unserer Publikation zu bilden. Wir danken auch den Autoren, die sich bereit erklärt haben Aufsätze einzureichen.

Nach Themen eingeteilt wurden behandelt:

- Grundzüge der Brettener Stadtgeschichte und Geschichte des Stadtarchivs (Dr. Peter Bahn / Alexander Kipphan)
- die Reformation im Kraichgau und Philipp Melanchthon (Martin Schneider / Günter Frank)
- Brettens historische Bauwerke (Christopher Retsch)
- die Ortsgruppe Bretten im Landesverein Badische Heimat (Heidemarie Leins)
- 1250-jähriges Jubiläum Diedelsheim (Dr. Peter Bahn)

Bretten in der Geschichte des Landesvereins Badische Heimat

Durch Personen wie Otto Beuttenmüller, Willy Bickel und Michael Ertz bleibt der Landesverein mit der Stadt Bretten verbunden.

Dr. Otto Beuttenmüller

Der Landesverein Badische Heimat ist der Stadt Bretten auch durch die von 1921 bis 2000 bestehende Regionalgruppe Bretten verbunden. Frau Heidemarie Leins hat die Geschichte der Ortsgruppe Bretten dankenswerter Weise in der vorliegenden Ausgabe beschrieben.

Dr. Otto Beuttenmüller (1.4.1901–1.7.1999) aus Bretten hat sich um die Publikation der Hefte der Badischen Heimat durch das von ihm erstellte Gesamtverzeichnis der von 1914–1970 erschienen Publikationen verdient gemacht. Es ist zunächst als Personenverzeichnis im Heft 4/1971 erschienen, dann als geografisches Verzeichnis in Heft 1/1974 und als Sachregister in Heft 1/1976. Im Jahre 1984 hat er dann für die Jahrgänge 1971 bis 1984 eine Weiterführung des Registers unternommen (Heft 1985/3). Anlässlich seines Todes am 1.7.1999 hat Michael Ertz in Heft 3/1999 einen Nachruf auf Dr. Beuttenmüller geschrieben, der in den 20er Jahren Mitglied der Badischen Heimat geworden war und es über 70 Jahre geblieben ist. Zum 100. Geburtstag hat Dr. Peter Bahn in Heft 2/2001 eine Würdigung Beuttenmüllers geschrieben und seine Verdienste als Schriftführer des Melanchthonvereins und seine umfangreichen genealogischen Forschungen hervorgehoben. Herr Beuttenmüller hat auch seine 5000 Bücher umfassende Sammlung der Stadt Bretten zur Verfügung gestellt.

Willy Bickel

Willy Bickel war viele Jahre Vorsitzender der der Ortsgruppe Bretten und hat sich auch als Mitglied des Beirats große Verdienste um den Landesverein erworben. Der damalige Landesvorsitzende Ludwig Vögely hat in Heft 4/1996 (abgedruckt in diesem Heft

Seite 136) dem am 5.7.1996 verstorbenen Kraichgau-Forscher einen Nachruf gewidmet. In der Festschrift zum 90. Geburtstag Bickels hat Adolf Schmid dessen »heimatgeschichtliche und Publikationsarbeit« als »einem besten Kenner des Kraichgaus« gewürdigt.

Michael Ertz

Der Dekan Michael Ertz war der letzte Vorsitzende der Ortsgruppe Bretten unter dem der Auflösungsbeschluss am 19. Juli 2000 gefasst wurde. Seine vielfachen Veröffentlichungen in der Badischen Heimat sind im Register der Jahrgänge 1985 bis 2009 aufgeführt.

Trotz der Auflösung der Ortsgruppe Bretten ist der Faden zum Landesverein nicht ganz abgerissen. Bretten war durch verschiedene Aufsätze in unseren Heften immer wieder präsent, so zu Themen wie:

- Perspektiven der Stadtplanung (Jg. 70, 1990)
- Brettener Hundle (Jg. 70, 1990)
- Zerstörung Brettens am 13. August 1689
- Die jüdische Gemeinde Brettens (Jg. 70, 1990)
- Verschiedene Aufsätze zum Melanchthonhaus (Jg. 83, 2003)
- Das Schutzengelmuseum (Jg. 89, 2009)

Hermann Billings »Melanchthonhaus«

Aus Anlass des 150. Geburtstages des am 7.2.1867 geborenen Karlsruher Architekten Hermann Billing im Jahre 2017, ist auf des Melanchthonhaus hinzuweisen. Billing errichtete das Gebäude anlässlich des 400. Geburtstages von Melanchthon in den Jahren 1897 bis 1900. Eingeweiht wurde es am 19.10.1903.

Angebot zur Kooperation

Der Landesverein würde es begrüßen, wenn das »Brettener Jahrbuch« in Zukunft zur Rezension dem Landesverein zugeschickt würde.

Heinrich Hauß

Reglement bezüglich der Einrichtung eines Arbeitsbereichs Kooperationen in der Geschäftsstelle der BH

Sitzung am 29. März 2017

Zentrale Aspekte unseres Selbstverständnisses

Die Kontakte, die den Aufbau eines Netzwerks von Kooperationspartnern zum Ziel haben, erfordern es, vorab das Profil des Landesvereins Badische Heimat zu definieren.

Die BH ist demnach ein Mitgliederverein mit einem aus der 100-jährigen Geschichte des Vereins abgeleitetem Auftrag. Der Verein ist unabhängig und nicht »landesintegrativ« organisiert wie etwa Heimatvereine in Bayern. Der Verein ist auf einer Doppelstruktur aufgebaut: Zentrale Geschäftsführung in Freiburg und Regionalgruppen. Die Regionalgruppen vertreten den Gesamtverein vor Ort. Das Bekenntnis zur badischen Identität bleibt auch in Zukunft für den Verein handlungsleitend. Der Verein gibt eine Quartalszeitschrift und eine Schriftenreihe heraus. Im Jahre 2017 wirkt der Verein mit einer Vortragsreihe bei den Heimattagen Baden-Württemberg in Karlsruhe mit.

Warum Kooperation als neuer Arbeitsbereich der BH?

Kooperation ist für uns die fallweise oder permanente Zusammenarbeit mit Partnereinrichtungen in beiderseitigem Interesse und zu beiderseitigem Nutzen. Die Notwendigkeit dazu begründet sich aus dem Gewinn, der den Partnern durch Austausch von Informationen und einer funktionale Zusammenarbeit erwächst. Dadurch können Synergien, Einsparungsmöglichkeiten, erweiterte Zugangschancen zur Öffentlichkeit und Impulse für die Arbeit im Verein bewirkt werden.

Der Arbeitsbereich Kooperation ist als Punkt 4 im Reformprogramm aufgeführt, das im Anschluss an die Bodman-Tagung zur Anpassung des Vereins an gegenwärtige und zukünftige Herausforderungen erarbeitet und vom Vorstand genehmigt worden ist. Der Arbeitsbereich enthält zwei Teile: I. Die Institutionalisierung des Arbeitsbereichs in der Geschäftsstelle sowie II. Eine Folge von Schritten, die zu diesem Ziel führen sollen.

I. Institutionalisierung

1. Aufbau eines Bereichs Kooperation in der Geschäftsstelle.

Mit dem Thema »Kooperation« des Sechs-Punkte-Programms des Bodman-Teams soll die Arbeit des Reformprozesses beginnen. Dem Anstoß durch das Team soll die Institutionalisierung des Bereichs 4 (Kooperationen) in der Geschäftsstelle nachfolgen.

2. Bestandteile des Bereichs 4

(vgl. Punkt 4 des Programms zur Anpassung Heft 4/2016, S. 641)

- Kontakte und Kooperationen auf der überregionalen und regionalen Ebene

- Pflege der Kooperation auf beiden Ebenen
- mögliche Ansprechpartner (Kategorien, Adressen)
- grenzüberschreitende Kontakte
- Institutionalisierung des Arbeitsbereichs in der Geschäftsstelle
- Berichte in der Zeitschrift

3. Institutionalisierung des Bereichs 4 in der Geschäftsstelle
Die mit dem Arbeitsbereich bzw. seinen Bestandteilen verbundenen Aufgaben müssen in der Geschäftsstelle als eigenständiger Bereich institutionalisiert werden. Zu den permanent zu leistenden Aufgaben gehören: Adressenverwaltung, Auslotung von Kontakten, Kommunikation mit Partnerorganisationen, Schriftverkehr, Weiterleiten eventueller Programme an die Redaktion.

4. Kompatibilität und Anschlussfähigkeit der BH
Der Verein steht für die Pflege der »Badischen Identität« in Geschichte und Kultur des badischen Landesteils. Im Zeitalter von Mobilität und Migration ist der Verein bemüht, Hilfestellungen anzubieten, damit auch für Neuhinzuziehende eine Neubeheimatung gelingen kann.

Handlungsleitendes Merkmal für die vom Landesverband Badische Heimat gewünschten Kooperationen ist das Spezifikum badischer Identität, näherhin die kulturellen Identitäten badischer Regionen. Sie sind präsent bei Vereinen und Institutionen, deren Ausrichtung mit den satzungsmäßigen Zielen des Landesvereins Badische Heimat und mit der Themenstellung der Vereinszeitschrift kompatibel ist: Landes- und Volkskunde, Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz. Die Anschlussfähigkeit an korrespondierende urbane und lokale Marketings sowie an regionale und örtliche Geschichtsvereine sollte hierbei Beachtung finden (siehe Heft 1/2017).

II. Schritte zur Verwirklichung

1. Erstellung eines Konzepts zur Umsetzung der Kooperationen
Umsetzung von Kooperation verlangt die Identifizierung geeigneter Kooperationspartner. Die Kompatibilität eines möglichen Partners ist nach Ziffer I. 4 zu prüfen und die Kooperationsbereitschaft durch Kontaktaufnahme auszuloten. Die Suche nach gemeinsamer badischer Identität, gemeinsamen Interessen und Berührungspunkten ist die Aufgabe von Betreuern. Für Südbaden wird diese Aufgabe Dr. Oeschger, für Nordbaden Dr. Kronemayer übernehmen. Über Formen, Partner und Organisation der Kooperationen erarbeiten die Betreuer gemeinsam mit dem Bodman-Team (Heinrich Hauß, Prof. Dr. Gerd F. Hepp, Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht) ein entsprechendes »Arbeitspapier Kooperation«. Es wird in der Zeitschrift der Badischen Heimat darüber berichtet werden.

2. Identifikation von Kooperationsbeteiligten
Mitglieder der BH, die bereits mit andern Partnern in deren Programmen fachlich kooperieren, werden ersucht, sich als Mitglieder der BH öffentlichkeitswirksam erkennbar zu machen. Um die Interessen der BH zu vertreten sollten außerdem individuelle Kooperationen, wo sie wiederholt praktiziert werden, in verbandliche überführt werden.

3. Angebote an Kooperationspartner
In den Heften der BH hat die Redaktion vor Jahren die Sparte »Vereine und Institutionen in Baden«, eingeführt, die zukünftig auch in der Homepage der Geschäftsstelle kontinuierlich betreut werden sollte. Weitere Angebote an die Kooperationspartner wären: Vermittlung von Referenten, Übernahme von Aufsätzen oder Vorträgen in die Publikation der BH, Hinweise auf Partner-Veranstaltungen, Übernahme von Meldungen anderer Vereine in die Homepage der BH.

4. Bisherige Kooperationspartner
Von Seiten der Redaktion der Zeitschrift besteht seit Längerem eine Zusammenarbeit mit dem Generallandesarchiv und der Badischen Landesbibliothek (Aufsätze von Vorträgen und Ausstellungen). Weitere Partner sind »Baden in Europa« (Karlsruhe) und der Schwäbische Heimatbund (Stuttgart). Verbindungen bestehen u. a. zu badischen und elsässischen Geschichtsvereinen, Städtischen Kulturämtern, Stadtarchiven, Ämtern für Denkmalschutz, Museen sowie zu grenzüberschreitenden Einrichtungen.

5. Budget des Arbeitsbereichs Kooperationen
Der institutionalisierte Arbeitsbereich benötigt ein festes Jahresbudget, über das im Rahmen der Haushaltsgenehmigung von der Mitgliederversammlung zu befinden sein wird. Bis dahin ist dem im Aufbau befindlichen, noch nicht institutionalisierten Arbeitsbereich ein vorläufiges Budget zuzuweisen. Der Landevorsitzende hat für das Jahr 2017 ein Startsumme von 800 € genehmigt. Das Geld dient der Aufwandsentschädigung für Material, Portokosten, Reisekosten, Seminare etc. Es ist zu prüfen, ob die Kosten des Arbeitsbereiches Kooperation auch

von einem Sponsor dauerhaft übernommen werden könnten.

Die nächste Sitzung des Bodman-Teams findet am 1. Juni 2017 in Freiburg in der Geschäftsstelle der Badischen Heimat statt. In dieser Sitzung soll gemeinsam mit den Herren Dr. Oeschger und Dr. Kronemayer ein Konzept zur Umsetzung der Kooperationen erarbeitet werden.

Bodman-Team:
Chefredakteur Heinrich Hauß
Prof. Dr. Gerd F. Hepp
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht

»Gemeinsam weiter über die Zukunft der regionalen Heimatverbände nachdenken«

Zu Josef Kreuzbergers Aufsatz »Die Zukunft der Heimatverbände«

Der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Josef Kreuzberger, hat in der Ausgabe 2017/1 der Schwäbischen Heimat in der Sparte »Zur Sache« sich kritisch mit der »Zukunft von Heimatverbänden«[1] beschäftigt. Er nimmt mit dem Aufsatz Bezug auf die gemeinsame Tagung der beiden Heimatvereine im Jahre 2016 in Bodman. Analyse der Lage und Vorschläge zur Lösung der Krise der Heimatvereine stimmen erfreulicherweise mit dem vom Bodman Team entworfenen Sechs-Punkte-Programm[2] überein. Die Redaktion der Badischen Heimat ist Herrn Josef Kreuzberger dankbar, dass er den Diskurs nach der Bodman Tagung wieder aufgenommen und weitergeführt hat. In Bodman wurde beschlossen, dass beide Vereine miteinander kooperieren, wenn es um Fragen geht, die beide Vereine betreffen. Unsere Auseinandersetzung mit Kreuzbergers Thesen sehe ich als Einstieg in eine solche Kooperation.

Kreuzberger spricht in seinem Aufsatz »die schleichende Erosion der regionalen Heimatverbände« an. Heimat hat »durchaus Konjunktur«, »örtliche Heimatvereine prosperieren«, aber die Heimatverbände nehmen an dieser Entwicklung nicht teil. »Heimatpflege« überörtlicher Vereine und »Heimatgefühl« vor Ort »bewegen sich inzwischen auf verschiedenen Ebenen«. »Lokale Bürgerinitiativen besetzen die aktuellen Felder und machen Kommunalpolitik«. Damit ist der grundlegende Unterschied zwischen überörtlichen Heimatverbänden und örtlichen Heimatvereinen angesprochen, der zur Krise der Vereine beigetragen hat. Das inzwischen »vereinsferne« Heimatverständnis ist gekennzeichnet durch praxisorientiertes kommunalpolitisches Handeln vor Ort und einem zeitlich und thematisch begrenzten Engagement der Akteure. Ich vermute, dass die überörtlichen Heimatvereine auf dem Standpunkt unpolitischer bildungsbürgerlicher Kulturvereine stehen geblieben sind. Sie haben weder von den »Bürgerrechtsbewegungen« der 70er Jahre noch von zivilgesellschaftlichen Aktivitäten der 90er Jahre Notiz genommen, beziehungsweise in das Vereinshandeln integriert.[3]

Die Handlungs- und Verhaltensmuster der Bürgerinnen und Bürger haben sich zumindest so verändert, dass sie mit den von den Heimatvereinen angenommen Mustern nicht mehr übereinstimmen. »Ich engagiere mich nur dort, wo ich mich einlassen will, wo ich einen Anlass sehe und wo ich einen Sinn erkenne, dass sich die Investition in Zeit und Mühe lohnt und das ist in der Regel der Ort, an dem ich meinen Lebensmittelpunkt habe – zumindest für eine gewisse Zeit«.[4] Bei lokalen Heimatverständnissen geht es darum, »die eigenen Lebensbedingungen zu beeinflussen«.[5] Die örtlichen Heimatvereine haben deshalb Zulauf, weil sie sich auf kommunalpolitische Projekte ihrer Lebenswelt einlassen, sich zum Beispiel an Quartiersprojekten[6] beteiligen. Festzuhalten ist, dass analog zur Pluralität von Heimat (Heimaten) auch mit einer Vielzahl von Aktionsorten zu rechnen ist, an denen sich Beheimatung vollzieht.[7]

Kreuzberger wünscht, dass die Ortgruppen[8] »wieder stärker werden« und dass »lokale und regionale Ebenen von einander profitieren.« Die Stärkung der Ortsgruppen versteht der Autor wohl im Sinne der Erhöhung der Mitgliederzahlen. Ein kommunalpolitisches oder zivilgesellschaftliches Engagement wird nicht eingefordert.

»Das Sechs-Punkte-Programm zur Anpassung des Landesvereins« schlägt dagegen vor, die Vereinsarbeit in Zukunft »schwerpunktmäßig auf die regionale und lokale Ebene« zu verlagern, d. h. auf die Regionalgruppen. Die Regionalgruppen sollen sich im Sinne der Heimatpflege künftig verstärkt auch als Träger regional- und lokalpolitischer Interessen und Belange engagieren und fallweise Verantwortung übernehmen. Für die Konzipierung und Realisierung entsprechender zivilgesellschaftlicher Projekte oder Vorhaben sollen Kooperationspartner vor Ort gewonnen und geeignete Gelegenheitsstrukturen entwickelt werden.[9] Um es salopp zu sagen, die Heimatvereine werden begreifen müssen, dass die Musik anderen Orts und nach anderen Noten spielt.

Ich sehe die Krise der Heimatvereine als ein Problem der Vereinsstruktur einerseits und den Bedürfnissen der Akteure vor Ort andererseits. Sie kann meiner Einschätzung nach nur dann ansatzweise bewältigt werden, wenn zwischen der Diskrepanz der Vereine, die auf Dauer angelegt sind, und dem zivilgesellschaftlichen Engagement der Akteure auf Zeit, vermittelt werden kann. Dabei kommt, zumindest für die Badische Heimat, den Regionalgruppen eine neue Bedeutung zu. Nach Kreuzberger müssen die »landesweit agierenden Heimatverbände«, »ihre Existentberechtigung und Notwendigkeit immer wieder neu behaupten«. Zu prüfen ist, in wie weit die Option und der Anspruch der Heimatverbände auch weiterhin »landesweit« zu agieren, dem gesellschaftlichen Bedürfnis entspricht.

Den Regionalgruppen wächst im Vereinsgeschehen eine neue Bedeutung zu, die Vereinsführung aber hat, wie Kreuzberger bemerkt, den Regionalgruppen »auf jeden Fall Hilfestellung und fachliche Unterstützung« zu geben. Die »landesweit agierenden Heimatverbände« haben unter den veränderten Bedingungen neue Dimensionen von Führungsaufgaben wahrzunehmen, sich als »Sprachrohr, Kompetenzzentrum und Früherkennungsinstanz« zu begreifen. Auch kommt dem Gesamtverein die Aufgabe zu, »eine Übersetzungsfunktion zwischen Wissenschaft und Bevölkerung vor Ort auszuüben«.

Natürlich plädiert Kreuzberger auch für »verstärkte Mitgliederwerbung«. »Direkte Ansprache von Interessenten« wird als »wirksames Mittel« angesehen. Ich glaube, dass Interessenten nur dann für den Verein gewonnen werden können, wenn das Angebot des Vereins überzeugend ist und wenn Interessenten durch Leistungen gewonnen werden können. Auch werden in Zukunft wohl auch die unterschiedlichen Interessen verschiedener Altersgruppen zu berücksichtigen sein. Für die weitere Existenz der Heimatvereine ist es notwendig, »die steigende Zahl der über 50-jährigen« zu erreichen. Soll diese Aktion Erfolg versprechen, empfehle ich, zunächst die Sozialisationsbedingungen der zwischen 1957 und 1967 Geborenen zu untersuchen.

Kreuzberger sieht, wie die BH, eine wichtige Option der Heimatvereine in der »Bewahrung regionaler Identität«. Für den SHB ist sie wohl gleichbedeutend mit der »Württembergischen Landeskultur«, für die BH mit »regionalen kulturelle Identitäten in Baden«.

»Können wir etwas gegen die schleichende Erosion regionaler Heimatverbände tun?« Durchaus! Aber: »Existenzberechtigung und Notwendigkeit werden wir immer neu behaupten und erkämpfen« müssen und Vereinsspitze und Regionalgruppen müssen sich neuen, ungewöhnlichen Aufgaben stellen.

Die Umsetzung von Kreuzbergers Vorschlägen zur Zukunft regionaler Heimatverbände erfordert einen hohen Grad an Bereitschaft der im Verein Verantwortlichen, sich auf die neuen Herausforderungen professionell[10] einzulassen. Wenn die beschriebenen Facetten des Wandels und die neuen Anforderungen nicht umgehend in Gang gesetzt werden, werden wir uns in absehbarer Zeit mit der Frage auseinandersetzen müssen, ob eine »primär vereinsmäßig organisierte ›freie‹ Heimatpflege in Baden und Württemberg«[11] eine Zukunft hat. *Heinrich Hauß*

Anmerkungen

1 SH 2017/1 S. 3: Mit dem Ausdruck »Heimatverbände« wird ein Zusammenschluss mehrerer Verbände gekennzeichnet. Unter regionalen Heimatverbänden versteht Kreuzberger wohl die beiden Heimatvereine Schwäbischer Heimatbund und Badische Heimat.

2 Veröffentlicht in BH 4/2016, S. 640.

3 Die politische Abstinenz der Badischen Heimat ist zwei Verhaltensweisen geschuldet: zum einem meinte man, ein unpolitisches Wohlverhalten sei notwendig, um in Stuttgart nicht die Vermutung aufkommen zu lassen, man wolle eine Wiederauflage der »Badenfrage«, zum anderen meinten manche auch, man müsse durch politische Abstinenz den Zuschuss des Landes sichern.

4 Ursula Weber: Engagement schafft Heimat, S. 20, in: Heimat machen? Geplante und gelebte Heimat. Bruchsal Heimat Symposium 2015. Herausgeber Regionalverband Mittlerer Oberrhein.

5 A. a. O., S. 21, »Das konkrete Tun findet vor Ort statt, also im kommunalen Raum, dort, wo Menschen ihre Heimat haben, die auf der Suche nach Heimat sind« (Ursula Weber).

6 Clemens Back: Beheimatungsprozesse im neuen Stadtquartier »Rieselfeld, Freiburg Stadtviertelprojekt K.I.O.S.K.«, S. 33. In: Geplante und gelebte Heimat. Ein weiteres Beispiel für das kommunalpolitische Engagement einer Regionalgruppe wäre die Mitarbeit in der »Konzertierten Aktion« für eine Grüne Stadt in Karlsruhe (BNN 12.4.2017).

7 Die Heimatvereine gehen in der Regel von einem auf den Verein bezogenen Aktionsraum aus. Vielfach ist der Aktionsraum auf Publikationen beschränkt.

8 An Stelle des von Kreuzberger gebrauchten Ausdrucks »Ortsgruppen« spricht die Badische Heimat von »Regionalgruppen«.

9 In der neuen Fassung vom 9.3.2017 (Sitzung vom 27.1.2017) lautet die entsprechende Formulierung: »Die Regionalgruppen sollten sich auch zivilgesellschaftlich engagieren«. Regionale- und lokalpolitische Anlässe und Belange können hierfür eine öffentlichkeitswirksame Plattform bieten. Dafür gilt es vor Ort Kooperationspartner zu gewinnen.

10 Ich nehme an, dass es Heimatvereinen auf Grund ihrer emotional bestimmten Grundausrichtung schwer fällt, zu akzeptieren, dass auch Heimatpflege heute den Gesetzen des Marketing unterliegt!

11 Thomas Küster, Krise oder Renaissance? Die regionalen Heimatbünde und Landesvereine für Heimatpflege und der soziale Wandel in der Bundesrepublik. BH 3/2016, S. 391. Der mitgliedergestützte Verein ist für mich eine historisch bedingte Variante, Heimat zu organisieren. Andere Formen sind denkbar, z. B. »staatsnahe landesintegrative« Organisationsformen. wie in Bayern oder »durch einen Kommunalverband getragener Heimatbund wie in Westfalen«. Kreuzberger schlägt ein Sporenmodell vor, »um ein Stück weit unabhängiger von den Mitgliederzahlen zu werden«.

25. April 2017: 65 Jahre Baden-Württemberg

Aus Anlass der Gründung Baden-Württembergs vor 65 Jahren veröffentlichten mehrere Zeitungen (Stuttgarter Zeitung, »Der Magische Südwesten«, Badische Zeitung, »Grenzen des Machbaren« und die Stuttgarter Nachrichten) Sonderseiten.

Die Stuttgarter Zeitung bat 17 Studenten der Klasse für Kommunikationsdesign von Professor Hans-Georg Pospischil an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, zum 65-jährigen Jubiläum ein neues Landeswappen zu entwerfen. Die Idee von Laura Szafranek zierte die Titelseite der Jubiläumsbeilage: »Baden-Württemberg, das Land der Tüftler und Denker« und zeigt einen magischen Würfel mit Landschaft, Maultaschen, Brezel, Kehrwoche und Kuckucksuhr.

Im Aufsatz »Die Fusion am Jüngsten Tag« weist Arnold Rieger von der Stuttgarter Zeitung auf die »außerhalb des politischen Einflussbereichs alten Strukturen« hin, »die sich bis heute erhalten haben«,

(Entwurf/Zeichnung: Laura Szafranek)

»beim Roten Kreuz ebenso wie bei den Bauern, bei den Kirchen ebenso wie im Sport«. Für die Evangelische Landeskirche in Baden gilt weiterhin das Wort des früheren Landesbischofs Ulrich Fischer, die »Evangelische Landeskirchen in Baden und Württemberg gingen frühesten am Jüngsten Tag zusammen. Und das auch dann erst am Nachmittag.« Zu weiteren, zukünftigen Fusionen wird Thomas Schnabel vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg zitiert: »Fusionen sollte man dort machen, wo sie notwendig sind, aber nicht mit der Brechstange.« Sein Gesamturteil: »Trotz aller Abgrenzungsfolklore haben sich beide Partner ganz gut eingerichtet«. »Die Emotionen halten sich in Grenzen, doch es gibt jede Menge sachlicher Gründe, dass man beisammen bleibt.«

Gegen die dargelegten Argumentationen gibt es keine Einwände. Nur fällt auf, dass die beiden Heimatverbände, die es im Lande gibt und die den »alten Strukturen« entsprechen, »Schwäbischer Heimatbund« und »Badische Heimat«, keinerlei Erwähnung finden. Die Unterlassung sehen wir nicht in erster Line als Versäumnis der Zeitungen, sondern als Folge der wohl fehlenden Öffentlichkeitsarbeit beider Heimatvereine. »In Baden und Württemberg pflegen Vereine und Verbände ihre Eigenheiten – und wollen das auch künftig tun« (A. Rieger). Aber dazu müssen sie sich in der Öffentlichkeit zur Geltung bringen!

Heinrich Hauß

[1] Voraussetzung: Gehalts-/Bezügekonto mit Online-Überweisungen; Genossenschaftsanteil von 15,– Euro/Mitglied.

0,– Euro[1] Girokonto und Depot

Die BBBank überzeugt immer mehr Kunden mit ihren Leistungen. Führen Sie Ihr Bankdepot und Ihr Gehalts-/Bezügekonto kostenfrei[1] – ohne monatlichen Mindesteingang auf Ihrem Girokonto. Und genießen Sie den Service einer kompetenten Beraterbank. Gerne überzeugen wir auch Sie von unseren Vorteilen. Informieren Sie sich!

BB Bank

So muss meine Bank sein.

»Heimetsproch ùn Tràdition«

Selbstdarstellung eines elsässischen Heimatvereins

Heimetsproch ùn Tràdition
Association pour le bilinguisme
Verein fer unseri Zùekunft

Gründung und Entwicklung

Die Vereinigung »Heimetsproch ùn Tràdition« wurde im Jahr 1984 in Schlettstadt (Sélestat) im dortigen »Prälatenhof« gegründet.

Der Gründer Charles Goldstein (1924–1989) versammelte Frauen und Männer, die sich zum Ziel setzten, unsere Kultur und Regionalsprache: Elsässer-ditsch, Lothringer-platt zu erhalten, zu fördern und ihr einen neuen Aufschwung zu geben. Heute zählt die Vereinigung 2000 Mitglieder und ist so die größte auf diesem Gebiet im Elsass geworden.

Ziele und Wirken

Das Sprachrohr des Vereins ist die Zeitschrift »d'Heimet zwische Rhin ùn Vogese«, die Charles Goldstein schon 1982 herausgab. Darin wird unsere Muttersprache und Kultur verteidigt und dies in drei Sprachen:

- auf Deutsch, die Schriftsprache der elsässischen und lothringischen Mundart
- auf Elsässerditsch (alemannisch und fränkisch)
- auf Französisch, in der Nationalsprache

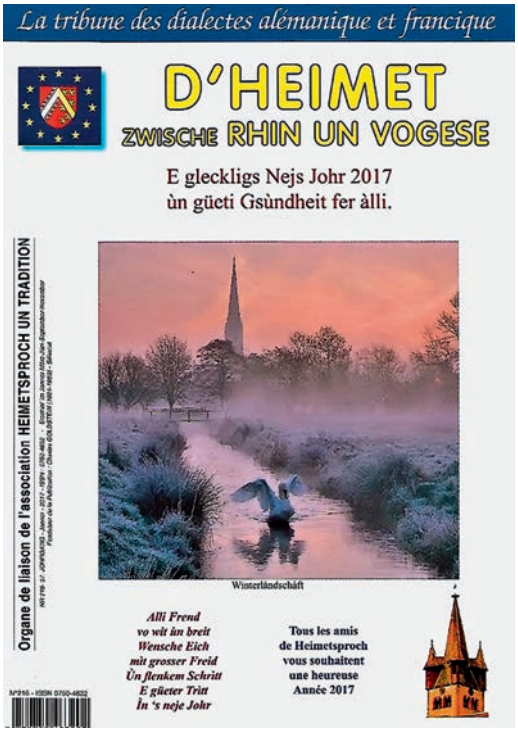
Das Blatt erscheint in fünf Ausgaben pro Jahr und enthält Stellungnahmen, Vorschläge, Artikel über die Geschichte und das Kulturgut unserer Region, über Volkstheater, über die Mundart-Literatur und Dichtung, über die Tätigkeit volkskundlicher Gruppen etc. Eine wichtige Aufgabe ist die Vermehrung der Rundfunk- und Fernsehsendungen – hauptsächlich für die Jugend, um ihr Lust und Freude an der Regionalsprache zu vermitteln.

Mitglieder des Vorstands und der Vereinigung sind an verschiedenen Dialekt-Stammtischen wie in Rufach oder Schlettstadt tätig. Jedes Jahr wird eine verdienstvolle Arbeit einer Gruppe oder Persönlichkeit mit dem »Preis Charles Goldstein «gekrönt.

Die 2000 Mitglieder-Familien der Vereinigung »Heimetsproch ùn Tràdition« werden ermutigt, die Mundart überall zu benutzen: in der Familie wie im öffentlichen Leben. Sie sollen alle bemüht sein, durch ihr Wirken ihren Einfluss auf Gewählte und Behörden auszuüben, damit unsere Kultur und Eigenart lebendig bleibt. Wir intervenieren im Bereich der Schule und verlangen die Gründung zweisprachiger Klassen vom Kindergarten bis zum Gymnasium. Wir unterstützen die Vereinigung A.B.C.M. Zweisprachigkeit, die speziell in diesem Bereich tätig ist. Dazu fordern wir die Einrichtung von Immersivklassen vom ersten Jahr des Kindergartens an.

Im sprachlichen und kulturellen Gebiet pflegen wir auch grenzüberschreitende und freundliche Zusammenarbeit mit der badischen »Muettersproch-Gsellschaft«, der »Europa-Union Münstertal im Schwarzwald« und dem Verein »Elsass-Freunde Basel«.

Wir arbeiten ebenfalls mit alle Organisationen und Kulturvereinen aus dem Elsass und Lothringen



zusammen, die mit der Unterstützung der Regional- und Generalräte (Ober- und Unter-Elsass) die Aktionen zur Verteidigung der Sprache und Kultur unterstützen und selbst in Bewegung halten.

Recht auf die Regionalsprache

Wir betreiben keine direkte Parteipolitik, aber unsere Unterstützung erhalten diejenigen politischen Akteure, die für unsere Forderungen eintreten. Wir sind aber der Meinung, dass uns nur ein Europa der Regionen die nötige Anerkennung und Freiheit geben kann.

Frankreich hat kurz vor der Ratifizierung des Maastrichter-Vertrages die Klausel »die französische Sprache ist die Sprache der Republik« in die Verfassung aufgenommen. In diesem Kontext ist die französische Regierung aber bis heute nicht bereit, die europäische Charta der Minderheiten zu unterschreiben, obwohl diese vom Parlament bereits ratifiziert ist.

Wir verlangen die Achtung unserer Menschenrechte sowie die der anderen Minderheiten, die historisch gesehen schon vor der Gründung des französischen Staates auf dem nationalen Territorium lebten. Frankreich besteht aus verschiedenen Völkern, die verschiedene Sprachen sprechen. Wir erkennen die Notwendigkeit einer Einheitssprache (Französisch) an. Aber wir widersetzen uns dem Diktat einer einzigen Sprache, die die anderen unterdrückt. Frankreich ist mehrsprachig und multikulturell. Deutsch (Elsässerditsch) ist eine Regionalsprache Frankreichs, ebenso wie Flämisch, Bretonisch, Baskisch, Katalonisch, Okzitanisch und Korsisch. Diese Sprachen sind ebenso so kostbar wie der ehemalige Dialekt der Ile de France, dem es »gelungen« ist, sich als Sprache der Kapetinger Könige in ganz Frankreich durchzusetzen.

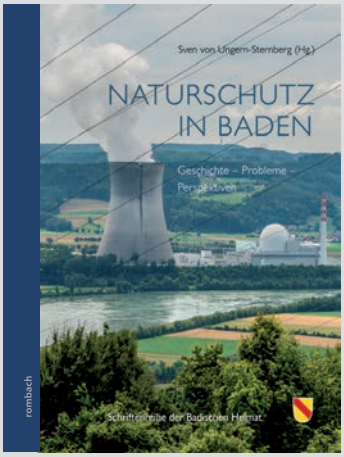
In Anbetracht des totalen Unverständnisses unserer Probleme durch die bisherigen Regierungen und die bisherigen Parlamentsmehrheiten fordern wir ein föderalistisches Frankreich, in dem das Subsidiaritätsprinzip anerkannt und umgesetzt wird. Erst dann kann man von einer wahren Demokratie sprechen, die unsere Freiheiten und Rechte angemessen garantiert.

Präsident: Henri Scherb
Sekretär: Norbert Reppel
7 rue de la Grotte – Felsàckerwaj
68230 Walbach

Sven von Ungern-Sternberg (Hg.)

NATURSCHUTZ IN BADEN

Geschichte - Probleme - Perspektiven



Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 8.

Erstmals wird die Geschichte des Naturschutzes in Baden umfassend dargestellt. Ausgehend von den bürgerlichen Vereine um 1900, und ab den 1950er Jahren vor allem durch private Aktionen, wird das Umweltbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit geweckt. Es entstand eine neue Bewegung, die Einfluss auf die Politik ausübte. Der Band bietet weiter Beiträge über die Naturschutzarbeit der Regierungsbezirke Freiburg und Karlsruhe und blickt auch auf die Rolle des Landesvereins Badische Heimat.

288 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5137 4, € 39,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Kritisches aus Schleswig-Holstein

Meldorf, 28.3.2017

Sehr geehrte Damen und Herren,

nachdem ich in der Vergangenheit mehrfach Autoren der »Badischen Heimat« zu diversen Artikeln direkt angeschrieben habe, ohne jemals irgend eine Art von Reaktion zu bekommen, schreibe ich dieses Mal an Sie. Das ist gleichzeitig das letzte Mal, dass ich Ihnen schreibe, und Sie brauchen mir auch dieses Mal nicht zu antworten, da ich meine Mitgliedschaft in ihrem Verein beende. Mir geht es eigentlich nur noch darum, dass das, was ich Ihnen schreiben will, nicht ungeschrieben bleibt.

Zunächst zum Artikel von Dr. Peter Bahn M. A. »Viel Steine gab's und wenig Brot«: Aus meiner Sicht mal wieder ein überflüssiger Artikel. Genau wie in beinahe jedem Buch über Geschichte im Allgemeinen und Badische Geschichte im Speziellen eine Aufzählung historischer Daten, alles mehr oder weniger so wie in vielen anderen, nicht nur badischen Städten auch. Steinzeit, Römer, germanische Stämme, Schenkung, etwas Stadtentwicklung, wechselnde Herren, Reformation und Dreißigjähriger Krieg, vielleicht noch ein paar andere, wirtschaftlicher Auf- und Abschwung, Revolution von 1848 – habe ich in dem Artikel vermisst! –, 20. Jahrhundert, 1. und 2. Weitkrieg, Nazizeit, Judenvertreibung, in Bretten vielleicht besonders die außergewöhnliche Fremdenfeindlichkeit, blabla. Das Ganze illustriert mit gerade mal 5 Bildern. Warum sollte man das lesen, warum? Gähn …

Für mich hängt mit »Heimat« – und Sie sind ja ein Verein für Badische »Heimat« – immer das Leben der Menschen dort zusammen. Das kommt aber in diesem Artikel so gut wie nicht vor. Interessant wäre doch z. B. gewesen, darzustellen, was wir über die Menschen wissen, die damals, 767, in Bretten lebten. Wer waren sie, wie sahen ihre Lebensbedingungen aus, wie war ihr Alltag strukturiert, was aßen sie, was arbeiten sie, wie erwarben sie ihren Lebensunterhalt? Gingen sie zur Kirche, und wenn ja: was wurde ihnen gepredigt? Gab es eine Schule, wo fanden sie einen Lebenspartner (gab es damals schon das, was wir heute »Ehe« nennen?) Wie sahen ihre Häuser aus, wie Ihre Gärten, ihre Äcker? Wie bekamen sie ihre Kinder? Wo beerdigten sie ihre Toten? Gibt es die Gräber noch? Waren sie in Bretten glücklich? Welche Feste feierten sie? Welche Sorgen hatten sie, welche Freuden? Wie gingen sie mit ihren Kindern um, wie mit ihren Alten? Wie waren ihre Beziehungen zu den Nachbargemeinden; wie funktionierte die Kommunikation mit ihnen? Wie anders als heute müssen wir uns die Landschaft damals vorstellen? Wie sah ein Tagesablauf, sagen wir, an einem Dienstag Ende März 767, aus? Nahmen sie sich eigentlich als Brettener wahr, und woran machten sie das fest?

Oder zur Schenkungsurkunde: Wo steht die kritische Auseinandersetzung mit der Authentizität, die meines Wissens nach bei allen »Urkunden« aus dieser Zeit angebracht ist? Und was leider nicht betrachtet wird: Was sagten denn die Brettener zu der Schenkung? Was änderte sich dadurch für sie? Ich meine, nicht rechtlich, sondern in ihrem Alltag? Interessant wäre jedenfalls für mich auch gewesen, einzuordnen, welchen Stellenwert die Schenkung für die Schenkenden und für die Empfangenden hatte. War das ein ohnehin nur schwer zu verteidigendes Randgebiet, wo Wigilo und seine Frau eher froh waren, dass es jetzt in andere Hände kam, oder war es im Gegenteil das Zentrum ihres Besitzes? Und was bekamen sie denn als Gegenleistung? Es wird wohl mehr gewesen sein als nur ein christliches Begräbnis, meine ich. Und wie war das mit den Lorchern? Hatten die vielleicht ein besonderes Interesse? Wie kümmerten sie sich denn um die Brettener? Oder waren das nur eine Handvoll willkommener zusätzlicher Arbeitskräfte? Und überhaupt – viel interessanter als ein Bild wäre für mich der vollständige Inhalt (in meiner Sprache) und ggf. eine Erklärung zu einzelnen Formeln in der Urkunde.

Oder zur Stadtbefestigung: Es wäre doch auch hier mal zu betrachten gewesen, was das für eine Riesenaufgabe war, eine solche Stadtbefestigung zu errichten. Wie viele Tonnen Steine, Sand, wie viele Kubikmeter Holz wurden da verbaut? Wo kam das alles her, und vor allem, wer hat das hergeschafft? Nein, nicht: wer gab den Befehl, sondern: wer hat gearbeitet? Wie viele waren wohl daran beteiligt? Waren das Brettener, oder waren das eine Art Wanderarbeiter? Und wenn das Brettener waren: die hatten ja vorher auch schon etwas zu tun; wer machte ihre eigentliche Arbeit? Wie lebten die Leute, die die Befestigung bau-

ten? Wie waren sie organisiert, was aßen sie, woher bekamen sie Essen, Kleidung, Quartier? Wie sah das mit der Versorgung aus, wenn es einen Unfall gab? Auch hier: wie sah denn ein ganz normaler Dienstag aus, Ende März, sagen wir, irgendwann zwischen 1149 und 1254?

Oder die Reformationsgeschichte – ich kenne die von Meldorf, die sehr dramatisch verlief, teilweise mit Auswirkungen bis in die heutige Zeit. Was damals passiert ist, hat einige Menschen über viele Generationen sehr nachhaltig geprägt. Ich vermute mal, dass das auch in Bretten so war. Wo steht eine Beschreibung des »Kleingedruckten«, des Alltags damals? (Winzige Spuren finden sich ja auf S. 12, aber das ist viel zu wenig konkret).

Ganz unterschlagen die Zeit der Hexenverfolgung – gab es so etwas in Bretten nicht? Würde mich wundern; wäre dann aber auch erwähnenswert. Oder – da Sie die Deportierung der Juden aus Bretten erwähnen; vielleicht wäre es ja auch mal interessant, zu erfahren, wie Juden denn nach Bretten kamen, wie jüdisches Leben in Bretten aussah, wie ihr Anteil am gesellschaftlichen Leben, am Alltag der Brettener war, usw. Ebenso auch die Nazis in Bretten – was ist denn nach Ende des 2. Weltkriegs aus *ihnen* geworden?

Und wie war das mit einer – sagen wir mal: Bildungsgeschichte – in Bretten? Wann gab es die erste Schule für alle, wie viele Kinder konnten das Angebot nutzen, woher kamen die Lehrer, was brachten sie den Kindern bei?

Die Aufzahlung ließe sich beliebig fortsetzen.

Es ist meiner Meinung nach nicht erforderlich (und kann auch kaum Anspruch eines solchen Artikels sein), ein vollständiges Geschichtsbild zu liefern. Umso eher ist es doch Gelegenheit, in vielleicht nur wenigen pointierten Schlaglichtern die Menschen, die das, was wir heute als »Geschichte« bezeichnen, lebten, wieder lebendig zu machen.

Ganz am Ende seines Textes schreibt Herr Bahn »Aber dazu ist es notwendig, die Geschichte der Stadt realistisch, d. h. mit all ihrer Härte und Tragik, ihren Licht- und Schattenseiten, darzustellen.« Stimmt wohl, aber vor allem doch darzustellen, wie die Menschen mit ihren durch diese Härte und Tragik, durch die Licht- und Schattenseiten geprägten Lebensbedingungen zurechtkamen. Das wäre dann »Heimatgeschichte«. So ist der Artikel für mich jedenfalls nur eine langweilige Bleiwüste.

Zugegebenermaßen habe ich die meisten anderen Artikel mangels Interesse nur überflogen.

Hängengeblieben bin ich dann noch an zwei Texten am hinteren Ende des Heftes, am Weckruf von Herrn Prof. Andermann, und an einer Antwort von Heinrich Hauß.

Der »Weckruf« enthält ohne Frage viele wichtige Feststellungen. »Der Verein Badische Heimat leidet an Überalterung sowie an einem altersbedingten, unaufhaltsamen Mitgliederschwund, die Regionalgruppen und mit ihnen der Landesverein … Sollte man den Verein nicht kurzerhand auflösen und die gleichnamige, möglicherweise längst überflüssige Zeitschrift einstellen? … Die Pflege badischer Traditionen … ist die Aufgabe des Landesvereins Badische Heimat, und wenn der Landesverein weiter bestehen soll … sollte er diese Aufgabe auch künftig wahrnehmen können.« Im Folgenden wird dann wieder auf die Regionalgruppen verwiesen.

Das ist aus meiner Sicht viel zu kurz gesprungen. Was ich an dem »Weckruf« vermisse, ist ein Blick auf die Außenwahrnehmung. Wenn heute eine »kulturelle badische Identität« gelebt wird – und um viel mehr kann es bei einer »badischen Heimat« heute nicht gehen – dann doch bitte nicht in irgendwelchen Regionalgruppen, in irgendwelchen Hinterzimmern, bei irgendwelchen akademischen Vorträgen über den vergoldeten Griff des Nachttopfs von Großherzog XY, sondern dann als Betrachtung, was denn diese kulturelle Identität ausmacht. Dazu gehört last but not least die eingangs eingeforderte Geschichte der Menschen, und zwar nicht nur der Anführer, sondern aller. Dazu gehört vor allem aber, diese kulturelle Identität in der Öffentlichkeit zu leben. Nur, davon lese ich bei Prof. Andermann nichts. Aber vielleicht ist der gar kein Badener, sondern ein »Neig'schmeckter«? Das wäre eine Erklärung.

Heinrich Hauß hat das sehr präzise auf den Punkt gebracht: »Ausschlaggebend scheint mir zu sein, dass ›Badische Identität‹ nicht als isoliertes Phänomen wirksam werden kann, sondern nur innerhalb eines kulturellen Kontextes.« Genau, so ist es!

Lieber Herr Hauß, wenn Sie das so genau analysieren, dann übertragen Sie doch diese Erkenntnis auch auf das Heft »Badische Heimat«. Sind solche »Bleiwüsten« wie der eingangs erwähnte Artikel von Peter Bahn heute noch »zeitgemäß«, stehen solche Texte mitten im heutigen Leben? Nein, tun sie definitiv nicht. Und wenn Sie, lieber Herr Hauß, – bitte: mit großem Respekt vor Ihrer Lebensleistung – heute immer noch als Schriftleiter der Badischen Heimat fungieren; fehlt da nicht die Erneuerung? Fehlt da nicht der Blick nach draußen – wer außer den Eingeweihten, fast möchte man sagen, den Geheimnisträgern, nimmt den Verein für Badische Heimat denn heute noch wahr? Und wie kann da-

für gesorgt werden, dass diese Wahrnehmung besser wird, damit das »Leben einer badischen Identität« auch in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird? Gefragt wäre hier auch eine rechtzeitige Reaktion auf eine sich verändernde Medienwelt. Das ist eine große Herausforderung, aber auch eine große Chance. Man muss wirklich nicht alles, was sich heute im Internet so abspielt, gut finden. Aber ein paar der Möglichkeiten, eigene Inhalte an den Mann zu bringen, wären schon nutzbar gewesen. Warum nicht statt eines langweiligen achtseitigen Artikels ein 5-Minuten-Video, und wenn das nicht reicht, dann halt viele 5-Minuten-Videos; die herzustellen ist auch nicht schwieriger als einen Artikel zu schreiben. Aber auch da; Bitte keine abgefilmte Vorlesung, sondern »richtige« Bilder!

Beispiele für solch gelungene Videos finden Sie z. B. bei NDR 3. In ungefähr Monatsabständen kommt dort in der Sendung »Schleswig-Holstein-Magazin« um 19:30 ein etwa 5 Minuten langer Beitrag aus irgendeinem der vielen heimatkundlichen Museen oder sonstigen Lokations bei uns im Land, der sich meist mit genau einem Gegenstand, seiner Herkunft, seinem damaligen ursprünglichen Zweck und unserer Sicht darauf beschäftigt. »Roter Faden« ist ein rotes Tuch, mit dem der Gegenstand am Anfang des Beitrags verdeckt ist. Ich finde das eine ganz spannende Form der Präsentation von Heimatkunde. Vielleicht haben Sie ja mal Gelegenheit, sich einen solchen Beitrag anzuschauen.

Bei vielen Unternehmen ist es zweitwichtigste Aufgabe der einzelnen Manager, den eigenen Nachwuchs zu fördern. Dazu gehört auch, das neue Wissen und die neuen Kenntnisse der jungen »Lüüd« mit einzubauen. Kann es vielleicht eventuell möglicherweise sein, dass es daran in der Schriftleitung der Badischen Heimat etwas gefehlt hat? Dann holen Sie das doch einfach nach!

So, jetzt habe ich selbst viel mehr Text produziert, als ich eigentlich wollte. Falls Sie bis hierhin gelesen haben: vielen Dank für ihre Geduld, und hoffentlich können Sie etwas daraus machen, dann hat sich mein Geschreibsel vielleicht doch gelohnt.

Ansonsten, (formell) »mit freundlichen Grüßen«, oder lieber, badisch, »Ade!« oder, wie man bei uns sagt: »moin«; das hat nichts mit »Morgen« zu tun, sondern ist ein nordfriesisches Wort, das sinngemäß etwa bedeutet: »Möge es gut werden«.

Thomas Friedrich
Isern Hinnerk 4
25704 Meldorf

Antwort auf die Zuschrift Friedrich

Kritisches aus Schleswig-Holstein

Was ein aufmerksamer und historisch bewanderter Leser der Zeitschrift Badische Heimat unter dem 28. März 2017 in einer Zuschrift an die Geschäftsstelle zu Papier gebracht hat, stellt manches in den Schatten, was bislang am Zustand des Landesvereins, am Verhalten von Autoren unserer Zeitschrift und zuletzt am »Weckruf« eines Beiratsmitglieds kritisch geäußert worden ist. Es wäre schön, wenn Leute wie der Leserbriefschreiber Herr Thomas Friedrich aus Meldorf, ein »auswärtiges« Mitglied der Badischen Heimat, mit anpacken würden, um zum Wohle des Landesvereins und der Vereinszeitschrift persönlich beizutragen. Einige seiner Vorschläge sollten in die aktuelle Reformaktivität einfließen können, sie verdienen es! Dass Herr Friedrich aus Verärgerung über unerwiderte Briefe an Autoren der Zeitschrift aus dem Verein austreten will, bedauern wir natürlich. Wird er es sich nach der Publikation seines Briefs doch nochmal überlegen?

Seine werbende Rede zugunsten von »Heimatgeschichte von unten« scheint mir am Beispiel des Autors, den er sich dafür etwas polemisch vornimmt, nicht durchweg überzeugend. Doch einige seiner Anregungen finden unseren Beifall. Man sollte aber nicht vergessen, dass gute Ideen dann vollends gut sind, wenn sie verwirklicht werden können.

So wie *oral history* die Gegenwartsgeschichte bereichert, so hat der sozialgeschichtliche Ansatz die ältere Geschichte bereichert. Zweifellos würde die Präsentation einer Dorf- oder Stadtgeschichte aus der Perspektive unterbürgerlicher Einwohner, Bürger und Räte, ihrer Lebensweise in privater und stadtdienlicher Beziehung von manchem Leser sehr begrüßt. Aber man vergesse nicht: Ein sozialgeschichtlich arbeitender Autor muss zuweilen längere und kostenträchtige Archivstudien – in journalistischem

Kontext spricht man von »Recherche« – in Kauf nehmen. Aber nur ein Teil unserer Autoren sind dazu in der Lage. Professionelle Historiker ziehen oft andere Publikationsorte vor oder erwarten ein Honorar, das wir uns nicht leisten können.

Herr Friedrich nennt einen weiteren Beschwerdegrund, dem auch ich großes Gewicht beilege: Autoren unserer Zeitschrift hätten ihm auf seine oft kritischen Briefe nie geantwortet. Die Chefredaktion erfährt – wie ich höre – von unbeantwortet bleibenden Briefen zum ersten Mal, und zwar aus dem oben abgedruckten Schreiben von Herrn Friedrich. Warum wollte er sich nicht an den Chefredakteur der Badischen Heimat wenden? So könnte ein fachlicher Briefwechsel begünstigt werden oder eben ein »Leserbrief«, wie im heutigen Fall, wenigstens teilweise zum Abdruck gelangen.

Zuletzt ein uneingeschränktes Lob: Herr Friedrich macht interessante Vorschläge zur Homepage. Seine Idee von einem »5-Minuten-Video« ist gut, und wir ziehen sie in Erwägung, wenn im Lauf dieses Jahres die geplante neue Homepage von der Landesgeschäftsstelle in Freiburg her freigeschaltet wird. Er macht sich auch Gedanken über die Bereitschaft und Qualifikation künftiger Chefredakteure der Badischen Heimat. Herr Hauß hält seit längerem nach geeigneten Persönlichkeiten Ausschau – bisher glücklos. Denn kompetente Personen winkten ab, als der im Ruhestand befindliche Oberstudiendirektor berichtete, die Position des Chefredakteurs, die er seit 33 Jahren innehat, sei ehrenamtlich, also ohne Honorar.

Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht
Würzburg

Badische Identität und Altersstruktur im Landesverein

Sehr geehrte Damen und Herren,

Ihr Bericht über die Jahresversammlung im November 2016 und die Gleichgültigkeit gegenüber der Arbeit des Vereins gibt mir Anlass, mich an Sie zu wenden.

Es ist auch nach meiner Beobachtung so, dass bei allen Vereinigungen, die sich mit historischen Themen befassen, die Teilnehmer bei den Veranstaltungen in der Mehrheit im Rentenalter sind. Das liegt sicher daran, dass das Interesse an entsprechenden Themen erst in reiferen Jahren wächst, es sei denn, man hat berufliche Berührungspunkte.

Auch die Frage nach der badischen Identität, die möglicherweise im Schwinden begriffen ist, beschäftigt mich. Sicher haben alle badischen Regionen ihr eigenes historisches und kulturelles Verständnis und der Flickenteppich, aus dem das Land vor gut zweihundert Jahren zusammengenäht wurde, vereinte neben Schwaben und Franken auch die Untertanen verschiedenster Länder und Ländchen. Allerdings herrschte vor allem auf dem Land eine starke badische Identität, die ich auch noch von Eltern und Großeltern erfahren habe und die mich bis heute, in meinem sechzigsten Lebensjahr, prägt.

Aber auch unter der jüngeren Generation findet sich die badische Identität, auch in den Randgebieten, wieder oder immer noch. Man denke nur an das fast schon rituelle Abspielen und Absingen des Badnerliedes. Eine vergleichbare württembergische Identität gibt es schlicht und ergreifend nicht!

Die kirchliche Organisation wie auch die Sportverbände sorgen zudem dafür, dass das Badische erhalten bleibt.

Allerdings denke ich, dass die Badische Heimat mit ihrem Schwerpunkt in Südbaden, außer einer guten Repräsentanz im Rhein-Neckar-Raum die weiter nordöstlich gelegenen Gebiete völlig aus dem Blick verloren hat. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Dr. Thoma, dem Vorsitzenden des Heimatvereins in Boxberg, meinem Herkunftsort, im vergangenen Sommer. Der dortige Verein gibt sehr engagiert ein Jahresheft heraus und Thoma selbst hat jüngst an zwei weiteren Publikationen zum Kriegsende und zum Widerstand gegen die Daimler-Benz-Teststrecke in den achtziger Jahren entscheidend mitgewirkt. Auf meine Frage zu Kontakten zur Badischen Heimat entgegnete er mir, er habe zwar vor etlichen Jahren sogar einmal etwas in der »Badischen Heimat« veröffentlicht, aber zu dauerhaften Kontakten sei es nie gekommen. Vermutlich liege das daran, dass der Main-Tauber-Kreis verwaltungsmäßig seit einigen Jahrzehnten nach Stuttgart gehöre und daher eine Verbindung nicht zustandekomme.

Eine Verbindung mit dem Landesverein täte den dortigen Vereinen sicher gut, denn auch sie haben

mit der Altersstruktur zu kämpfen, haben allerdings, wie am Beispiel Boxberg zu sehen, auch eine hohe Zahl auswärtiger Mitglieder, die sich mit der Region verbunden fühlen.

Ich möchte dem Vorstand für seine engagierte Arbeit danken und habe großen Respekt vor der großen Arbeit, die mit der Herausgabe der »Badischen Heimat« verbunden ist. Meine eigene Teilnahme an den Mitgliederversammlungen ist natürlich dadurch erschwert, dass sie im 200 km entfernten Freiburg stattfinden, allerdings nehme ich gerne an den Veranstaltungen teil, die von der hiesigen Regionalgruppe veranstaltet werden.

Für Ihre Arbeit wünsche ich Ihnen weiterhin viel Erfolg, Durchhaltevermögen und den Mut, verloren gegangene Verbindungen wieder zu aktivieren.

Ludwig Ehrly
Collinistraße 5/0222
68161 Mannheim
ludwig.ehrly@t-online.de

Antwort auf den Beitrag »Weckruf«

Bodman, den 26, März 2017

Sehr geehrter Professor Andermann,

in Ihrem Weckruf »Wozu ein Landesverein Badische Heimat?« (Badische Heimat, März 2017, S. 129–132) stellen Sie die Frage »Gibt es überhaupt (noch) eine landesweite badische Identität? Hat es sie je gegeben?« Ohne Zögern kann ich antworten: ja, dieses Selbstverständnis gibt es und gab es.

Bisweilen sprechen unbedarfte Besucher im badischen Südosten über »Ihr in Württemberg« oder »Ihr Schwaben«. Spontan wird jeder Markdorfer, Meersburger oder Konstanzer richtig stellen, dass wir hier Badener und Alemannen sind. In Konstanz kann man badische Flaggen und Souvenirs erwerben und Höhepunkt eines jeden Musikfestes in der Region ist das Badner Lied. Zahlreiche Vereinigungen und Institutionen führen das »Badisch« in ihrem Namen und das Haus Baden in Salem personifiziert badische Tradition. Während vorderösterreichischer, standesherrlicher, reichsritterschaftlicher, reichsstädtischer und klösterlicher Herrschaft nur lokal gedacht wird, verbindet badische Identität den Südwesten, obgleich die Gebietskörperschaften sich oft verändert haben. Es bleibt ein gewisser Stolz auf das ehemalige Großherzogtum, auf dessen frühe Verfassung, die Brückenfunktion zum Elsass und zur Schweiz, die musterhafte Organisation des Landes, die im ganzen Reich beachtet und geachtet wurde.

Allerdings die Aktivitäten des Landesverein Badische Heimat finden in der Hauptsache am Oberrhein statt. Im Vorstand sind der Südosten und der Nordosten Badens nicht vertreten. Unter den Beiträgen der aufwändig und sorgfältig gestalteten Hefte »Badische Heimat« finden sich die östlichen Landesteile selten. Zusammenfassend meine ich mit Ihnen, dass es den Landesverein Badische Heimat braucht. Die Erinnerung an das Großherzogtum und Land Baden ist es wert, gepflegt zu werden. Ich wünsche mir, dass wenigstens in einem Jahresband Themen von gesamtbadischem Interesse aufgegriffen werden. Es gäbe so viele Themen, von der Revolution 1848/49 bis zum Wirken des Gauleiters Robert Wagner, vom Kulturkampf bis zur Besatzungszeit nach dem Zweiten Weltkrieg beispielsweise, die man gerne im Zusammenhang und nach den neuesten Forschungen lesen würde.

Soweit keine Regionalgruppen des Landesvereins bestehen, sind regionale und lokale historische Vereine sicherlich bereit, entsprechend sachkundige Bearbeiter zu benennen.

Lassen wir uns nicht entmutigen. Eine Mitgliederversammlung, verbunden mit einem öffentlichen und beworbenen Vortrag wird auch Mitglieder und Gäste für die Pflege der Kontakte im Landesverein motivieren.

Mit freundlichen Grüßen
Wilderich Graf Bodman

Buchbesprechungen

Robert Geib, Frédéric Hartweg, Jean-Michel Niedermayer, Francois Schaffner: Sprache & Kultur im Elsass: Eine Geschichte. Hrsg. v. Réseau Canopé/Salde, Straßburg 2016, 208 S., ISBN 978-2-903850-40-1, 24,00 €

Das bereits 2013 in französischer Sprache erschienene Buch liegt nun auch in deutscher Übersetzung vor. Dies ist sehr zu begrüßen. Es ist nicht nur ein sehr leserfreundliches Werk, sondern bietet auch eine sehr fundierte Darstellung auf hohem wissenschaftlichen Niveau. Angesichts der deutsch-französischen Verwerfungen, unter denen das Elsass in seiner Geschichte zu leiden hatte, geht es um eine sehr sensible, auch emotional aufgeladene Thematik. Diese Klippe meistern die Autoren sehr überzeugend, denn es wird in beide Richtungen durchgängig sehr objektiv und differenziert argumentiert. Zugleich ist das Buch aber auch so etwas wie ein Weckruf, Ausdruck eines gerade in jüngster Zeit neu erwachten elsässischen kulturellen und sprachlichen Selbstbewusstseins. »Es wird«, so schreibt B. Vogler im Vorwort, »bei vielen Lesern den Stolz auf ihre Region wiedererwecken und sie werden den Reichtum ihrer Muttersprache wiederentdecken«.

Schon beim ersten Durchblättern begeistert das Buch durch seine reichhaltige Bebilderung, die es auch zu einer visuellen Fundgrube macht. Der in Spaltenform aufbereitete Text wird so enorm aufgelockert. Ob es sich um Grafiken, Skizzen, Sprachkarten, historische Fotografien, Karikaturen, Abbildungen von Dokumenten, Kunstwerken oder Monumenten handelt, alles ist mit filigraner Sorgfalt ausgewählt, man liest das Buch buchstäblich auch mit den Augen. Sehr hilfreich, die Lektüre vertiefend, sind die zahlreichen Textbausteine, die umsichtig in die Buchseiten eingebettet sind. Sie bieten Auszüge aus historischen Dokumenten, aus Prosatexten oder Gedichten, wobei – auch dies eine Reverenz gegenüber dem Leser – lateinische Texte beispielsweise ins Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch, alemannische Texte ins Hochdeutsche übertragen sind. Und schließlich: Die zahlreichen, eher unauffällig auf den äußeren Buchrändern platzierten Fußnoten enthalten nicht nur wichtige Quellenangaben, sondern häufig auch lesenswerte Erklärungen.

Der Anspruch des Werks gleicht einer Herkulesaufgabe. Es hat die Aufarbeitung der über 1000-jährigen Geschichte der elsässischen Regionalsprache und der mit ihr verwobenen Regionalkultur zum Gegenstand. Was aber beinhaltet der Begriff elsässische Regionalsprache? Sie beinhaltet, so die Verfasser, die mündlichen Varianten der alemannischen und fränkischen Dialekte sowie das Hochdeutsch als dazu gehörige Hoch- und Schriftsprache. Dialekte und Hochdeutsch gehören somit untrennbar zusammen, wobei die sprachlichen Bezeichnungen für den Dialekt sich historisch-politisch bedingt zunehmend entgermanisiert haben: Aus ursprünglich Deutsch oder Ditsch wurde mit der Zeit elsässerditsch, heute hat sich die Bezeichnung elsässisch durchgesetzt.

Das klar durchstrukturierte Buch gliedert sich in fünf Kapitel. Einleitend steht eine knappe Einführung, die die deutsche Sprachentwicklung vom Althochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen resümiert. Anschließend werden die Hauptetappen der regionalen Sprach- und Kulturgeschichte bis zum Mittelaltert erläutert: Die keltischen Ursprünge (450–50 v. Chr.), die Römerzeit (50 v. Chr.–400 n. Chr.), sodann die Ansiedlung von alemannischen und fränkischen Bevölkerungsgruppen im 5. Jahrhundert. Seitdem ist die Region Teil des deutschen Sprach-, Dialekt- und Kulturraums. In der Abfolge von fränkischem Königreich, Karolingischer Renaissance und Stauferherrschaft kam es zu einer ersten, von den Klöstern getragenen literarischen Hochblüte. Beispielhaft stehen hierfür das Evangelienbuch Otfrieds von Weißenburg, das Waltharilied, der *Hortus Deliciarum* vom Odilienberg oder Minnesänger wie Reinmar von Hagenau und Gottfried von Straßburg.

In der Zeit vom Spätmittelalter bis zur Aufklärung entwickelt sich die im Herzen der rheinischen Welt gelegene Region im deutschen Sprachraum zum wichtigsten Zentrum der deutschsprachigen Literatur. Das 16. Jahrhundert, geprägt durch Renaissance, Humanismus und Reformation, wird im Rückblick als »Goldenes Zeitalter« des Elsass gewürdigt. Die Humanisten Jakob Wimpheling, Beatus Rhenanus und Martin Bucer, der Prediger Johannes Geiler von Kaysersberg oder der Moralist Sebastian Brant setzten literarische

Glanzlichter. Das Elend des Dreißigjährigen Krieges hatte im 17. Jahrhundert dann den jähen kulturellen Absturz zur Folge. Dann folgt das erste sprachlich-kulturelle Wechselbad. Im Westfälischen Frieden fällt das Elsass nach Jahrhunderten der Zugehörigkeit zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation an Frankreich. Unter der französischen Krone wird es zu einer Provinz, die *de facto* aber Ausland bleibt. Französisch wird zwar Amts- und Verwaltungssprache, dank einer insgesamt recht moderaten und toleranten Sprachpolitik bleibt Deutsch aber Volkssprache. In den Volkschulen, »Teutsche Schul« genannt, wird weiterhin auf Deutsch unterrichtet, während die Straßburger Universität, an der Goethe 1770/71 Jura studierte, bereits zu einer Begegnungsstätte der deutschen und französischen Kultur geworden war.

Die eigentliche sprachpolitische Wende kommt mit der Französischen Revolution. Sie bewirkt eine radikale Zäsur. Mit der Machtübernahme der Jakobiner, die egalitären und zentralistischen Grundsätzen huldigen, gerät die Sprachpolitik in ein aggressives Fahrwasser. In der »unteilbaren Republik« wird die sprachliche Assimilierung und Uniformisierung zum unumstößlichen politischen Credo, das alle nachfolgenden politischen Systeme hartnäckig überleben sollte. Als besonders schicksalhaft für das Elsass erwiesen sich jedoch die im Laufe des 19. Jahrhundert verstärkt aufkommenden nationalistischen Strömungen. In ihrem Sog wurde die elsässische Regionalsprache und Regionalkultur auf lange Zeit zum Spielball machtpolitischer Interessen und Imperialismen zwischen den beiden Erbfeinden. Als Folge dieser Entwicklung wurden die Elsässer Opfer eines 5-fachen Wechsels der Unterrichtssprache (seit 1648) und eines 4-fachen Wechsels der Staatsangehörigkeit (1871–1945). Jedes Mal war dies mit einer Umschulung auf allen Ebenen des Bildungswesens, mit mehr oder minder starken die Volksseele aufwühlenden kulturellen Umbrüchen und Verwerfungen verbunden. Je nach politischem Zeitgeist wurde von den Regierenden eher moderat oder auch mit brutaler Härte mit der Bevölkerung umgegangen. Die Autoren beschreiben und dokumentieren dies in aller Objektivität und Ausführlichkeit für jede Epoche: Die Reichslandzeit im wilhelminischen Kaiserreich (1871–1918), die Epoche zwischen den beiden Weltkriegen, die nationalsozialistische Schreckenszeit im Gau Baden-Elsass sowie die Nachkriegsära nach 1945.

In all diesen historischen Wechselfällen hat insbesondere natürlich die NS-Zeit die elsässische Bevölkerung tief traumatisiert. Auch dies war eine radikale, besonders folgenreiche Zäsur. Ein kollektives Gefühl der Scham machte sich nach 1945 breit, man distanzierte sich vom deutschen Kulturerbe und der deutschen Sprache, der »Sprache der Nazis«. Man erinnerte sich an das Unwort von der »germanischen Barbarei«, das schon 1918 und in der Zwischenkriegszeit im Umlauf gewesen war. Wer sich jetzt auch nur zur Doppelkultur bekannte wurde der Germanophilie verdächtigt, als Verräter der republikanischen Werte oder als schlechter Patriot diffamiert. Die Späterben des jakobinischen Zentralismus in Paris hatten nun leichtes Spiel, um ihre Assimilationspolitik definitiv zum Abschluss zu bringen. Es galt nun als chic französisch zu sprechen, der Dialekt geriet ins folkloristische Abseits, wurde gar zum sozialen Aufstiegshandicap erklärt. Auf dem Schulgelände war der Gebrauch des Dialekts sogar verboten und wurde entsprechend bestraft. Die Dominanz des Französischen hatten sich nun flächendeckend auf der ganzen Linie, auch im sozialen Alltagsleben, durchgesetzt, Deutsch war zur Fremdsprache geworden.

Die Autoren sprechen mehrfach von der elsässischen Malaise bzw. der Schizophrenie der Elsässer, die seitdem zwischen zwei Kulturen gespalten waren, sich als gute oder gar noch bessere Franzosen beweisen wollten, andererseits aber auch die Treue zur eigenen Kultur und zum deutschen Kulturerbe bewahren wollten. Erst im Laufe der 1960er und 1970er Jahre, als der Niedergang der Regionalsprache schon weit fortgeschritten war, machten sich Anzeichen eines »neuen Frühlings« sichtbar. Zum Katalysator wurden ökologische Aktionen, die sich grenzüberschreitend auf beiden Seiten des Rheins gegen den Ausbau der Atomindustrie organisierten und dem alemannischen Dialekt in der Protestszene zu einer Renaissance verhalfen. Der Schriftsteller André Weckmann spielte hier auf der elsässischen Seite eine führende Rolle. Der Dialekt, die deutsche Hochsprache, wie auch das Anliegen der Zweisprachigkeit, waren nun plötzlich wieder im Aufwind. Schriftsteller, Künstler, das Mundarttheater, eine neu entstandene Festival- und Kabarettkultur wie auch zahlreiche neugegründete Vereine machten sich nun laut vernehmbar zum Fürsprecher der Regional- wie auch der Doppelkultur.

Auch das Ansteigen der publizistischen Beiträge und der regionalsprachlichen Literatur war beachtlich. Es zeugt von einem neu erwachten elsässischen kulturellen Selbstbewusstsein, das gegen die von Paris aus nach wie vor betriebene kulturelle Uniformisierung einen schweren Stand hat. Alle Anstrengungen konzentrieren sich seitdem auf die Förderung einer paritätischen Bilingualität, einer deutsch-französischen Doppelkultur, die an der Nahtstelle zweier

Kulturnationen als zukunftsweisendes europäisches Modell, als Hoffnungsträger gilt. In diesem Sinne haben sich seit den 1990er Jahren auch die elsässischen Gebietskörperschaften für die Förderung der paritätischen Zweisprachigkeit in den Schulen stark gemacht und im Verbund mit Elternverbänden dem französischen Staat erstaunliche Kompromisse abgerungen. Zwar sind die Hindernisse nach wie vor beachtlich, die deutlich positive Zunahme der diesbezüglichen Schülerzahlen in den letzten Jahrzehnten stimmt die Autoren jedoch optimistisch. Man kann ihnen von der badischen Seite des Rheins her auf diesem beschwerlichen Weg weiterhin viel Erfolg wünschen. *Gerhard Hepp*

Trachtenvielfalt in Baden-Württemberg. Hg. v. Landesverband der Heimat- und Trachtenverbände Baden-Württemberg e. V., Neckartailfingen 2016, geb., 200 S., Kunstdruckpapier mit zahlreichen Abbildungen, ISBN 978-3-00054-448-4, 29,50 €

Tracht kommt von Tragen. Mehrere Hundert Vereine in acht Verbänden machen Ernst damit und sorgen dafür, dass die kleidsamen, von Region zu Region und von Ort zu Ort verschiedenen traditionsreichen Trachten nicht nur in Museen bewundert werden können, sondern leben. Und so standen echte Trachtenträger zum Fototermin und zu Fachgesprächen bereit, um einen eindrucksvollen Text-Bildband entstehen zu lassen zur Dokumentation der hier und heute gepflegten Volkstrachten. Motor und Koordinator war ein Arbeitskreis des Landesverbands der Heimat- und Trachtenverbände Baden-Württemberg. Vorgestellt wurde das Werk im Herbst 2016 zum Ende der Amtszeit von Gottfried Rohrer als Erstem Vorsitzenden des Landesverbands in seiner Heimatgemeinde St. Peter, das heißt inmitten des größten zusammenhängenden Trachtengebiets, das sich von Freiburg über den Hochschwarzwald erstreckt und im Süden den Hotzenwald berührt.

In 59 Regionen ist das Untersuchungsgebiet aufgeteilt. Je dichter die Nummern dieser Regionen auf der Landkarte beieinander liegen, desto lebendiger die Strukturen und desto größer die Zahl der aktiven Trachtenträger. Ballungszentren erstrecken sich vom Schwarzwald bis auf die Baar und zwischen Neckar und Alb. Trachtenarm ist das Gebiet nördlich von Karlsruhe und eher dünn bestückt sind die fränkischen Landesteile. Gezählt wird von Süd nach Nord. Nummer eins ist die Tracht der Oberen Markgrafschaft mit der bekannten ausladenden schwarzen »Hörnerkappe«. Man erfährt, dass sich diese Kopfbedeckung der Markgräflerinnen erst im 19. Jahrhundert herausbildete und das vom jungen Hebel beschriebene »Vreneli« noch die bestickte »Dotschkappe« trug. Schon in diesem Abschnitt wird klar, dass die Trachtenlandschaft historische Territorien und deren Konfession widerspiegelt. Es folgt die Hauensteiner- oder Hotzentracht, die als besonders alt und eigenwillig gilt, als Nummer 3 die Klettgauer Tracht, die auch in der Schweiz getragen wird. Tauberfranken markiert mit Nummer 59 den Schluss der Baden-Württembergischen Regionen. Die folgenden 24 Seiten sind den Trachten der Volksgruppen gewidmet, die nach dem Zweiten Weltkrieg im Land heimisch wurden: Banat, Egerland, Böhmerwald und Schlesien; zusammengefasst als »Land des Deutschen Ordens«: Ostpreußen, Westpreußen und Pommern, dann drei Sprachinseln im heutigen Tschechien und exotisch in dieser Runde: eine Frucht der Trachtenbewegung des 19. Jahrhunderts: die Miesbacher Tracht, die aus Bayern herüberkam.

Die Fülle der in Wort und Bild vermittelten Informationen lässt sich hier nur andeuten. Die Vielfalt zeigt sich auch im Detail bei Knöpfen, Gürteln, Schultertüchern und Schürzen, vor allem aber bei den Kopfbedeckungen: Schnapphut, Schäppel, Bogenkranz, Strohzylinder, Radhaube, Bollen- und Rosenhut. Letzterer sieht dem Gutachtäler Bollenhut recht ähnlich und ist im Renchtal seit dem 17. Jahrhundert überliefert. Man stößt auf Großherzogin Luise, die 1901 der Pfarrei Rielasingen im Hegau sechs Kleider, Schürzen und Tücher und sechs Schellerhauben schenkte, die sie von der Textilunternehmer-Familie Ten Brink in Arlen erhalten hatte.

Die Unterschiede zwischen Fest- und Alltagstracht bei Bauern und Handwerkern werden gezeigt. In Villingen ist sogar eine Patriziertracht überliefert. Dorothea Brenner äußert sich aus der Perspektive der Volkskunde zu kostüm- und textilkundlichen Fragen, zum Alter der Trachten und zur Überlieferung, die nicht immer von Generation zu Generation stattfand, sondern auch auf alte Abbildungen oder schriftliche Quellen (im Schwäbischen die Oberamtsbeschreibungen) zurückgriff, und sie spannt den Bogen zur Alltags- und Sozialgeschichte. Die Trachtenverbände haben ein bestechend schönes Buch erarbeitet und gleichzeitig Geschichte geschrieben. *Renate Liessem-Breinlinger*

Landesverein Badische Heimat e. V.		
VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. 01 71 / 8 90 29 37 margrit.roder-oeschger@t-online.de
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 heftredaktion@badische-heimat.de
Schriftführerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Internetbeauftragter und Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Beisitzer	Dr. Reinhard Bentler Am Rebberg 34 79194 Gundelfingen	Tel. 07 61 / 5 31 72
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de
BEIRAT		
Prof. Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79 76297 Stutensee	Tel. 07 21 / 9 26 26 72 kurt.andermann@geschichte.uni-freiburg.de
Prof. Dr. Gerd F. Hepp	Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 0761 / 43318 gfhepp@arcor.de
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 0761 / 3 80 60 11 Fax 0761 / 3 80 60 13 E-Mail: kurt.hochstuhl@la-bw.de
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com
Wolfram Jäger	Ostpreußenstr. 14 76228 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
Elisabeth Schraut	Markthallenstr. 14 78315 Radolfzell	eschraut@t-online.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Wahlkreisbüro Bgm-Georg-Baust-Str. 6 68723 Plankstadt	Tel. 0 62 02 / 13 91 17 Fax 0 62 02 / 13 91 38
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

REGIONALGRUPPEN		
Baden-Baden	Dieter Baeuerle Schlossstraße 8 76530 Baden-Baden	Tel. u. Fax priv. 0 72 21 / 3 19 53 baeuerledieter@aol.com
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lahr	Gabriele Bohnert Stadtarchiv Rathausplatz 4 77933 Lahr	Tel. dienstl. 0 78 21 / 9 10-0416 Fax dienstl. 0 78 21 / 9 10-70416 gabriele.bohnert@lahr.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Brigitte Wöhrle Engelswiesen 14 75180 Pforzheim	blwoerle2susi@gmail.com
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
GESCHÄFTSSTELLE		
Daniela Koehler Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de